Kursbuch 1 1965

Samuel Beckett
Jürgen Becker
Pentti Saarikoski
Tadeusz Różewicz
Martina Werner
Uwe Johnson

Dossier über Jean Paul Sartre:
»Ein Streit um Worte«

Dossier über den Auschwitz-Prozeß

Suhrkamp Verlag

Kursbuch
Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 1 Juni 1965

Samuel Beckett, Faux Départs – Falsch anfangen *1*
Jürgen Becker, Glücksreihen *6*
Pentti Saarikoski, Was geschieht in Wirklichkeit? *11*
Tadeusz Różewicz, Non Stop Shows *19*
Martina Werner, Monogramme *29*
Peter O. Chotjewitz, Hommage à Frantek *40*
Uwe Johnson, Eine Kneipe geht verloren *47*
Karl Markus Michel, Die sprachlose Intelligenz I *73*

Dossier 1: Ein Streit um Worte
Interview mit Jean-Paul Sartre, *Le Monde*, 18. 4. 1964 *120*
Claude Simon, Für wen schreibt denn Sartre? *126*
Interview mit Jean-Paul Sartre, *Clarté*, März-April 1964 *134*

Dossier 2: Aufzeichnungen von einem Prozeß
Peter Weiss, Frankfurter Auszüge *152*
Martin Walser, Unser Auschwitz *189*

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit wenigstens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Grüneburgweg 69, Postfach 2446, Telefon 720881, Fernschreiber 413972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1965. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen.

05
Kur
Goethe-Institut e.V.
Goethe-Institut Bibliothek
ausgeschieden am: ✓

Samuel Beckett
Faux Départs

1

Plus signe de vie, dites-vous, dis-je, bah, qu'à cela ne tienne, imagination pas morte, et derechef, plus fort, trop fort, Imagination pas morte, et le soir même m'enfermai sous les huées et m'y mis, sans autre appui que les Syntaxes de Jolly et de Draeger.
Mon cabinet a ceci de particulier, ou plutôt moi, que j'y ai fait aménager une stalle à ma taille. C'est là, au fond, face au mur, dans la pénombre, que j'imagine, tantôt assis, tantôt debout, au besoin à genoux.
Dois-je me présenter? Bah.

2

Plus signe de vie, dis-tu, dis-je, bah, imagination pas morte. Stalle, un mètre sur trois. C'est là. Par terre les Lexiques de Jolly et de Draeger. J'éteins. C'est là, dans le fond, nez au mur. Debout, assis, à genoux, selon. Toute la nuit naturelle. Me présenter? Bah. Nous tourbillonnons vers l'hiver, moi, mon coin de terre. Si ça pouvait être tout sur moi enfin. Et seuls désormais l'autre vide, le silence et le noir sans faille.

3

Le vieux je est revenu, ne sachant d'où, ne sachant où, dénué de sens, inchangé.
Plus ou moins de syllabes, de virgules pour le souffle, un point pour le grand souffle.
Petits pas pressés, le pied qui se pose vient de trop loin, le ferme plus bas a trop loin à aller, il n'y a pas eu de chemin.

Il parle à part lui à la dernière personne, il se dit, Il est revenu, il ne sait d'où, il ne sait où, il n'a pas eu de chemin.
Le pied se pose une dernière fois, l'autre monte le rejoindre, il est rendu. Il peut lâcher son bâton blanc, il n'y a plus de bons ni de méchants, et s'allonger.

4

Imagination dead imagine.
Imagine a place, that again.
Never ask another question.
Imagine a place, then someone in it, that again.
Crawl out of the frowsy deathbed and drag it to a place to die in.
Out of the door and down the road in the old hat and coat like after the war, no, not that again.
A closed space five foot square by six high, try for him there.
Couldn't have got in, can't get out, did get in, will get out, all right.
Stool, bare walls when the light comes on, women's faces on the walls when the light comes on.
In a corner when the light comes on tattered Syntaxes of Jolly and Draeger Praeger Draeger, all right.
Light off and let him be, sitting on the stool and talking to himself the last person.
Saying, Now where is he, no, Now he is here.
Try as well as sitting standing, walking, kneeling, crawling, lying, creeping, in the dark and the light.
Imagine light.
Imagine light.
No visible source, strong at full, spread all over, no shadow, all six planes shining the same, slow on, ten seconds to full, same off, try that.
Still his crown touches the ceiling, moving not.
Say a lifetime of walking crouched and drawing himself up when brought to a stand.
When it goes out no matter, start again, another place, someone in it, keep glaring, never see, never find, no end, no matter.

Samuel Beckett
Falsch anfangen

1

Kein Lebenszeichen mehr, sagt ihr, sagte ich, ach was, daran soll es nicht liegen, es fehlt nicht an Phantasie, und gleich nochmal, lauter, viel zu laut, Es fehlt nicht an Phantasie, und schloß mich am selben Abend unter Buhrufen ein und machte mich dran, nur auf Jollys und Draegers Satzlehren gestützt.
Das Besondere an meinem Zimmer, oder besser an mir, ist, daß ich dort eine Box nach meinen Maßen einbauen ließ. Darin, ganz hinten, mit dem Gesicht zur Wand, im Halbdunkel, da habe ich Phantasie, bald sitzend, bald stehend, notfalls kniend.
Muß ich mich vorstellen? Ach was.

2

Kein Lebenszeichen mehr, sagst du, sagte ich, ach was, es fehlt nicht an Phantasie. Die Box, ein Meter breit, drei Meter lang. Da. Auf dem Boden: die Wörterbücher von Jolly und Draeger. Ich lösche das Licht. Da, hintendrin, mit der Nase zur Wand. Stehend, sitzend, kniend, je nachdem. Die ganze Erdennacht. Mich vorstellen? Ach was. Wir wirbeln dem Winter entgegen, ich und mein Fleckchen Erde. Wenn das endlich alles über mich sein könnte. Und allein hinfort die andere Leere, die Stille, das lückenlose Dunkel.

3

Das alte Ich ist wiedergekehrt, ohne zu wissen woher, ohne zu wissen wohin, ohne jeden Sinn, unverändert.

Mehr oder weniger Silben, Kommas zum Atemholen, einen Punkt für die Atempause.
Kurze, eilige Schritte, der Fuß, der auftritt, kommt von allzuweit her, und der, tiefer unten, steht, hat allzuweit zu gehen, es gab keinen Weg.
Er spricht zu sich selbst in der letzten Person, er sagt sich, Er ist wiedergekehrt, er weiß nicht woher, er weiß nicht wohin, er hatte keinen Weg.
Der Fuß tritt ein letztes Mal auf, der andere hebt sich, holt ihn ein, er ist angelangt.
Er kann seinen weißen Stock loslassen, es gibt keine Guten und keine Bösen mehr, und sich hinlegen.

4

Keine Phantasie mehr, das muß man sich vorstellen.
Sich einen Ort vorstellen, schon wieder.
Nie mehr was anderes fragen.
Sich einen Ort vorstellen, dann jemanden dort, schon wieder.
Aus dem muffigen Sterbebett kriechen und es an einen Ort schleppen, um dort zu sterben.
Zur Tür hinaus und die Straße hinab mit dem alten Hut und Mantel wie nach dem Krieg, nein, nicht schon wieder.
Ein umschlossener Raum, fünf Fuß im Quadrat, sechs Fuß hoch, es da mit ihm versuchen.
Hätte nicht reingekonnt, kann nicht raus, konnte rein, wird rauskönnen, schon gut.
Schemel, nackte Wände, wenn das Licht kommt, Frauengesichter an den Wänden, wenn das Licht kommt.
In einer Ecke, wenn das Licht kommt, die abgegriffenen Satzlehren von Jolly und Draeger Praeger Draeger, schon gut.
Licht aus und ihn sein lassen, auf dem Schemel sitzend und zu sich selbst in der letzten Person sprechend.
Sagend, Wo ist er nun, nein, Nun ist er hier.
Es nicht nur sitzend versuchen, auch stehend, gehend, kniend, kriechend, schleichend, im Dunkel und im Licht.
Sich Licht vorstellen.
Sich Licht vorstellen.

Keine sichtbare Quelle, grell bei vollem Schein, über alles gebreitet, keinen Schatten, alle sechs Flächen gleich hell, langsam angehend, zehn Sekunden bis zum vollen Schein, langsam ausgehend, das versuchen.
Steht er still, stößt sein Schädel an die Decke, bewegt er sich, nicht.
Sagen: ein Leben lang gekrümmt gehen und sich aufrichten, wenn er zum Stehen gebracht worden ist.
Wenn es ausgeht, keine Bedeutung, von neuem beginnen, ein anderer Ort, jemand dort, hinstarren, nie sehen, nie finden, kein Ende, keine Bedeutung.

Deutsch von Elmar Tophoven

Jürgen Becker
Glücksreihen

Jetzt kommen sicher bald die glücklicheren Zeiten auf uns zu.
Die Schiffe alle hinter uns brennen lichterloh.
Der Schmerz wird in kleinen Kapseln unauffällig im tiefsten Meer versenkt.
Viele Schüsse vermischen sich mit unseren Freudenschreien.
Alle unsere goldenen Kehlen.
Alle unsere brauchbaren Genicke.
Man wird erst etwas hören, wenn ein Geräusch das andere übertrifft.
In der Nacht die fallenden Birnen ins Gras im Herbst.
Im vorigen Herbst.
In der vorigen Saison war die Saison des großen Traurigmachens. In unserer Umgebung blieb kein Auge trocken und keine Tasse im Schrank. Nur die unschuldigen Kinder wissen noch nichts davon. Einst werden sie uns in die Pfanne hauen wie wir das immer tun mit unseren unschuldigen Eltern. Vorläufig wird mit den Füßen auf die Erde gefallen.
Die Erde hat immer Hand und Fuß.
Die Erde ist immer ein praktisches Luftschloß.
Die Erde ist bald weise wie das Meer.
Die Erde wie die Weisheit und das Meer sind Redensarten.
Mit Redensarten wird weitergelebt.
Komm her in die Zukunft.
Mein Fahrrad steht noch zu Hause im Keller.
Indessen köpft mein Vater meine Pappeln.
Früher wuchsen die Bäume nicht höher als sie waren.
Später, immer wenn ich wiederkam, waren die Tische, die Zimmer, die Treppen, die Zäune und die Großväter viel kleiner geworden.
Die Schande, einmal entfesselt, verwüstet den gesamten Familienclan.
Bruder und Schwester hat sicherlich der Klapperstorch zerhackt.
Ich werde noch ein Dutzend Familien gründen.

Ich brauche große Haufen Geld.
Viele Hemden und Fernschreiber.
Neue Küchenmaschinen, einige Seereisen, immer Garagen, harte Schnäpse, eine neue Nase, öfters eine Mulattin, versuchsweise einen Ministersessel, keinerlei Schnäuzer, Musikautomaten.
Von nichts kommt nichts.
Hast du was kriegst du was.
Besser ein Taugenichts als ein Habenichts.
Je nach dem Wind.
Der Wind der Lieder erzählt haben soll.
Liedern merkt man auch nicht mehr an, was nun eigentlich los ist.
Letzten Endes kommt es nämlich darauf hinaus, daß man ruhiger einschläft als man schläft.
Mit den Träumereien bin ich sonst gut zurande gekommen. Wenn plötzlich die Hein Hoyer Straße voller toter Leute liegt, haben sie vorher alle die Köpfe aus den Kellerwohnungen herausgesteckt. Unsinnig hat sie der Zeitungsverkäufer mit seinen Rufen hervorgescheucht. Geschwind hat um sich gegriffen, was eine Schnitzeljagd ist. Fertig ist aber niemand geworden. Fröhlich ist aber jeder geworden.
Verzweifeltsein hilft immer ein bißchen.
Heute zum Beispiel komme ich mir vor wie Hans im Glück ohne Kuh.
Denn lachend bin ich wieder aufgestanden. Singend habe ich alle meine Hemden gezählt und sogleich auch wieder zugestimmt. Unverwüstlich habe ich mir am Vergessen zu schaffen gemacht. Der Briefträger mit blöden Briefen ist spielerisch über den grünen Zaun geschickt worden. Dann habe ich mir kurzerhand eine Schimpfkanonade erlaubt. Zärtlich bin ich wieder eingefangen, ein Waschlappen genannt und aufs kühlende Eis gelegt worden.
Gestern war alles genauso neu.
Wenn ich so weiter mache, geht auch alles genauso weiter.
Im nächsten Januar. Im nächsten Mai. Im nächsten Dezember.
Wenn sich wieder was verändert. Indem alles von vorn anfängt. Obschon alles über die Bühne gegangen ist.
Schließlich ist nichts umsonst veranstaltet worden, ein Scherbenhaufen, ein Affentheater, Sommerfeste, Lügengespinste, Umsiedlungen, Ausbootungen, eine Bruchlandung, zwei Begräbnisse vor etlichen Jahren, ein Abschied von der Kinderzeit.

Kaum hat man sich unsichtbar gemacht, sieht man nichts mehr.
Stimmen immer ferner.
Heute wieder nichts wahrgenommen.
Fenster und Straße.
Sag mal was.
Der Tisch.
Weißes.
Wer.
In letzter Zeit hatte er sich doch eigentlich zu umsichtiger Stetigkeit durchgemausert. Nach seinen unbeherrschten Anfängen, die von tiefsitzenden Unsicherheiten zeugten, hatte er sich den Ruf gemacht, zuverlässig und seßhaft zu sein. Zäh wie er war, hatte er keines seiner unrealistischen Ziele je aus den Augen verloren. Ob er total mit der Person, als die er bekannt und geschätzt war, übereinstimmte, gehört zu all den Fragen, die nach seinem plötzlichen Verschwinden die Erinnerung an ihn wachhalten.
Die Erinnerung holt immer noch das Beste aus Allem heraus.
Schlimme Zeiten haben wir uns längst aus den Köpfen geschlagen.
Bloß wenn der Bauch voll ist habe ich noch Angst vorm Verhungern.
Nichts summt in den Nächten.
Nirgendwo mehr hört das Band der Autobahn auf.
Ich liebe ein Kornfeld.
Komm flieg mit mir.
Ich bin das Gras, das über Alles wächst.
Mein Mund ist schon bald zu.
Der Schnee zögert noch.
Bald gehn wir in den großen Wald.
Ich habe keine Bären mehr.
Der Wald ist zu.
Abermals sitzen wir im Wartesaal.
Es wird viel zum Fenster hinausgesprochen.
Draußen die Leute warten, daß drinnen die Leute hinausgeworfen werden.
Gefechte im Kopf.
Den Terror bitte abwarten und was vor der Tür steht.
Widerstand macht auf die Dauer keine Lust.
Über die Felsen davonhüpfen.

Ein Land dann verwünschen und ein anderes ausfindig machen, wo man nichts zu verstehen braucht.
Häuser täglich wechseln.
Im Einverständnis leben mit der Erinnerung.
An nichts mehr erinnern als an den sausenden Augenblick.
Graues.
Vereinzelungen.
Siebe.
Indessen immer fortschreitend, dem Bruder Leichtfuß nach, Gewisses im Sinn, Wind im Rücken, versehen mit Sprachen und Neuigkeiten, Ehrenhüten und Pässen, umjubelt und unerkannt, gehörnt und beflügelt, zum Frühstück in Peking und nachts in Las Vegas, mittags eine Libelle im Schilf, nicht schimpfend, weniger oft besoffen, unkontrolliert, braungebrannt, ohne Reue, omnipotent, mit gutem Gewissen Tourist, in jedem Hafen eine Braut, in jedem Haus erwartet und zu Hause, mit Abschieden schnell bei der Hand, für die Zeit eines restlichen Lebens das täglich anders probiert wird, querfeldein, im Kreisel, auf Vogelfluglinien, im Gegenverkehr und nicht rückwärts.
In Wahrheit komme ich nicht vom Fleck.
Wenn ich meine Lage einmal verändert habe, stelle ich das erst fest, wenn ich wieder festgewachsen bin.
Nur der Kopf fliegt weit.
Heute ist kein Wind unterwegs.
Bilder ziehen über die Wand.
Dieses Zimmer.
Dieses Zimmer ist keine Zelle.
Der Blick aus dem Fenster auf den Pestfriedhof findet Schrebergärten mit Birnbäumen und Pappeln in den Hinterhöfen.
Seit die Pest nicht mehr kommt, haben wir keinen Grund mehr zum Jammern und Räsonnieren.
Wir leben sehr frei und gehen jeden Abend auf ein Fest.
Jeden Tag werden Preise verteilt.
Überall werden wir als Ehrengäste gesucht.
Man macht mit uns, was wir wollen.
Endlich keine Ruhe mehr.
Zuhause ist nicht mehr drin.
Auf unseren Tischen die Steppe und die Betten wachsen zu.

Unsere Stimme dröhnt durch die Säle.
Wo wir auftauchen, entstehen Orgien und werden sogleich neue Helden gezeugt.
Man erschrickt nur, wenn aufeinmal nichts mehr los ist.
Wie leicht einem die Decke am Abend auf den Kopf fällt.
Nachdem sie eine Weile geglaubt hatten, ein gutes Stück vorangekommen zu sein, mußten sie plötzlich feststellen, daß sie dem Ausgangspunkt wieder näher gekommen waren. Da stritten sie sich auch nicht mehr, müde wie sie geworden waren, vielmehr liefen sie auseinander, daß jeder nun einzeln versuchte dorthin zu gelangen, wohin sie immer noch wollten. Nur wußte immer noch keiner so richtig, was das eigentlich war.
Der Mut ist groß geblieben.
Wir essen auch alles.
Sonst hat sich nicht viel geändert.
Gewißheiten sind wieder nicht von den Bäumen gefallen.
Verhandlungen hören nun nimmermehr auf.
Wirklich kommen die glücklicheren Zeiten immer näher.

Pentti Saarikoski
Was geschieht in Wirklichkeit

I

dies hier begann zwei Jahre vor den Kriegen
in einem Dorf, das nach dem Krieg an die Sowjetunion fiel
vom Krieg sind nur Feuersbrünste mir in Erinnerung die waren fein
solche gibt es heute nicht mehr
ich rannte ans Fenster um das Feuerwehrauto zu sehn
die ganze Kindheit lang war ich auf Reisen
ich wurde Kommunist
ich ging auf den Kirchhof Engel erforschen
solche gibt es nicht mehr
sella in curuli struma Nonius sedet
Bücher hab ich verbrannt in Alexandria
dargestellt einen Stein eine Blume mir eine Kirche gebaut
selber Gedichte geschrieben für mich selbst, der Stuhl ging rauf und runter
jetzt gibt es die Stühle nicht mehr mit so hohen Lehnen wie früher
hohe Dichtung gibt es ich warte auf Geld
    Was heißt hier Irrtum, der falsche Weg und der rechte, der Weg
    ist nicht ±2
ich lebe in kommenden Zeiten
Zeitungen lesend von morgen
ich unterstütze Chruschtschow eine Eule tragend aus einem Zimmer ins
andre suche den richtigen Platz ich für sie, Dies hier begann

II

hohe Dichtung, die Sonne sinkt, die Sonne steigt
die Sonne sengt

Kanonen sind hohle handlose Arme
in die es hineinregnet

ein Vogel der Sturm läuft das Schwanzgefieder voraus
und schreit KTO KOVO KTO KOVO
ist eine Waffe

durch den Wald führt ein Weg
führt Chruschtschow
ein Holzweg
Was ist Europa
ein Frosch hüpft kleben geblieben die Nase unter dem Stein

und:
die Kirche voller Frauen der Stier brüllt hundert Stiere
ein Neger häutet sich
ein Republikaner ein Demokrat umarmen sich zum letztenmal,
der Gekreuzigte dreht sich im Wind auch die Welt sie rettet sich nur
durch Umdrehung,
Amerika führt Europa am Hammelbein und Castro steht da als ein
Standbild der Freiheit,
und:

die ideologischen Inhalte: Schatten von Taten die sich umarmen
der Gekreuzigte klirrt wie eine wachsende Stadt
auf dem Kopf des Kindes ein schönes Schloß

III

Ich wohne in Helsinki.
Helsinki ist die Hauptstadt von Finnland.
Sie liegt am Meer, von Leningrad 120 Meilen in westlicher Richtung.
Helsinki ist eine wachsende Stadt, die Mieten sind hoch.
Wir sitzen hier inmitten von Wäldern mit dem Rücken zum Riesen und
betrachten
sein Bild in der Quelle. Er trägt einen dunklen Anzug, ein weißes

Hemd und einen silbergrauen Schlips. In seinem Land ist alles anders
als hier, da geht man auf dem Kopf oder ohne Kopf.
Wir sitzen inmitten eigener Wälder,
aber weit im Westen ist ein Land, in seinen Randgewässern schwimmen
große Augen,
die blicken hierher.
Helsinki wird neu gebaut nach einem Plan von Alvar Aalto.

IV

der letzte langsam sich öffnende Buchstabe und
auf ihn zu ein Kranz ein Rettungsring
ein Wolkenrad verhakt am Geweih der Kirche

vierzehn ist die Hälfte von sieben und die Zahlen
Punkte im Kreis
am rotierenden Tisch gefesselte Fresser

Veränderungen die feststehn Blumen
hochexplodiert und die Sonne versengt
das Herz aber nicht die vom Herzen gehende Rede

und der erste Buchstabe ist
ein Stier der anrennt gegen den langsam sich öffnenden letzten
Himmelsaug eine strahlende Eichel

Milchstraße Samen des Sol ein System
das sich dreht ein brennender Busch
und ist fröhlich Pythagoras reist

V

ich hauste in einer Ruine mit Namen Zum Sternbild des Löwen
eine Frau saß am Boden
ihre Brüste blickten mich an

Zone
das Weib ein Sammelplatz für Vögel
unten Lippen wie Weidenblätter
L'Amor che muove il sole e l'altre stelle

ich schrieb am rechtsgültigen Buch der Offenbarung
an einem gottlosen Schauspiel
ich war gestorben
ein Christus kristallisiert zum Fisch
und ein blitzendes Auge

VI

Sucht erst das Reich der reinen
praktischen Vernunft

Stücke von Reklamen und Titeln
Vogelfedern Grammophonplattenfragmente

Bögen strahlen Licht aus
die Grenzen sind erleuchtet

wenn das Gedränge entsteht nach Geschäftsschluß
und die Autos fahren ineinander
man hört Blech brechen im Dunkel und Menschenstimmen

wenn die Fahrt unterbrochen ist, ist niemand auf dem richtigen Weg

VII

in seiner berühmten Geschichte der Revolution erzählt Trotzki
als Lenin
Brille trug und Perücke
als Regen fiel in Petersburg
kam Mütterchen Rußland nieder mit einem Kind
aus dem werden sollte

wenn nichts mehr serviert wird
die Kundschaft verscheucht ist
die Stühle auf dem Tisch
und die Kasse das Geld zählt
wenn man dem zusieht von draußen
und alles ist wie gewöhnlich
und setzt sich fort und hat sich fortgesetzt

ein Auto sieht besitzenswert aus ich bin nichts als
Finsternis wie ein Engel
der schneller fliegt als sein eigenes Licht

VIII

aus dem Stern wachsen Haare

im dampfenden Asphalt festsitzendes Auge

im Umkreis dieser Sprache
niemand
ging aus dem Wald in den Wald es kam das Ende
Silbernadeln
der dialektische Materialismus ist
Ordnung und Sinn
der Sprache und Welt

die Verbindungen sind unterbrochen
das Wachstum des Waldes zum Stillstand gebracht
ich stehe auf der Straße
und weiß nicht bin ich Männchen oder Weibchen

IX

und ich rede, in einem Festsaal welcher ausgestattet ist mit einer Illusion: Bankreihen unendlich fortlaufend, bei Bedarf bis zum Himmel, ich rede,

an einer Straßenecke hängengeblieben mit jemand, er sagt irgendwas, redend mit meiner Rede, ich rede, Leute weg und herbei, am Tisch in der Wirtschaft, von Stunde zu Stunde nimmt meine Stimme zu, vernehmbar bis auf die Straße, ich rede, zu Hause abends für mich selbst, ich gehe ans Fenster, meine Rede beschlägt das Glas, ich zeichne ein unzüchtiges Bild an die Scheibe, in Größe meines Gesichts, man sieht das von weitem, ich rede, rede ununterbrochen, meine Stimme nimmt zu und ab, ich sage, Wahrheit ist jedes Wort, jeder Satz, und der Stoff, die Materie

X

aus der Welt der Bäume
wenden die Kiefernzweige
sich her
ich sitze hinten im Zimmer
brütend über neuen Alphabeten
das Fensterglas splittert die Zellenwände
krachen zusammen wie ein Boot
das Meer überschlägt sich
jemand schrie
mit der Stimme des Baums der Stimme der Bäume

XI

wenn man die Augen schließt sieht man gelbe
Tierchen mit roten Rändern
und Stellungen von Engeln

an der Wand der Schatten von Zweigen
es fällt einem etwas ein
ein Gedicht von Catull oder

hier ist so ein Witz wie es den Mädchen geht
die ihren Brei nicht artig schlucken
Antwort sie werden Mannequins

Mannequins sind wie Späne
wenn man morgen einkaufen ginge und kaufte sich ein Buch
Bücher helfen einem sich zu orientieren
in einer sich wandelnden Welt
und sich selbst ein eigenes Urteil zu bilden
über die Dinge

XII

an jeder Ecke Eichmänner die Hände von sich gestreckt
in kugeldichten verglasten Zellen
Stifter von Völkerverständigung
Arbeit-Geber
Land-Vermesser
Privatunternehmer
und alle die welche sicher ihr Bestes wollen und tun
Rotarier Löwen Frösche Ottern

Rom wurde nicht in einer Nacht gebaut
und das Gesetz das vor mir galt es wird auch nach mir dauern

ich streune durch eine fremde Stadt
Hosenlatz und Schuhriemen offen
im Hafen sind Schiffe
in einer Kaschemme der Lärm aller Zeiten

Wintertag und Gitarre

XIII

das Wetter ist schön
aus Gold die Augen der Frau
und ein Wind verheißt der Menschheit Frühling

unter den Lidern ist eine kühle Stelle

der Wind geht
durch die Netzhaut aus Gold

die Äpfel schwellen
die Kinder schmeißen Äpfel durch den Baum
der September geht und es kommt der Mai zum zweiten Mal dies Jahr

Aus dem Finnischen von Manfred Peter Hein

Tadeusz Różewicz
Non Stop Shows

Nun wird das ding ohne anfang und ende erzeugt
die zeichen der übereinkunft sind weg sie wurden
vergessen
nun erzeugt man kopfüber
Wir haben keine zeit die tapete
das kleid die augen den mund den baum das haus das sofa das bein zu beschreiben
Die uhren ticken
jemand erzieht unsre kinder
noch ist es zeit
ja wer erzieht unsre kinder
noch dürfen wir kämpfen
für die erziehung des neuen menschen
Die uhren ticken wir lächeln höflich
wir haben keine zeit wir haben keine zeit
für die erziehung der kinder
Die möglichkeiten des menschen von heute
sind unbegrenzt doch die erziehung der kinder
noch ist es nicht zu spät
der mensch von heute fliegt durch den kosmos
maschinen komponieren musik
maschinen schreiben gedichte
also gibt es die poesie wenn auch keine poeten
also gibt es junge poeten wenn auch keine poesie
ich dachte

Also haben wir nach wie vor dichter
wir haben nach wie vor dichtung
wir essen den braten also obwohl kein fleisch da ist

es gibt junge dichter
wie überraschend
das ist
es gibt junge dichter
und wieder gibt's junge dichter
es ist erschütternd
ich nehme an
sie selbst haben keinen begriff
welch seltene wunderbare
lächerliche monströse
erscheinung
sie sind
ich dachte es gäbe nie wieder
junge dichter
und natürlich habe ich mich geirrt
es gibt ja noch sterne giraffen tiger
nachtigallen frikadellen frauen schränke tische kanonen
romane äbte generale sonette krebse
politiker priester zwar einen gott gibt es nicht es gibt
aber tempel gut daß wir junge lyriker haben

Um heute zu schreiben
muß man sich einschränken sich aussöhnen einschließen
betäuben
Die möglichkeiten des menschen von heute sind groß
und sie beruhn auf der beständigen unruhe
ob es nicht schon zu spät ist
für die liebe den esperantokursus die reisen
die niederschrift eines romans die kinder die schönheit
den glauben das leben den tod
Wie schrecklich beschäftigt wir sind
Wir kennen unsere eigenen kinder nicht
Ich erzählte meinem sohn von Hamlet
Die erde duftet nach honig im juli
Die erde öffnet sich
Nur nicht schwarzmalen wir lösen kreuzworträtsel
waagerecht frauenname drei buchstaben

senkrecht ein element
Die erde duftet nach pilzen
Weibliche frigidität geburtenüberschuß
geburtenüberschuß in Schanghai
kampf gegen fliegen mücken spatzen
ratten in Schanghai
Früher hat man ratten gefangen mit flötenspiel
So hat man sie ins feuer gelockt
oder ins wasser das war das übliche mittel
im mittelalter
Die möglichkeiten des menschen von heute
sind groß Wenn es nur nicht zu spät ist
Im walde singen die vögel
Dubo . . . Dubon . . . Dubonnet . . . Jeder Schluck
ist Beruhigung und Genuß . . . jeder Schluck
erfrischt Sie und tut Ihren angespannten
Nerven gut Den Tag beschließen Den
Abend gewinnen
Wenn es nur nicht zu spät ist
stehen uns alle möglichkeiten offen
dies mädchen heißt Eva
Evas mund in Paris riecht nach tabak
Das Spiel mit den Möglichkeiten
Also schlägt man die zeitung das buch auf
Es gibt ferner noch einige Spielarten
bei denen der Mann stehet und die Frau . . .
Sie stammen aus dem
griechisch-römischen Repertoire und
sind heutzutage schwer durchzuführen,
weil fast alle Betten und Couches
zu niedrig sind.
Die männer sind schuld an der frigidität der frauen
Buchbesprechung Lolita
»Lolitas ungewöhnlicher erfolg ist wohl das
sensationellste literarische ereignis des letzten
jahrzehnts. Nicht der bericht von der liebe
eines mannes mittleren alters zu einem zwölfjährigen mädchen

macht den witz des buches aus . . .
. . . Lolita ist ein symbol
der amerikanischen zivilisation: jung, prall
vulgär und unreif . . .« Ausschnitt aus einem aufsatz:
»Das bild des begabten Spaniers
war einem kuhfladen zum verwechseln ähnlich
der im sand auf dem weg liegt
grell mit schwarzen flecken gesprenkelt
von fliegen«
»zugleich hat sich kürzlich in der englischen malerei
eine andere avantgarde herauskristallisiert . . . Die galerie
Marlborough stellte vier mitglieder dieser gruppe
vor: Hoyland Plumb Furnbull und Strond«

Allerdings um den kreis der möglichkeiten zu erweitern
verläßt man den ständigen wohnsitz
dort hinterm wald ist das meer
ich lese daß ich einen preis bekommen habe
für mein poetisches schaffen
ich frage den sohn ob er meine gedichte gelesen hat
wir gehn in den wald
in unserer zeit tun wir alles zugleich
man denkt an niederlagen und schläge
noch könnte man was unternehmen wenn es nur nicht zu spät ist
man könnte fliehen
ins kino
sich verstecken im kino
Todesgarage West Side Story Lolita
Schwindelanfall Lolita sah ich in München
Lolita Diese lolita ist ein sehr langweiliger langer
schinken mit einem vortrefflichen schauspieler der schlecht ist
in diesem film ist lolita ein kleines eis-
zapfenmädchen kahl in den achselhöhlen
wie eine puppe Er ist dozent oder so etwas ähnliches
lolita grausame nackte puppe ohne behaarung
hier und dort diese holzsäge dieses langweilige
melodram läuft seit monaten schon in Münchens

größtem kintopp Royal-Theater
Monachium *München*
Italia Bar Harem-Bar Haremsfrauen
Bongo Bar Tai-Tung Beste Köche aus Chungking
La-Boheme Schaschlik Bockwurst Riesenwurst
Intermezzo Striptease à la Paris
Moulin Rouge Bomben-Varietéprogramm
Die Zwiebel Lola Montez Bar Pique Dame
Gaststätte Nürnberger Bratwurstglöckl
Weiß und Bratwürste Hühnergustl
Schweinswürstl etc Playboys Bierhalle
Stachelschwein Schwabing
On parle français Eve Schöne Frauen
English spoken Köche aus Chungking
München Alte Pinakothek Alte Pinakothek
Alte Pinakothek
Cranach der Jüngere
Frans Hals Dürer
Vulkan überrascht Venus und Mars
Boucher
Konditorei Bierhalle
bei der Feldherrnhalle Bierhalle
bei der Feldherrnhalle
Feldherrnhalle Feldherrnhalle
In München
berührte mich eine stimme aus dem dunkel
worte in meiner sprache
ausgesprochen
von einem fremden
ohne gesicht
der eine maß bier hielt
wer war das ein serbe tscheche ukrainer
pole deutscher ein emigrant einer von der gestapo
der während der okkupation ein paar dutzend
polnische worte gelernt hat
ein spitzel ein soldat ein henker ein opfer
Im handumdrehn

befand ich mich auf dem sektionstisch
entkleidet gefesselt reglos
wieder war meine sterbliche hülle
geöffnet die innereien herausgenommen
das herz das gehirn ein nest voll hingerichteter
in dieser selbstbedienungs
gassenschnellbar
sah ich die fratze des feindes die hundeschnauze
des faschisten des führers der ratte des feindes
es krallten sich seine finger
rings um meinen kehlkopf am herzen
seine kalte und schmutzige hand
aus seinem munde flossen die gleichen worte
Aber im selben moment schon
im lärm in der wärme im neongefunkel
in den augen der frauen im lächeln
im warmen lärm des lebens in dieser scheiße
im dampfenden gedärm im auswurf
im bier- und wurstgeruch im kot
im krach der mechanischen musik
in brüsten und hinterteilen im paradies im wunder
Bratwurst Weißwurst Schweinswurst
Wienerwald Chungking
Knusprige Hendl
echt Münchner Wurstwaren
aus eigener Schlächterei Chungking
Pschorr Biere Tanz Bar MADISON
ich fiel hin robbte ich blutete ich
robbte im rinnstein lachte
im neonlicht der Non-Stop-Shows
im krach der negermusik
im dunkel noch einmal
verbarg das gesicht
weinte *Steaks Enten Bierhalle*
haß erfüllte mich tod gelächter
gelächter des todes traumgelächter
tod des gelächters tod des traumes

Schloß Nymphenburg
park im nebel
alleen bildwerke bäume im nebel
wasserspiegel blätter stille barock im nebel
im nebel des herbstes
gesicht meines deutschen freundes
Nymphenburg schloß
Nymphen wo führen diese alleen hin
sie verlieren sich im nebel
ein alter mann kommt aus dem nebel hervor
ein junges mädchen kommt aus dem nebel
ich blicke in den garten nebel
auf das schloß nebel
ich blicke in die augen des freundes im nebel
da ist wald hinterm wald das meer
das meer
wir lösen kreuzworträtsel
plötzlich
wird uns klar daß die möglichkeiten beschränkt sind
ob man noch ein heiliger werden könnte
ist es nicht schon zu spät
für eine posthume rehabilitierung
man wartet trotz allem lange

Vor einer woche
fuhr ich hinaus in diese wüste
begleitet durch diese tage vom gefühl
es gebe keine welt mehr hinter diesem wald
Jetzt weiß ich man darf unsre welt
nicht verlassen
man darf sich von ihr nicht entfernen
früher konnte man fortgehn in die wüste
jetzt muß man immerfort da sein
alle sind ständig da
man darf unsre welt nicht verlassen
nicht einmal für einen tag
alles muß miteinander verbunden bleiben

Gestern versuchte ich das meer zu beschreiben
gestern noch
hatte ich mut genug
das meer das totengesicht
den baum die erde die sonne den apfel zu beschreiben
Das wachen hat die glut der sonne
den milden schein des mondes und der traum
Lolita
lolita
Nabokovs
Meinen körper
dieses vierzigjährige zahme
haustier
öffnet der lenz
gibt dunkel zeichen
und in der dämmerung schrein vögel in mir
mit runden brüsten
mit runden weißen brüsten
mit runden blinden brüsten
mit blinden brüsten
mit weißen blinden brüsten

Früher hat die erotische lyrik den körper beschrieben
das eigentliche liebesgedicht das liebesgedicht von heute
beschreibt nicht den frauenkörper so glaube ich wenigstens
sondern das fehlen der frau Die beste
nahrhafteste überzeugendste
beschreibung des brotes ist die beschreibung des hungers
im Kara-Korum im tempel des liebesgottes
sind frauen aufgerammt wie am spieß
mit offenen mündern
einundvierzig bin ich
sitze am tisch sehe im fenster
den hellen regen in den dunklen kronen
der bäume
darunter goldene

lupinen regen ich erzähle meinem sohn
den Hamlet
ich rede vom geist der
von der ratte hinter dem vorhang
dem graubärtigen schwätzer
ich denke an die wie milch
glatten schenkel der königin mutter
an das entehrte bett
und so weiter und so weiter
die frage aus Hamlets monolog
verschweige ich
sie wäre ein zu grausamer scherz
für den menschen von heute
Ich höre die stimme die zu mir spricht
höre mich zu mir sprechen
Du hast dich geirrt
Wir müssen uns aussöhnen ja
es ist zeit
ich bin schon einundvierzig zweiundvierzig
wirklich wir müssen uns aussöhnen
zerrissene fäden bindungen knüpfen
es gibt ja wieder poesie
alles wird wieder werden
nur ich vergesse so langsam

noch rede ich rede ständig
erinnere mich ich wollte etwas verbinden
mit etwas
ausdrücken etwas
doch weiß ich nicht recht wozu

mild lächelndes gutes strahlendes gesicht
das große warme wartet geduldig auf die heimkehr des verlorenen
sohnes auf meine heimkehr
Ich zog aus dem haus ich verließ
mein haus mein nest den schoß

jetzt soll ich heimkehren und mein gesicht anschmiegen
die augen schließen den mund mit wachs verstopfen
optimistischer netter
reiner poet

1963

Aus dem Polnischen von Karl Dedecius

Martina Werner
Monogramme

Monogramm 4

I

Mama
ißt den Tod
schmeckt ihr gut
schmeckt nach Fisch:
›Rotkreuzwagen ekeln mich an‹
dahinter die Putzfraun in leeren Büros
zwölf
weiße Jungfraun an Kreons Grab und
die Dächer der Häuser weiß
von Zementstaub
(die leichte Feder im Flug)

doch Schlimmeres gibt es
die Eltern
die auf mir sitzen
die Kinder
die auf mir sitzen

. . . und beim Zubettgehn – sag schon was uns
am Schnee so stört die
schweren Federn die
leichten Krallen

II

voll Machtgier nach Unendlichkeit:
Hände befreit vom Tun
die Spitze des Weinblatts gekrümmt:
nicht in Demut
nicht in Demut
in welcher
Höhle
ließe sichs gut schlafen –
in dieser
in dieser
bei meiner Mutter – es
geschehn keine Wunder
außer diesem
außer diesem

und sie erinnert sich: zwei
Henkeltöpfe mit
blauem Vergißmeinnichtkranz
abgesprungne Glasur

Monogramm 12

I

›eine Statue aus Gips:
Christus in blau
auf einem rosa Stuhl
mit einer Kugel
aus Gold überm Kopf‹
das Muster

weist die Wehen der Geburt
nicht auf
den
brüllenden heißen scharfen Strahl
wenn ich einatme
wenn ich ausatme –

ein Dichter
der behauptet es gibt
wenig Menschen

II

er
trennt sich
nicht leicht davon: ›ein Ding
das es nicht gibt
gibt es nicht‹
in
seinen Bildern
leuchten Farben auf
das Muster ist nicht zu erkennen wie
die gespaltene Schlange
einseitig davonkriecht –
der Rest bleibt zurück

III

mit
beiden Fäusten
umsonst schrein: er ist gefeit
Wortfetzen
Markisenstreifen
schmiedeeiserne
Fenstergitter rostfrei

Goethe Institut e.V. Bibliothek

gestrichen: ›meine
Mutter weint
sie trennt sich nicht leicht davon‹
Oliven
groß wie Kinderfäuste und
Gottheiten ohne Kopf ›die
Handelsspannen sind zu gering‹

IV

wo die Sonne durchbricht
in seinen Bildern ›wir sprachen von
Griechenland‹ ein
Geruch von Verfall wenn sie sagt
›mich will ich umgehn‹
nur darauf bedacht
eine häßliche alte Frau zu werden
aber bedeutend:

und
ein Geruch nach Moschus
süßer und
süßer –
deutlicher und
deutlicher

(aber wir könnens nicht erfassen)

Monogramm 14

wir können allein
von Lyrik nicht leben – Ihr aber
schrieen sie zu
schrieen streuten Blumen
rannten die Dämme ein zwischen
Euch und Uns
dein
Tod
der
wie ein Stein beschlossen liegt sich
Kränze windet
aus meinem Haar
und
der Bachstelze
›gezackten‹ Schwanz mißachtet leicht
wie ein
Federsamen (schwerer Stein von Einst)
Äußerlichkeiten verachtet (und was
unterscheidet den Dichter denn
vom richtigen Dichter) ja dein Tod und meiner
nicht rund nicht eckig sondern
›flach wird er sein
wie ein Bachkiesel flach
und abgegriffen –‹ aber
sie sagt oh nein sagt sie
laß mich in deinen Armen
eine Nacht zubringen –
und am Morgen war sie das Meer
und nichts war er
(nichts war ich)
›Sand unter ihrer Sandale‹ das
Ufer das herbeisehnte
Flut und Ebbe und Flut
die Hüften eines Irren zu benetzen

›an viermal vier Ecken‹ und oh
sich klammern
an die Hüften
an die gezeichneten
›mein Tod
wird nicht beschlossen sein‹ sagt er
einmal
und wieder
sie schritten die Ecken ab Straßen Straßen
›Rechtecke des Lichts‹ wieder
und
wieder ›Landnahme‹
lächelnde Verstellung
ein Zimmer
voller Dinge die uns bedrängen ›in
eines anderen Auge zu sein‹ oh
zugemessen zu werden – Türme
die sich verstecken
hinter der Sonne hinter
wasweißich sich
mühelos geben ›wie
die kommunistische Weltanschauung
alle gleich machte‹ dachtens
ernsthaft
niemandes Topf
niemandes Braten
niemandes Braut – wir
steuern das Bild schon aus wozu
gibts ne Meßtechnik:
hell und dunkel genau
dosiert für
alle oh
mein rastloses Meer meine einzige Erde
stumm
stumm
ausgeschrieben zu minderem Preis entschlossen
zu gehn:

den Tod
zu geben
lächelnd
mit
eigener Hand:
›so umgehn wir
die Notwendigkeiten‹

Monogramm 15

I

wir haben
keinen andern: seine
wahnsinnigen Hüften
seine Kappe aus Luchsfell
sein Mund
aus Rauhreif (sein
brüchiges Haar das
ein Meer uns zuspülte) –
wir
haben ihn nicht –
von wem ich rede
du weißt es oh Luchs: Geruch
des Lichts unterm Wasser ›wer sich
an deinen Atem klammert
ist verloren‹

II

deine
Unschuld geschmeidig

zwischen
Kristallen geschmirgelt und
dehnbar wie ein Begriff: ›Geruch
nach Kastanienblüten‹ nahmen
den Wald wahr ›Striptease mit
einzelnen Bäumen‹
nichts nichts
kann die Glut entfachen
Schwielen auf
den Händen des Ahornblatts ›kann mir
keinen dieser jungen
Regisseure leisten mit
blauem Hemd engen
Hosen‹ sagt Marie ›hast du
Verwendung
für ne Katze‹
Hölzer
der Länge und Dicke nach geordnet –
sich erinnern
an den Geruch des Lichts und
›die Kobaltkanone wird programmiert ein
Mathematiker hätte dazu
zwei Tage gebraucht‹

furchtsam
in der sanften Höhle der Trauer ›die Wespe
wird sterben statt meiner‹

III

und
blinde Kerzen entzünden (eine
Richtfunkstrecke zwischen
zwei sichtbaren Punkten)
letzter Mund
geschlossen zum Schrei ›genaue

Dosis für die
Bestrahlung
eines Krankheitsherdes‹
wer uns heimleuchtet (sie werden
Laternen tragen sich nicht erinnern
an den Geruch des Lichts)

wahrnehmen
wahrnehmen
weiß vor grün wahrnehmen den
Hunger nach
fremden Gesichtern nach
dem fremden Wort:
›wir sahn nicht
wie das Weizenfeld
abgeerntet wurde‹

Monogramm 22

I

ob
wir dein Verdienst schwärzen: daß
nicht Neid
in uns brenne daß nicht
das letzte Blatt aufgibt
bevor es fällt: ›das gelbe Blatt
mein Haupt‹
daß nicht dieser Holzstoß
durchlässig und dürr Jahr um Jahr haltet
das Feuer fern Jahr um Jahr und
diese Hand die
uns hält Jahr um Jahr ›heiter

im Kristallstrahl‹ Brand
um Brand wir
bitten für dich (bin ichs
oder bin ichs nicht) Glied um Glied durch
lässig und dürr ›rückwärts gesehn
scheint
das Potential der Stärke
unwesentlich‹ dieser
Holzstoß
durchlässig und dürr darin
wir geboren werden darin wir
den Horizont abtasten durchlässig und dürr
oh daß nicht Kristallstrahl
heiter uns
senge daß nicht
Brand um Brand um Brand wir
bitten für dich daß nicht
›die
Sonne
rückt der Erde näher‹

II

Gestus der Sprache: Jazz
festival oder: will
›der Schall
nie mo
dern‹
See
rose in meinem Boot
Schenkel und Kopf
ausgesetzt der Luft Haar
rauchig von Wind ›und
es nimmt zu . . . der Schmerz
in der Welt‹ Un
treue

nachzuweisen: kleine
Buchstaben und
Bruchstücke von
Sekunden – dein Tod
schneller als Schall – ›Ge
lassenheit
in diesen Tagen‹
dein
verwegenes Gesicht meine Sprache
widerlegend und das Meer
seine Finger
dagegen reckend: Durst
nach Land ›wird
das Licht
nie ausglühn‹ sich
reißen darum
zu bleiben in
schalldichten Studios den
Krebsgang nachzuzeichnen zu bleiben
oder auch nicht zu bleiben
oder auch nicht zu bleiben
nein nein
wir wollen
dieses Gesicht erkennen: schmerzlos
ohne Kontur

Peter O. Chotjewitz
Hommage à Frantek

erst heute wieder erhielt ich einen Brief
traf ich einen Bekannten der mit mir sprach
las ich in der Zeitung eine Glosse
sah ich einen Film
kam mir ein Gedanke
hatte ich auf der Straße ein Erlebnis
träumte ich
– und immer ging es um die Frage:

was ist mit Frantek? wird Frantek erscheinen?

und dann mußte ich mich selber fragen:
werde ich, wird? und das hieß:
kann darf muß??
und kann das heiß:
ist überhaupt etwas vorhanden?
und darf das war eine formale Frage.
und muß das betraf eine Anzahl Ereignisse die auch
zum *Kapitel Frantek* gehören.

so wie es ist, muß ich mindestens vier Personen erwähnen,
die ihn gekannt haben:
drei Personen wegen derer und wegen deren Verhältnis zu
Frantek ich dieses Vorwort schreibe – und mich.
was mich anbelangt, so habe ich zwar Frantek gut gekannt,
aber keinen dieser drei:
Sebastian Rottenkopf, Freiherr von Nagel und Samuel Thunfisch,
von dem ich wenigstens schon gehört hatte, allerdings unter
anderem Namen – er wurde Schmul genannt.

von den Ereignissen erwähne ich folgende:

im Garten Eden
im Garten Eden das ist eine Gartenwirtschaft
in deren Mitte eine große Kastanie steht
im Garten Eden saß ich abends oft
mit einem Kohlenträger
der früher im Gleiwitzer Revier
vor Ort gestanden hatte

ich sah auf die breite Allee vor dem Eden, die von herrlichen alten Kandelabern beleuchtet wird und zum Schloß führt und Frantek saß neben mir und blickte aus seinem kohlenstaubgeschwärzten Gesicht, das nur um die Augen zwei helle Kreise zeigte, auf das grüne Bier auf dem grünen Tisch, und immer wenn eine Pause zu Ende gegangen war, erzählte Frantek die Geschichte von Antek und Frantek in Gleiwitz und fragte mich: hastu gewesen?
der Frantek, dessen wegen ich schreibe, ist zwar nie in Gleiwitz gewesen – nehm ich an – doch hieß er ehmfalls Frantek und pflegte zu fragen: warssu schon dort? und wenn ich den Kopf schüttelte, sagte er: Detroit, Chicago!
wennischnu heime ging, kamisch an einem Haus vorbei, in dem wohnten alle Möbelträger der Spedition Jägerling und im Parterre, gleich neben dem Hausflur, lag eine Kochstube mit einem Fenster, aus dem an warmen Tagen nur mit Unterhemd bekleidet ein Herr namens Frantek heraussah – und hielt Ausschau nach Schnaps.
wenn die Möbelträger freitags Geld hatten, so sagten sie: auf gehts Frantek, setzten ihm Kaffeewärmer nd Apfel aufs Haupt, legten ihm Bademantel und Bettuch um die Schultern, schnürten ihm die durchgesoffenen Zuckernieren mit dem Möbelgurt, gaben hm Teppichklopfer und Schürhaken in die Hand, baten ihn in eine ihrer Möbelkisten zu treten und fuhren zu dieser nd jner nd mncher ndrer Destille. wenn sie hereinkamen, sagten sie: tach Pit, klappten den Kistendeckel auf und baten ihn hervorzukommen und n die Theke zu treten. dann bekam er Schnaps so viel wie er mochte, bis sie eines Tages die Kiste aufmachten, den Zeremonienmeister baten, mit seinem Stock an die Erde zu rühren, doch er kam nicht heraus, denn er war tot, der hieß also ehm

falls Frantek und starb gewissermaßen ebenso am Suff wie der, über den ich schreibe.
und dann gab es in H eine Frau namens P. die hatte zwei Töchter und einen Sohn. die erste Tochter hatte einen Sohn und eine Tochter. die zweite hatte einen Sohn und drei Töchter. der Sohn hatte einen Sohn und zwei Töchter. lange Jahre nachdem ihr Mann gestorben war, einige Jahre weniger, nachdem auch ihr Sohn gestorben war, hatte sich Frau P in eine winzige, kleine, schwarzgekleidete, fröhliche Frau verwandelt, die ihre zahlreiche Verwandtschaft zu verwechseln begann. so hielt sie den Sohn des Sohnes für ihren Sohn. »iß datt dein Mann?« fragte sie in freundlichstem Kölnisch ihre, wie gesagt, verwitwete Schwiegertocher unter Hinweis auf den Sohn ihres Sohnes. oder: »iß dat dein Kind?«, und erwies dem Sohn des Sohnes ihres Sohnes große Freundlichkeit. im Laufe der Jahre überwand sie diese Schwierigkeiten ohne eigenes Zutun, sodaß sie später eigentlich nur noch fehlerfrei singen konnte: ach, ich hab sie ja nur auf die Schulter geküßt, während sie ihre Konversation auf die unermüdliche Repetition der Reste einiger Gespräche, die sie vor fünfzig oder sechzig Jahren anläßlich einer beliebigen Kaffeetafel gehabt hatte, reduzierte.
was haben nun diese drei Ereignisse mit Frantek zu tun? sie sind ein wenig von dem, was ich unter Frantek verstehe, seit ich ihn kenngelernt habe. denn er lehrte mich, ohne es zu wollen, daß jedermann Frantek ist, auch Frau P aus H, die wiederum so war wie alle Menschen. deshalb also muß ein Buch über Frantek heraus.
und ob es das darf? die Ehrlichkeit verlangt von mir, zuzugeben, daß nicht ein Satz dieses Buches über Frantek von mir stammt. die auf den folgenden Seiten abgedruckten sieben Kapitel über ihn stammen von den schon erwähnten Rottenkopf, Thunfisch und Nagel, obwohl der Nachweis kaum zu erbringen ist, daß sie von diesen und von niemandem anders geschrieben wurden. doch gibt es ebensowenig Indizien dafür, daß jemand anderes sie geschrieben hat, obwohl ich allen denen nachgegangen bin, die damals in dem Kreis um Frantek gewesen sind.
ich selber kannte nur einige: Franz Xaver Kleebart, Kurz zu Langrock, Klaas von Krebsgang-Fröhlich, Heinz Obenkoben und Roswitha Krummgebein. aus einem Gedicht, das Thunfisch 1959 veröffentlichte, stammen die Namen Seegang, Stern, Krumteich, Rottenkopf und Nagel. aus einem Brief, den Nagel 1961 schrieb, stammen die Namen Rath, Bettina, Cesar und Thunfisch, und von dem Empfänger dieses Briefes, der nicht genannt

sein will, erfuhr ich auch, daß Nagel an einem Buch über Frantek sitze. von diesem, ohnehin vollkommen unbekannten und unbedeutenden Brieffreund erhielt ich Nagels Adresse, der mir beschrieb, wie ich Rottenkopf erreichen könne, jedoch bestritt, jemals ein Wort über Frantek geschrieben zu haben, obwohl er mit Sicherheit als Verfasser des ersten zweiten dritten fünften und sechsten Kapitels angesehen werden muß (warum gleich unten). die ersten sechs Kapitel erhielt ich nach vielen vergeblichen Bemühungen von Rottenkopf, der irgendwie in den Besitz der von Nagel stammenden Kapitel geraten war und als Reflexion über die ersten drei Kapitel das hier als viertes Kapitel abgedruckte Textstück selber verfaßt hatte. (nn mnschmnsch schlei i o i mnsch – rr wrr drr frrndlichste vn llen!) allerdings hatte er keine Ahnung von wem diese Texte stammen könnten. er kenne Nagel kaum, schrieb er mir.
das siebente Kapitel ist von Thunfisch. es steht in jeder Hinsicht in engem Zusammenhang mit dem bereits erwähnten Gedicht. aus dem Text ergibt sich, daß Thunfisch weder die Arbeiten Nagels noch die Rottenkopfs gekannt hat. zugleich können wir die Entstehung seines Textes auf Ende 1961 datieren, während Rottenkopfs und Nagels Text wohl später entstanden ist.
eigentlich schwierig und bestreitbar ist also nur die Zuschreibung der fünf Kapitel Rottenkopfs. nicht nur, daß er bestreitet Urheber zu sein. es verwundert auch, daß er fünf Kapitel geschrieben haben soll, während Thunfisch und Nagel, sofern auch sie Verfasser von Texten über Frantek sind, jeder nur ein Kapitel geschrieben zu haben scheinen. es verwundert ferner die Uneinheitlichkeit und der geringe Zusammenhang zwischen den f5f Kapiteln Thunfisch, sodaß man sich unwillkürlich fragt, wie aus diesen fünf Fragmenten ein Buch entstehen sollte. wir müssen aber folgendes berücksichtigen:
Rottenkopf und Thunfisch wollten allem Anschein nach niemals ernsthaft ein Buch über Frantek schreiben. selbst wenn sie mit dem Gedanken gespielt haben sollten, so ist das, was hier als ›viertes Kapitel‹ über Frantek vorliegt, doch nicht mehr als Reflexion über drei Kapitel, die von Nagel stammen mochten. ebenso ergibt sich unmitelbar aus Thunfischs Text, daß auch er nur einige Eindrücke und gedankliche Möglichkeiten, ein Buch über Frantek zu schreiben, wiedergeben wollte.
was nun Unstimmigkeiten und Unbeholfenheiten des Thunfisch-schen Textes in allen seinen f5f Kapiteln anbelangt. Nagel äußert sich in seinen

Reflexionen über die ersten drei Kapitel Rottenkopfs abfällig über deren Verfasser und nennt ihn nur Jemand, ohne zu wissen, daß Thunfisch ihm bei Frantek oft begegnet sein mußte. bei ihm klingt schon an, daß wir uns unter Nagel einen Studenten, Justizreferendar, Lehramtskandidaten, Bergassessor etc. vorzustellen haben, der weder literarisch vorgebildet noch künstlerisch außergewöhnlich begabt ist. was die literarische Fragwürdigkeit Rottenkopfs erklärt, wenn auch nicht rechtfertigt. man stellt sich schon vor, was für ein Mensch er sein mag.
diese drei haben also, ohne daß einer von der Arbeit des anderen gewußt hätte, dieses Buch geschrieben. und nun die Frage: darf es heraus? – wobei ich ergänzen muß, daß die urheberrechtliche Seite der Frage nicht mit im Spiele ist. sondern, zum Beispiel:

warum setze ich mich nicht selbst hin
und schreibe ein Buch über Frantek?
warum bitte ich nicht jemanden
der berufen wäre
ein Buch über Frantek zu schreiben
wenn ich schon versichere
es müsse ein Buch über Frantek heraus?

die Antwort ist einfach und billig zu haben. ich könnte nicht mehr oder besser über Frantek schreiben, als diese drei, voneinander unabhängig, und weit von dem Ehrgeiz entfernt, eine Dokumentation über ihn zu geben, geschrieben haben. gewiß, ich könnte behaupten, es sei nicht gut, Geschichten zu erzählen, als deren Hauptperson sich immer wieder ein Mann namens Frantek entpuppt. aber was weiß ich denn über ihn. was er erlebt hat, gedacht, sich gewünscht, geträumt, wozu er den Anstoß gegeben hat? ich müßte Geschichten erfinden, die ebenso unwahrscheinlich sind, ich müßte sie einem Menschen um die Schultern hängen. ich müßte sie wie einen Vorhang vor eine Bühne ziehen, auf der nur ein Mann allein auf einem Lehnstuhl mit Rosenmuster sitzen würde. ich müßte sie wie Schnee über eine Landschaft verstreuen, um einen bestimmten Mann damit zu bedecken. aber immer würde er den Mantel vom Gesicht ziehen, den Vorhang in der Mitte einen Spalt breit öffnen, das Tuch anheben und darunter hervorschauen, würde den Kopf bewegen und sagen:
ich heiße *Frantek*, und wie heißest du?

also nichts gebessert, nur ein Buch mehr über Frantek, obwohl doch dieses hier, das nicht gewollte, alles über Frantek sagt, was auch ich sagen könnte, und einiges mehr. einen Anderen aber, der über Frantek schreiben wollte, habe ich nicht gefunden. es scheint niemand berufen worden zu sein.
was ist da? was ist da, das heraus kann?:
Hommages. Erinnerungen an einen alten Mann, der während eines Festes im Wohnkeller eines Miethauses auf einem Ohrenarmlehnensessel mit einem Rosenmuster mitten im Raum saß. einige Träume. die Geburt eines verkrüppelten Kindes – das sind schon die ersten drei Kapitel, deren Grundgedanke es sein mochte, die erinnerte Person innerhalb der Welt aus der Welt zu führen, und wenn es vergeblich war – weil es vergeblich sein mußte – sie als Christopherus ähnliche Gestalt zu mythologisieren.
dieser Versuch ist dem Freiherrn von Nagel bekannt geworden, ohne daß wir wüßten, auf welche Weise. in seinem Text, der an vierter Stelle steht, versucht er eine reale Beschreibung Franteks gegen die unwirkliche mythologisierende Beschreibung durch Thunfisch in den ersten drei Kapiteln. dieser Versuch mußte scheitern, denn keiner der Drei kann, ebensowenig wie ich, nachweisen, daß es Frantek überhaupt gegeben hat. dennoch muß der Versuch Nagels, obwohl er unbekannt blieb, reinigend gewirkt haben. denn in den beiden folgenden Kapiteln, hier dem 5ten und 6ten, verwendet er deutlichere, plastischere und realere Vorwürfe, wenn auch sein Stil, vor allem im 6ten Kapitel, nicht geeignet ist, die Personen, insbesondere Frantek und die ihn umgebende Umwelt zu literarisieren. gerade der Versuch Rottenkopfs, eine poetische Prosa zu schreiben, wie er im 6ten Kapitel ganz deutlich wird, ist gescheitert.
das siehmte Kpitel, von Nagel verfaßt, ich sagte es schon, könnte am Anfang stehen. es steht für sich und außerhalb des Bogens, den die ersten s6s Kapitel doch immerhin bilden. nur sie, die 1ten drei Kapitel von Rottenkopf, das vierte Kapitel von Thunfisch und das 5te und 6te Kapitel von Nagel bilden eine Einheit und sei sie auch locker und willkürlich. der Verfasser dieses Textes hat sich ganz offensichtlich einige Zeit lang mit dem Gedanken getragen, ein Buch über Frantek zu schreiben, und in diesem Text versucht, einige Gedanken zu diesem Thema zu fixieren, wobei er, um dem Ganzen einen Halt zu geben, banale Ereignisse und Eindrücke einer Reise als Rahmen verwendet hat. es spricht viel dafür, daß diese Reise im Frühjahr 1962 stattfand, als Rottenkopf von München, wo er

gelebt hatte und auch Frantek begegnet war, nach Berlin übersiedelte, wo er, nach zuverlässigen Berichten, als Beamter in den Justizdienst eintrat. nicht nur als Motivation der sex vorangegangenen Kapitel Rottenkopfs und Nagels, auch als die Wiederherstellung zeitgenössischer Aspekte müssen wir den im 7ten Kapitel niedergelegten Text Thunfischs sehen. als solcher hat er in diesem Buch auch seine Berechtigung.

Uwe Johnson
Eine Kneipe geht verloren

Noch im Frühsommer war die Kneipe ein stilles Geschäft gewesen. Ihre schmale Front konnte sich nicht vordrängen in dem leuchtenden Band aus Schaufenstern und Transparentzeilen, das abends den Platz unterhalb großmächtiger Miethausbauten von 1890, mindestens einstöckig mit Buden umstellte, und wie oft in diesem gemischten Südviertel Westberlins die kleinen Läden, machte sie ihren Anteil an der umwohnenden Kundschaft aus mit ebenso schwachbrüstigen Schankbetrieben, die ihr gegenüber oder nicht weit in den Wohnstraßen ein Schild aus der Bauflucht streckten, das ihnen allen dieselbe Brauerei in unparteiischer Gewinnerwartung gestiftet hatte. Zu der zimmerbreiten, hallenhohen Höhle, die schon in der Dämmerung wie ein bürgerlicher Wohnraum erleuchtet war, hielt eine Skatclique und anderer Stamm, der seit dem Krieg an die Wirtsleute gewöhnt war, da wurde über die Straße verkauft an Ehefrauen, die den Mann zu Hause halten wollten, mochte er dabei trinken, da kamen nach Ende der Kinovorstellungen, der Fernsehprogramme Paare ohne Durst und andere Laufkundschaft von der Bushaltestelle, dem diesseitigen Aufgang der Untergrundbahn, und schafften alle einen monatlichen Umsatz von nicht viel mehr als vier Tonnen Bier. Bis in den späten Nachmittag war die Wirtin, eine junge Person, meist allein mit dem näselnden Ton des Wasserüberlaufs, den acht viersitzigen Tischen, der Stammecke, der altertümlich verzinkten Theke, den Flaschen in dem fichtenen, auf altdeutsch zugestrichenen Regal, und blätterte in den Handbüchern einer wenig verbreiteten Wissenschaft, denn sie wollte nur ein Semester lang einen Onkel vertreten, der an diesem Platz den Tag mit milden, den Abend mit heiteren Räuschen ausgegeben hatte, bis er, unter erheblicher Teilnahme seiner Kunden, ausgesegnet und begraben worden war und seine Frau, vor unverhoffter Schwermut nicht weiter fähig, das Geschäft zu führen, einstweilen ein Schwesterkind an die Hähne gestellt hatte, gegen eine Beteiligung am Überschuß, die gut sein konnte für die Studiengebühren eines

vollen Jahres, sollte da mehr Überschuß kommen. Die Alte hatte der Studentin wohl noch die einfache Buchführung vorgemacht, die Steuerpraxis und die Vorratshaltung erklärt, auch ungefähr das Einschenken; sie hatte aber bald nach der Beerdigung angefangen, die Dinge der Welt mehr und öfter nach religiösen Gesichtspunkten zu beurteilen, so daß sie keine rechte Hilfe war und im Grunde der Aufsicht bedurfte, wenn sie abends allein an einem Ecktisch neben dem Windfang saß, hinter dem Schild Privat und gefalteten Händen ein Gläschen Magenbitter verborgen hielt, überhaupt mit einem fremden, abweisenden Gehabe, als kenne sie die übrigen Gäste neuerdings nicht mehr deutlich. Sie wollte mit ihren fünfundsechzig Jahren die Vierundzwanzigjährige behüten, die mußte aber zu Rande kommen mit Herren von vier und mehr Jahrzehnten, die noch eingestellt waren auf den alten Wirt, der mit ihnen auf du gewesen war hinter der Schankbrücke, einen Unterarm genüßlich aufgestützt, mit vortretendem Bauch in der halboffenen Weste, Schweißpfützen auf dem strähnig behaarten Schädel, redeselig, spendierfreudig, wie alle wohlversehen mit Redensarten, die der neuen Wirtin am Anfang gar nicht aufgingen. Die neue Wirtin ließ sich aber, so hellhäutig sie war bis ans rötliche Haar, zum Erröten nicht bringen, sie ging auch auf schnapslockere Angebote so unbefangen ein wie eine Kindergärtnerin, so daß der Umgangston in der Nähe der Theke familiär wurde, um so mehr, als sie je Abend bereitwillig zwei Runden des Würfelspiels Chicago austrudeln half, wenngleich sie ihre Gewinne verschenken wollte und nicht trinken, sie nahm von den Stammkunden auch Schuldscheine auf Treu und Glauben in die Kasse, und bald fingen die Kiebitze vom Skattisch an, mit ihren gewonnenen Getränken herüberzukommen auf die hochbeinigen Hocker an der Theke zu der Neuen, sich ihr so gut bekannt zu machen wie dem Verstorbenen, auch zu Gesprächen ohne Absicht; sie behielt aber aus den ersten Wochen eine neue Haltung, die Hände an die Seiten gelegt, die Ellenbogen vorgewinkelt, die Brust erhoben, den Kopf hoch so kampflustig wie das Na, mit dem sie Bestellungen einholte, Eintretende begrüßte, überhaupt Anfänge vorwegzunehmen suchte. Denen war es mittlerweile ein Vergnügen, mit ihr durch die Kellerklappe unters Lokal steigen zu dürfen und ein neues Faß anzustechen; auch mit dem Steuerberater, den Lieferanten, den Pächtern von Musikkasten und Spielautomaten kam sie allmählich zurecht, sie hatte den neuen Beruf fast ausgelernt; sie wäre aber tagsüber lieber nicht so allein gewesen hinter den mit Wucherblumen und Werbepappwerk ver-

stellten Schaufenstern, hätte sich auch für den Abend mehr gleichaltrige Kunden gewünscht, so daß sie aus Sportsgeist ebenso wie in der Hoffnung auf Geld fürs Studium versuchte, den Ruf der Gaststätte zu bessern. Gegen die Wasserflecke, die graugelbe Schmutzfärbung im Stuckfries unter der zweimannshohen Decke, im Lampenmedaillon konnte sie kein Geld aufwenden, die Stühle mußten so schäbig bleiben, und überdies war der Stamm der Gäste empfindlich gegen allzu zeitgemäße Neuerungen, so daß die Buntdrucke mit gebirgigen und Birkenwaldansichten unter den rosa beschirmten Lämpchen an den Wänden weiterhin den versonnensten Blikken ausgesetzt blieben, ewig die Marschplatten im Automaten die Lampen zum Klirren brachten mit einer Lautstärke, die sie erst gegen Mitternacht abwürgen durfte mit dem Thekenschalter. Aber die Vormittage einer ganzen Woche, die sie auf die Herrichtung der Toilettenräume wandte, beschämten das Publikum, das jahrelang mit dem vorigen Zustand sich abgefunden hatte; sie bestellte ehrliches Holz für das Thekenbrett an die Stelle der alten Kunststoffschwarte, ließ auch die Brauerei ein weißes Transparent darüber hängen, so daß nun der Fußboden zu erkennen war mitsamt seiner Sauberkeit, und die Zinkbleche waren blank. Der Laden war im Nachkrieg, nach den Zeiten des ›Heißgetränks‹ und der Kartoffelpuffer, bekannt gewesen für sein Speiseabteil in der rückwärtigen Hälfte, dessen verbliebenes Gerümpel hinter einer verworfenen Holzfalttür verborgen war, seit die Brauerei nun die Ruine an der Straßenmündung weiter nördlich zu einem aufwendigen Eßrestaurant mit Weinen repariert hatte; die neue Wirtin meinte keine Konkurrenz, als sie Bouletten vorbereitete, Soleier und sauren Hering einlegte; im Grunde kam es ihr darauf an, den Auftrag ordentlich zu Ende zu bringen. Der Sommer Aushilfe schien ihr nicht umsonst vertan, sie war es zufrieden, so familienmäßig unterrichtet zu sein über das Leben in diesem Stadtviertel, über Berufe, Liebschaften, Konkurse, Sorgen mit Kindern; noch wenn mörderische Fernsehprogramme die Gäste in den häuslichen Sesseln hielten und sie allein blieb mit den leeren Gläsern und einem Kunden, der die illustrierten Zeitungen nach ungelösten Kreuzworträtseln durchsuchte, ging sie ihre unvermutet neuen Erfahrungen in Gedanken durch wie eine Rücklage fürs spätere Leben, und platzte in die Stille mit kleinem Gelächter, das in die Nase stieg, vor Spaß an diesem Ausflug vom Dasein der Studentin, behütet von Stipendien mit eingeschlossener Krankenversicherung und akademischen Sorgen, in das Leben der Kneipe, zu Leuten, die sie anredeten mit Mädchen oder,

vergeßlicher, mit Dicker wie den Toten, die ihr die Verhältnisse des westberliner Fußballs erklärten, großen Betrug, kleinen Betrug und dazu Arten des Überlebens, von denen sie nur geahnt hatte. Das war Anfang August eine passable kleine Kneipe, in der die Lampen geputzt waren, der halbe Liter Bier sieben Minuten lang geschenkt wurde und kühl ankam, obwohl damals oft die Hälfte aller Plätze besetzt waren, so daß sie zu laufen hatte zwischen Spülbecken und den zwei Wänden, nur beim Einschenken zum Stillstehen kam und dabei gelegentlich mit dem Handrücken die Stirn rieb; weil sie dabei aber auch die kurzen Haare zurückwischte, sah die Bewegung nicht nur müde aus, auch lebhaft. Die Tante hatte sich nicht gesperrt gegen die Veränderungen der Wirtschaft, sie bestand nur auf ihrem Platz am Windfang, von dem sie sich bis Ladenschluß nicht rührte, einsam wie ein verlaufener Gast, von Zuspruch unbeirrbar. Sie sah nicht krank, nicht verwirrt aus, und ihre Blicke ließen sich leicht für aufmerksam nehmen. Die Stammgäste hätten nun fast gewünscht, die neue Wirtin werde die Kneipe weiterhin führen, und versuchten nur vorsichtig, mit abfälligen Bemerkungen und etwas zu lauten Skatkommentaren die Studenten rauszuekeln, die erst nur nachsehen kamen und dann regelmäßig, mindestens zu zweit, die Ellenbogen auf die Theke stützten, in lockerem Gespräch mit der Wirtin, das von, mitunter gezielten, Bestellungen von den Wänden her unterbrochen wurde. Sie konnte aber das Ende der verabredeten Zeit für die Aushilfe schon absehen, und in der Erleichterung, bald alles tadellos hinter sich zu haben, ließ sie sich gelegentlich einladen von Freunden aus der Universität zu einer kleinen Flasche Sekt, der hier Senatsbrause hieß, und trank ihn an der anderen Seite der Theke. Die Skatclique, deren Angebote sie ausgeschlagen hatte, pflegte dazu die Stühle umzudrehen und nachdrücklich mitzuprosten, bis einigen auffiel, daß die Wirtin an Abenden mit solcher Kundschaft nicht Rock und Bluse trug, sondern bürgerliche Kleider, die ihr enger anlagen, so daß sie beim Zurechtsetzen auf dem stelzigen Holzhocker den Stoff mit flachen Händen hochstreichen mußte unter die Brust, ehe sie mit Aufatmen die Pause anfangen konnte und eine Unterhaltung über das kommende Semester. Sie dachte manchmal nur, daß ihr inzwischen das Meiste gefiel. Die leisen Geräusche von Gespräch, das zirpende Gurgeln des Wassers, das helle Licht innen, die helle Nacht auf Platz und Straße, kühle Luft in der offenen Tür, alles setzte am Abend davor noch einmal ein neues, eingängiges Gefühl von Zuhause zusammen. Bis sie den Sommer hinter sich hatte, wollte sie hier aushalten.

Es war eine solche Kneipe, die bis zum Anfang des nächsten Jahres verdächtig blieb, heimlich Personen zu befördern durch die Sperre, die die ostdeutschen Behörden rund um Westberlin, den letzten Ausgang ihres Einflußgebietes, geschlossen hatten, um die Geltung des Staates bei seinen Bürgern nicht mehr an verlorenen Flüchtlingszahlen, sondern an fest verfügbarer Bevölkerung im eigenen Land messen zu können. Als die Witwe längst aufgegeben, die Nichte zur Erbin eingesetzt und ihr den Verkauf freigestellt hatte, stand in dieser Kneipe immer noch die Studentin an den Hähnen, die nur ein Semester hatte an eine Aushilfe geben wollen, bis in den Winter, und auf die Frage nach dem Anfang weiß sie nur noch eine unbedachte Äußerung. An jenem Sonntagmorgen war die Havel in der Badebucht so lau gewesen, daß sie weit hinaus geschwommen war zu den kälteren Strömungen. Die Rundfahrtdampfer lagen noch still, über der reinen Farbe des Wassers hing trockener Horizont aus unbewegtem Uferwald und weißlichem Himmel. Die Ampeln regierten noch unbefahrene Kreuzungen, leere Überwege, und auf dem Platz vor der Kneipe stand in sonntäglicher Unschuld die Herde der Autos, die in der Woche einander durch die Stadt rempelten. Sie saß ziemlich lange allein vor dem Frühstück, das sie sich auf der Fensterseite der Theke gerichtet hatte, und blickte hinaus auf den lärmlosen Platz. Gegenüber, in dem doppelgiebligen, mit Vorbauten und Balkonhöhlen krampfig gegliederten Bürgerbau, sog die Kühle Gardinen aus den offenen Fenstern, schwenkte sie zurück. Die winzige Kioskkate am Aufgang der Untergrundbahn war mit Holzläden verriegelt. Von fern heran waren Güterzüge auf dem Südring zu hören, Flugzeugmotoren im Landegang, mitunter bebte die Wand geringfügig über der Durchfahrt eines unterirdischen Zuges. Aus der Wohnstraße, die vor der Kneipe mündete, kam die Zeitungsbotin näher mit ihrem grün verhängten Wägelchen, das aussah wie eine ärmliche Kinderkarre; aber der Platz blieb leer, die vielblättrigen Zeitungen waren von gestern. Aus dem weißblanken Miethausblock kam ein hemdsärmliger Mann mit einem giftfarbenen Eimer und begann sein Auto zu waschen mit Wasser von der alten Pumpe; Kinder liefen auf die Bäckerecke zu, das Kuchengeld in der geballten Faust. Noch die ersten Gäste, die zum Frühschoppen kamen, bestellten die Skatkarten zum Bier; erst zwei Leute von der Universität, die die Wirtin später zum Essen in die Stadt mitnehmen wollten, bestellten sich die frischesten Radionachrichten als erstes. Dann fing auch das Münztelefon an zu rasseln, ganz fremde Kundschaft trieb von der Straße herein, und sie mußte den

Musikkasten abstellen, um aus dem Gesprächslärm wenigstens die Bestellungen herauszuhören. Ihr fiel auf, daß jetzt die älteren Gäste von den Tischen und der Skatecke nicht für sich blieben, sondern zum Platz der jüngeren an der Theke kamen, nahezu alle mit allen redeten, und fast alle standen, wie bei Beratungen zu einem raschen, gemeinsamen Aufbruch. Während die Gerüchte, Rundfunkreportagen, auch schon Augenzeugen ihr noch ein ungefähres Bild der kriegsgefährlichen Linie zusammenstückelten, die in vier, fünf, acht Kilometern Entfernung um die Weststadt zugezogen und befestigt wurde, ließ die Wirtin unverhofft gedankenverloren den Hahn los und setzte das halbgeschenkte Glas ab, wobei ihr die freien Fingerspitzen an die Lippen fuhren und sie sagte: Au weia! Die Grete.
Sie kannte eine Grete vom Sehen, sie hatte die nur so nennen hören, die war manchmal an Wochenenden von ihrer medizinischen Fachschule in Ostberlin hierher gekommen und auf ein Bier nach dem Kino mit älterer Verwandtschaft, die das Mädchen vor Mitternacht an die Ringbahn brachte, damit sie ja pünktlich zurück war zum Lernen in der anderen Hälfte der Stadt; sie hatte aber bei ihrem letzten Besuch die Wirtin gebeten, ein Auge zu haben auf Auszüge aus möblierten Zimmern in der Nachbarschaft dieser Gegend, und der plötzliche Schreck war zumeist Erinnerung an die hinfällige Abmachung, vielleicht Bedauern für die andere, die ihren Ausweis nicht früh genug umgetauscht hatte. Die beiden Studenten an der Schankbrücke ihr gegenüber mochten aber den Namen für den einer Freundin halten, wollten auch wohl nur die Zeit hinbringen bis zum Ende des Frühschoppens, und fingen planlos an mit Erkundigungen, die in der Woche danach schon einen festen Fragebogen ausmachten: was für ein Gesicht diese Person denn habe, welche Farbe deren Haar, Länge in Zentimetern, nach welchem Alter sie aussehe, wo ihre neueste Fotografie zu finden sei; die Wirtin hatte sich mit denen noch auf nichts geeinigt als auf ein versonnenes Zwinkern, nicht ohne Unbehagen vorgeschobene Lippen, fragende Blicke in dem beiläufigen Gespräch, aus dem sie wegging und Bestellungen wegbrachte, Gläser spülte, das Telefon bediente; als sie aber die Eingangstür hinter den letzten Gästen verschloß, waren alle Angaben zusammen, die die Ostdeutsche in einem westberliner Ausweis brauchen würde; mehr aus Spaß an der kleinen Verschwörung, wie an einem schülermäßigen Streich, fuhr sie die beiden über Nachmittag in der Stadt umher in ihrer glühenden Autoschachtel; und obwohl die Stadtbahnzüge in Richtung Osten schwarz von Leuten waren, auch die Nähe der Grenze einge-

dickt mit Autos und Passanten, die die Einsperrung erst den eigenen Augen glauben wollten, fanden sie die Verwandten der ostdeutschen Fachschülerin zu Hause und bekamen eine zwei Jahre alte Fotografie auf einem ostberliner Omnibusabonnement, das einmal liegengeblieben war; und obwohl die meisten Studenten aus der Stadt waren zu Ferien im Ausland, zu Arbeiten in Westdeutschland, trafen sie mitten im Nachmittag eine Studentin, in deren Ausweis auch das Haar, wenngleich kürzer, in der Farbe zu dem der Ostdeutschen paßte, die überdies nicht bedenklich war, das Personalpapier herzuleihen; die Wirtin hatte ihr Lokal wieder geöffnet, die beiden waren in der Untergrundbahn hinter der Kontrolle, holten das Mädchen vom Abendbrot aus dem Wohnheim und gingen vor und hinter ihr zwischen den Sperrseilen des Grenzbahnhofs voran, inzwischen erheblich besorgt, weil die Passagierin auch auf dringliches Zureden nicht hatte ihre Haare kürzen wollen, aber der Posten nahm ihr den fremden Ausweis nur aus der einen Hand, um ihr den gleich in die andere zu stecken, ermüdet von der lückenlosen Reihe der Leute, die auf den Ausfahrtbahnsteig zustrebten; bis in den späten Abend lernte aber die Wirtin hinter der Theke jene atemhemmende, noch nach Monaten nicht alltägliche Art des Wartens, die den Weg der Boten hinter der Grenze, den Weg des Passagiers durch die Kontrolle zusammensetzte aus normalen Fahrzeiten, Anschlüssen, Schätzungen für Fußgänger, bis selbst großzügige Zugaben von Wartezeit, verpaßten Zügen, Bedenkpausen nicht ausreichten, den Abstand der letztmöglichen Ankunft zur Uhrzeit zu decken, und dafür die Verhaftung, die Mitschuld einrückten; später hätte sie sich für diesen Tag Aberglauben gewünscht, Unbehagen vor dem märchenhaften Verlauf der Überführung. Nachträglich erschrak sie, als die beiden durch den Windfang kamen mit einem Mädchen, das noch weniger zu dem Bild im fremden Ausweis stimmte, als sie nachmittags gehofft hatten; sie hätte der Göre auch gern den Kopf zurechtgesetzt, die mit dem Wort Freiheit alberte, ihre Stupsnase schwenkte wie etwas Unwiderstehliches, zu Sekt eingeladen und übrigens Maggy gerufen sein wollte, insbesondere weil die wieder und abermals ihre Ängste vor den ostdeutschen Posten aufputzte und nicht die Gefahr für ihre Begleiter begriff und nicht die für eine Studentin, die mit ihrem Ausweis auch einen Fahndungsbefehl an den Landgrenzen Westberlins riskiert hatte. Sie einigten sich über den Kopf des schwatzhaften Dings weg mit einem Achselzucken, das weniger ihrer Aufführung galt als der guten Laune vom Nachmittag, und schickten das Mädchen zu den Ver-

wandten, auf deren Gastfreundschaft sie vertraute. Obwohl sie so zu dritt in den nächsten paar Tagen drei oder vier Leute über die Grenze holten, hatte die Unternehmung den Anschein von Zeitvertreib, geschah vor lauter Möglichkeit, im Glauben aufhören zu können, wie eine Neckerei mit der fremden Staatsmacht und ihrer sammlerwütigen Beflissenheit, die Absperrung vollkommen zu machen, wie ein Spiel, das man kennt, das sich beliebig abbrechen läßt. Sie hatten nicht einmal versucht, es vor den Gästen zu verheimlichen.

Als die ostdeutschen Behörden nach wenigen Tagen die Übergänge für westberliner Bürger schlossen, vielleicht weil sie mit solcher Legitimation mehr hinausfahren als eintreten merkten, war die Wirtin doch erleichtert; zwar beschämt, weil sie einen letzten Besuch bei Verwandten in Ostberlin versäumt hatte über den Reisehilfen für Fremde; im Grunde froh, nicht mehr Leuten ins Gesicht sehen zu müssen, die um ein Geleit für Geschwister, Verlobte, Freunde einkamen mit Augen, die Tränen androhten, so war sie hereingefallen auf die Bettelei der Grete, vorgeblich Maggy gerufen, um ihr eigenes Personalpapier für eine Freundin aus der selben Schule, und hatte bloß obenhin genickt, als die befangen kam und ihr das geknickte Schreibleinen mit ihrem Bild zurückgab unter Erklärungen, wie man sie einer Schwester schuldig ist; die Wirtin wollte so nicht sich einmischen in unbekannte Lebensläufe, sie wollte nicht straffälliger werden als alle die Westberliner, die einen doppelten Ausweis im Handtaschenfutter, hinterm Hutband, auf den Rücken gebunden ostwärts gebracht hatten in diesen Tagen, sie wollte auch endlich wieder ausschlafen und nicht mit dickem Kopf, beschwerten Augen dastehen, wenn an den Markttagen die Kneipe schon am grauen Morgen aufgeschlossen sein mußte für die Arbeiter, die die Stände und Planen abluden und aufbauten, für die Aussteller, die ersten Marktgänger, die die Alkoholgespenster vom vorigen Abend oder Verschlafenheit erschlagen wollten mit einem frühen Bier, einem schnellen Kurzen, einer ersten Unterhaltung über das Thekenbrett hinweg; sie hatte ihr Leben nicht ändern wollen, ihr war bange genug vor der Rückkehr an die Universität, wo ihr nicht helfen würde was sie wußte über die Einschätzung fremder Gäste auf Zahlungswilligkeit, die Behandlung Trunkener, Skonto bei Barkassa, den Anteil von Kohlensäure im Bier und das Hausrecht in Schankbetrieben. So gab sie sich gedankenverloren, als die beiden Studenten, mit denen sie sich eingelassen hatte auf die Förderung des westwärtigen Personenverkehrs, eines Abends in der wenig

besetzten Kneipe ihr die Formalitäten beim Einfluß und Austritt westdeutscher Besucher Ostberlins erklären wollten, mit spitzbübischem Gehabe, harmlos auf dem Brett lehnend, als sei das der Entwurf zu einem Reiseführer; sie sagte dazu kurz: So, und abweisender: So ne Meise, und schließlich: Wie die Kinder, mit unentwegt tieferer, heiserer Stimme wie regelmäßig, wenn sie aufgebracht war; sie machte sich auch am anderen Ende der Theke mit Gläserspülen zu schaffen, polierte sie übermäßig, behauchte und rieb sie abermals; erlöst vom nächsten Gast, der fast unentschlossen auf die Theke zutrat und verblüfft von der Lebhaftigkeit, mit der diese Wirtin eine Bemerkung über den lauen Abend vor der Tür aufnahm und erwiderte.

Sie brauchte lange. Sie erkannte kaum das Gefühl, zu dem ihr Magen sich zusammenzog, schwer und wohlig betäubt; sie hatte nicht Angst gehabt, seit die Sowjetunion die Sperren um Westberlin geöffnet und die Lastwagen und Schiffe mit Lebensmitteln wieder in die Stadt gelassen hatte; sie hatte aber jetzt, vierundzwanzigjährig, mit Geld versehen die nächsten zwei Monate zu leben, zwei Jahre vor dem Examen, mitten im dauerhaften Waffenstillstand, in diesem Moment, beim Anblick ihrer Hände auf der hochgewölbten Zinkblechkante, jetzt hatte sie Angst. Offenbar sah sie jemandem zwischen die Augen und sprach mit dem über den Regen vom vergangenen Monat, dazu entwarfen ihre Hände Gebärden, ihr Gesicht hielt sich daran, sie war nicht dabei. Sie hatte Angst, im Ernst sich anzulegen mit der unbekannten Staatsmacht, die die Stadt umstellt hielt. Es war ein Spiel gewesen, Räuber und Gendarm für Erwachsene, den Schießposten ein paar Bürger wegzutäuschen unter den sehenden Augen, damit Liebschaften, Lebenspläne zusammenkamen, eine Nothilfe, Zusammenhalt unter Nachbarn, ein Vorgriff auf den normalen Abbruch der Grenze zwischen ihren beiden Städten Berlin, ein Vorgriff auch auf politische Handlungen, die den Alliierten Mächten, der Macht des westdeutschen Bundes zustanden; dagegen meine einzelnen Knochen: dachte sie, sagt sie. Ihre Erfahrungen mit öffentlichen Katastrophen, dem Blockadewinter 1948, dem ostdeutschen Aufstand 1953, dem ungarischen Aufstand 1956, den schmutzigen Kriegen des Westens in Indochina, Ägypten, Algerien, Laos, Vietnam, ihre Erfahrungen waren Empörung gewesen, wie die Erziehung vorschrieb, und Ohnmacht, wie die Machtverhältnisse erlaubten; an Anstand war nicht mehr als Aufmerksamkeit verlangt worden, daraus sollte sie gelernt haben, vergiß es: dachte sie, sagt sie, und ehe

sie sichs versah, hatte sie sich zum Flaschenbord umgewandt und schrieb den beiden Studenten je eine Flasche Kola auf die Platzzettel, als könne sie sich so von denen trennen, nachdem sie ihnen an den vorigen Tagen nur jede zweite Flasche angerechnet hatte, schämte sich gleich, stellte zwei Gläser auf die Bierbrücke und schwenkte die Kornflasche darüber, sagte aber, als sie die Schalen auf das Brett zwischen die Ellbogen knallte: Wie die Kinder, mit Kopfschütteln und einem Lächeln, als sei es ihr ernst.
– Sieh da die guten Verlierer! begrüßte sie den Einzug der Skatclique, – Tach der Herr Heizer! sagte sie, – Was machen denn die lieben Kinderchen? zu einem Verächter der weiblichen Geschlechtsteile; sie hielt sich lange auf bei Bestellungen an den Wänden, öffnete umständlich die Luftklappe über dem Eingang, warf auch eigenes Geld in den Musikautomaten, es ging ihr noch lange nicht laut genug her, sie war nicht gänzlich abgelenkt, sie erwischte sich zu oft bei Seitenblicken auf jenes Ende der Theke, wo die beiden ihre Gläser drehten, krumm aufgestützt vor sich hin sahen auf nichts, mit einem Male sonderbar zusammengehörig, vielleicht kurz vorm Weggehen, vielleicht gar nicht verlegen um Erklärung für das verzickte Getu, womit sie die hatte abschieben wollen. Es war ihr ganz und gar nicht recht. Es saß ihr im Nacken, und sie wünschte die vergangenen, die normalen Zeiten zurück, als die bloß den Abend hatten verbringen helfen, mit Gesprächen über Jobs, Professoren und wissenschaftliche Einzelheiten, das war alltäglich gewesen, da war sie mit nicht mehr geneckt worden als mit ihrem Haarschnitt aus der Herrenabteilung, mit ihrem kräftigen Busen und einer Vorliebe für Pullover von fromm anmutendem Talarschwarz, ohne daß sie denen die linke Hand auffälliger hätte vorhalten müssen, an der sie einen Ring trug wie eine Verlobte; sie war mit denen an betriebsfreien Abenden in die Stadt gegangen zum Essen, zu Jazz, zum Tanzen; sie kannte die aber nicht verläßlicher als andere, deren Ellenbogen ihren gestreift hatten in der Mensa, die ihr im Hörsaal einen Platz freihielten, mit denen sie auch ins Kino, zum Baden gegangen war; sie hatte die aushalten können, sie war mit deren Aussehen, Stimmen, Ticks, Meinungen ausgekommen, sie hätte die leicht unter hundert ähnlichen herausgefunden, sie hatte sich auch gewöhnt an das dünndrahtige Brillengestänge, das dem einen im Gesicht saß wie ein exotisches Insekt, sie war mit denen bekannt in der Nähe von Freundschaft; sie wollte die nicht so genau kennen, daß sie denen Nachmittage hinter dämmerbunten Kirchenfenstern beim Unterricht für die Konfirmation, die Äußerung eines

Lehrers über Literatur des achtzehnten Jahrhunderts hätte angeben sollen als einen Grund, aus dem Leuten über die Grenze zu helfen wäre; sie wußte von denen so wenig, daß sie solche Pläne eher anderen Bekannten angesehen hätte; sie mochte die nach Gründen dafür nicht fragen im Vergleich zu den neugierigen Ansichten, die die vom Kommunismus, zu den Entschuldigungen, die die für den ostdeutschen Staat vertraten; sie hatte denen ja nicht einmal das Handinnere gewiesen, wo der Ring, der sie nach außen für vergeben ausgab, einen billigen kleinen Stein, das Zeichen einer Schülerliebe hatte. Sie war mit denen durch nichts als ein Drittes verbunden, und es reichte ihr damals nicht aus dafür, vorsätzlich, anhaltend und in Gemeinschaft mit anderen die Gesetze zu umgehen, die im Osten wie im Westen der Stadt peinliche Strafen androhten für den Mißbrauch von staatlich ausgestellten Personalpapieren. Später, als Mißbrauch nicht genug verschlug, machte ihr auch Fälschung nichts aus, mochte da sogar die Heiligkeit ausländischer Pässe beschädigt werden mit drei Tintenstrichen, dem Austausch der Fotografien und mit Stempeln von der Haut eines Hühnereis.

Und doch, als sie an diesem Abend vernehmlich Feierabend! ausrief, den Auszug und die Verabschiedung der wenigen Gäste so unerschrocken abwartete, als habe sie sich das schon alle Abende herausgenommen und erwachsene Leute nach Hause geschickt, als sie die Außentür verschlossen hatte und bei kleinem Licht sich mit den beiden Studenten verabredete, während sie die letzten Gläser säuberte und die Theke putzte, in den Ohren hatte sie doch das Feigling! Feigling!, mit dem Schüler, Unerwachsene, einander in unnütze Risiken hetzen und sich hetzen lassen, um sich die Achtung der Gruppe zu erhalten, wie immer blödsinnig der Preis dafür sei; so entschieden sie sich drängte, sie fühlte sich gegen ihren Willen gedrängt, vielmehr gegen die geringfügige Verlangsamung des Blutpulses, die sanfte Ertaubung der Nerven in der Nähe des Magens, gegen die besserwisserische Angst. Sie blieb auch bedacht, die Zusagen niedrig zu halten. Den Blick auf den Zapfhähnen, den Glasrändern, dem Tropfblech, die sie polierte, mit zwar beständiger, aber heiserer Stimme, bestand sie darauf, etwa, mit dem neuen Trick nur noch die drei abgezählten Leute in den Westen zu holen, für die Verlobte, Freunde, Verwandte ausdrücklich gebeten hatten, und mehr nicht, als habe sie es da zu tun mit Aufträgen, die man zurückgeben kann. Sie hatte sich selbst täuschen wollen; und hatte doch an der Grete, vorgeblich Maggy, sehen können, wie die

Nachricht von der Abreise nur einer Person da sich ausgebreitet hatte über andere Insassinnen des Lernheims, über eine Freundin, die Eltern, ja sogar Nachbarn und bloß Bekannte zu Leuten, die sich jetzt auf die Grete beriefen und ein gleiches Recht auf Hilfe beim Überwinden der modernen Grenze; sie wollte an die nächste Woche, den Herbst einstweilen nicht denken. Dabei kam sie sich kleinlich vor, feige, weil sie mit so wenig Beihilfe so lange gezögert hatte, als sei es nicht das Nächste, das eigene Telefon zu verleihen an Gleichgesinnte, die mit ihren illegalen Ferngesprächen nicht gut an den Apparat einer Zimmervermieterin gehen können, als sei es nicht selbstverständlich, drei Stunden am Nachmittag in eiligen Sachen Komplizen durch die Stadt zu fahren, die es über ihrem Studium und notdürftigem Geldverdienst nicht einmal zu einem Führerschein hatten bringen können, als sei es nicht die mindeste Hilfe, die Leute der eigenen Bekanntschaft samt ihrer Ähnlichkeit mit Leuten aus Ostberlin anzudienen; als habe sie nichts zu tun mit der Absperrung der Stadt, und den Leuten, die in die Stadt wollten. Die Verabredung dauerte nicht lange. Eine Stunde nach Mitternacht klopften Kunden, die da zu solcher Zeit noch immer zu einem letzten Schluck gekommen waren, an eine verschlossene Tür. Die drei hatten sich auf nichts die Hand gegeben. Sie hatten nicht noch gemeinsam den letzten Schnaps getrunken, den sie sich bis zum Februar gönnen durften. Sie waren so wortkarg wie Übermüdete auseinandergegangen. Als die Wirtin das bröselnde Wasser abstellte, war sie erschrocken über die Stille, als sei die eben anders eingetreten als erwartet und gewohnt.

Das zweite Verfahren zielte darauf ab, dem jeweiligen Passagier aus dem Osten ein westdeutsches Vorleben anzutäuschen bis zu dem Moment, da er den Kontrollbezirk eines Grenzübergangs betrat. Dazu bedurfte er eines westdeutschen Personalpapiers, in dem die Fotografie und die polizeilich festgestellten Kennzeichen von seiner eigenen Person hätten abgenommen sein können, und eines dazu ausgeschriebenen Tagespassierscheins, auf dem ein Einreisevermerk ihm das Recht zur Ausreise in Begleitung des darauf erwähnten Ausweises unterschob. Dazu mußte der Westdeutsche, als dessen Verkörperung der Passagier auftreten sollte, vorher mit seinem Ausweis oder Paß in Ostberlin einreisen und den so erworbenen Passierschein bei der Ausreise in den Westen mitnehmen mit der Behauptung, er wolle am gleichen Tag oder Abend noch einmal zurückkehren zu einer öffentlichen Veranstaltung, Theater, Kino, Oper, nicht aber zu privaten

Adressen, damit eine Nachprüfung erschwert war. Den so ausgestatteten Ausweis mußte eine dritte Person, Kurier genannt, nach Ostberlin zurückschmuggeln und dem Passagier übergeben, den außerdem unterrichten über die Örtlichkeit und Praxis des Kontrollbezirks, den er vorgeblich bereits dreimal passiert hatte, ehe er zum ersten Mal tatsächlich über die Schwelle kam. Die Vorarbeit war, für den Reisewilligen eine Akte mit seinen äußerlichen Kennzeichen und seiner Fotografie anzulegen, dann dazu eine westdeutsche Person zu suchen, die außer vergleichbaren Kennzeichen und ähnlichem Äußeren noch die Bereitschaft aufbrachte, mit der Beschaffung des Passierscheins und dem Ausleihen des Personalpapiers sich selbst ins Unrecht zu setzen bei den ostdeutschen Behörden, deren Befugnis zur Strafverfolgung sie ja anerkannt hatte mit dem formlosen Antrag auf eine Eintrittserlaubnis. Das Verfahren war gesichert durch einen eingebauten Alarm und konnte harmlos aufgegeben werden, als dem ersten Westdeutschen kein Passierschein mehr für ein ostdeutsches Double nach Westberlin mitgegeben wurde und der Kurier die Absage statt der Reisepapiere noch so rechtzeitig an den wartenden Passagier übergeben konnte, daß der ohne Aufsehen zurückgehen durfte in die Wohnung, in der er zum Wohnen nichts mehr besaß, und in die Lebensweise, auf die er voreilig verzichtet hatte. Damit war es aus. Es wurde auch nichts aus dem Vorhaben, die Passierscheine gleich in Westberlin zu drucken und zu stempeln, denn da fand sich kein Papier, das dem ostdeutschen vergleichbar gewesen wäre. Das Verfahren war ergiebig gewesen, da die benötigte Ausweisart von einem umfangreichen Personenkreis bezogen werden konnte, rasch, da ein Ersuchen um Reisehilfe in der Regel aus einem Vorrat verwendbarer Ausweise hatte bedient werden können, nahezu narrensicher, wenn auch manchem freiwilligen Kurier die Verwegenheit ausgeredet werden mußte und die allenfalls fälligen Haftstrafen eingebläut, und sparsam, denn die Studenten, die zwischen ihren Vorlesungen und ihren Jobs Passagieren auf der anderen Seite den Termin und Treffpunkt für den Beginn des Übertritts, oder den vorbereiteten Ausweis, überbrachten, kamen mit eigenem Stipendiengeld oder mit Einkünften aus der Nebenarbeit auf für Fahrtkosten und für solche Ausgaben, wie unverdächtige westdeutsche Besucher sie machen an den Kassen ostberliner Gemäldeausstellungen, in Gaststätten beim Warten, beim Erstehen unnötiger Mitbringsel. Das Verfahren war nicht gescheitert an ihm eigenen Mängeln, sondern an dem kleinmütigsten Verdacht, auf den die ostdeutschen Be-

hörden verfallen waren angesichts aufgegebener Mietzimmer und Wohnungen, verlassener Arbeitsplätze. Episodisch war eine Beteiligung an dem Versuch, Passagiere durch die Abwässerkatakomben der einstmals verbundenen Städte zu überführen, bis die ostdeutsche Grenztruppe unterhalb ihrer Sperrbefestigung Gitter einbetonierte, die Menschen nicht mehr durchließen; erfolglos war eine Anstrengung, ein Auto mit Hohlraum, das eine Scheinfirma mit 1600 Prozent Gewinn in täglichem Grenzverkehr laufen ließ, zu erwerben und zu den Selbstkosten zu betreiben. Das dritte Verfahren, vorsorglich eingeübt, legte es darauf an, ostdeutsche Passagiere zu verkleiden als nichtdeutsche Touristen, schloß aber Pässe des politischen Ostblocks aus, auch die einiger ostasiatischer Länder, ausnahmslos die von Personen aus jenen drei Ländern, deren Militär das Gebiet von Westberlin besetzt hielt. Das dritte Verfahren war langwierig. Der Personenkreis, der die neue Art Ausweis hätte verleihen können, war zwar der Zahl nach größer, im übrigen verringert durch die Abneigung, gerade Deutschen zu helfen, von allen Menschen auf der Welt gerade denen; auch waren die Inhaber solcher Pässe weniger leicht zu treffen, heikler anzusprechen. Dies Verfahren war langsamer. Die Identitäten ließen sich aus Gründen der Physiognomie weniger oft übertragen, so daß gelegentlich eilige Passagiere mit einer hergestellten Identität geschützt werden mußten statt wie herkömmlich mit Ähnlichkeit, und nicht nur waren kaum Hände zu finden, die sich verstanden auf die Nachahmung von Schrift und Tinte und Stempel, auf die erstaunlich fragilen Heftnieten, mit denen die meisten Staatsgewalten Bilder ihrer Bürger ans Papier nageln, diese Hände brauchten auch Zeit. Die Identitäten ließen sich auch weniger sicher übertragen, aus Gründen der Nationalsprachen. Zudem, unter dem Eindruck von Todesfällen an der Grenze, nach den ersten Verhaftungen und Urteilen gegen Reisehelfer erkannten viele Kuriere, daß der ostdeutsche Staat das Besitzrecht an seinen Bürgern nicht mit der linken Hand verteidigte, und besannen sich auf die vernachlässigte Universität. Dies Verfahren war aufwendiger. Die Pässe mußten anfangs auf teuren Reisen im Ausland beschafft werden. Eine Menge Testreisen im ostdeutschen Gebiet wollte bezahlt sein, ehe verläßlich erhoben war, an welchen Stellen der Land-, Wasser- und Luftgrenze ein neutraler Ausländer es überhaupt verlassen konnte; diese Ausgänge waren regelmäßig nachzuprüfen. Drittens, das vorgetäuschte westliche Vorleben der Passagiere mußte inzwischen verlängert und vervollständigt werden mit kost-

spieligen Kleidungsstücken, Gebrauchsgegenständen und allerhand, am besten noch nicht eingelösten, Reiseausweisen, denen eine andere als westliche Herkunft nicht nachgewiesen werden konnte. Das Verfahren war mehr riskant. Es konnte nicht von bloß drei Leuten überwacht, gesteuert und korrigiert werden, mit der Zahl der Mitwisser wuchsen auch die Chancen ostdeutscher Kundschafter. Riskanter auch, weil die ostdeutschen Kontrollbehörden mittlerweile rascher lernten von den westlichen Methoden, die Kontrolle zu täuschen, und denen am Ende immer einen Schritt voraus waren mit unregelmäßig ausgewechselten Stempeln, mit der Zählung aller Einreisen, mit dem Haftbefehl für den überzähligen Ausreisewilligen. Das Verfahren mußte aufgegeben werden wegen der Mängel, die ihm eigen waren. Alles hatte nicht länger gedauert als vier Monate. Vom Ende her sah der Anfang nicht mehr unausweichlich aus, vom Ende her gesehen steckte der Anfang voller Irrtümer.

Bis in den kahlen Januar stand auf dem Transparent der Kneipe noch der Name der Ubahnstation, der sie benachbart war, pünktlich an den kältesten Herbstmorgen wurde er von hinten beleuchtet, wenn die Lastwagen mit den Marktständen anfuhren und die Ware, Fisch, Fleisch, Gemüse und Gartenzwerge, ausgelegt wurde unter den Leihplanen, kaum ging Kundschaft verloren durch die nachmittägliche Schließung, alle kamen, die gekommen waren. Da kam die Skatclique, regelmäßig wie das Wetter, und sagte in der Ecke die Litaneien des Spiels; da kam der Mann mit dem fetten kurzbeinigen Hund, zu dem er in einer Kindersprache redete; da kam der Mann aus der geschiedenen Ehe, gegen die er antrank seit einem Dezennium; da kam jener Autohändler, der allein in vier Zimmern lebte, seit die Frau ihm weggegangen war, der das Telefon abgemeldet, die Klingel abmontiert, die Tür mit fünf Schlössern verbarrikadiert hatte, um die Frau an der Rückkehr zu hindern. Da kam jener Herr, der sein Pilsner bestellte mit dem philosophischen Satz: ich möchte noch einmal Nichts, gnädige Frau; da kam in Uniform zum Würfeln der Polizist, über den manche Laufkundschaft erschrak, da kamen die Leute vom Markt, vom Kaufhaus, in Zivil verlaufne Amerikaner, da kam das Rentnerpaar dreimal in der Woche und wollte mit Groschen die Spielautomaten überlisten, und manchmal kam ein Paar von Kindern und kaufte zwei Flaschen Kola zum Mitnehmen und hatte nur kleines Geld. Da kamen eine kurze Zeit lang fremde junge Leute und gingen nach den ersten Schlucken auf den Gang zur Toilette, traten aber schon durch die

Goethe Institut e.V. Bibliothek

erste Tür in das Speiseabteil, wo früher auf weißen Tischtüchern Erbsensuppe mit Spitzbein aufgetragen worden war zum ›schwachen‹ Bier, und Linsensuppe mit und ohne Wursteinlage, Kassler Rippchen mit Sauerkraut, Königsberger Klopse, und freitags Rotbarschfilet mit Kartoffelsalat und ›blasser‹ Gurke, wo jetzt zwei Studenten saßen bei Wasser und Zigaretten und Paßbilder verglichen, Stadtpläne anzeichneten und Ausweise sammelten in einem umlederten Aktenkoffer aus Stahl, den ein vierstelliges Ziffernschloß verhakt hielt. Da kamen eines Vormittags Herren zu zweit und stemmten die Ellenbogen aufs Thekenbrett und wollten den Namen des Lokals gehört haben von einem ostdeutschen Passagier, der mittlerweile als Flüchtling eingebürgert wurde im Lager, und packten auf das durchbrochene Blech eine Skizze der Raumverteilung in einem Grenzbahnhof der Oststadt, und wollten darüber mit der Wirtin so unverdrossen reden, bis ihr das Glas mit dem abgestrichenen Bierschaum über das Pausblatt kippte, denn sie hatte deren leutselige Erkundigungen lange genug erwidert, als seien die verirrte Touristen; die verwechselten im Gang nach hinten noch die Tür zur Toilette mit der zum alten Speiseabteil und rannten da im Finstern gegen aufgetürmte Tische und verstaubte Stühle, die die krummen Beine nach oben reckten; die kamen in dies Lokal nicht wieder, es mochte ihnen zudem das Sortiment der vorrätigen Getränke nicht zugesagt haben. Da kamen Anrufe über das verschrammte Münztelefon neben der Theke und wurden von der Wirtin nach dem zweiten Rasselzeichen bedient, neuerdings mit Redensarten aus der Welt des Kartenspiels, seit in der Leitung ein Ton brummte, wie Anzapfstellen ihn verursachen; das war einer von den Apparaten, die der Pächter mit einem mehrbärtigen Schlüssel umstellen kann auf einen Zähler, der Gespräche in jene Zonen mißt, wo zwei Groschen nicht hinreichen. Da kamen von den Studenten nur noch wenige, seit das Wintersemester lief, und von Herbst an saß auf dem Hocker gegenüber dem Spülbecken oft am Abend ein junger Westdeutscher, ein Holsteiner, und trank so schweigsam so reichlich Bier, als würd ihm Liter für Liter erstattet von einem der Geheimdienste, aber an der Theke wurden die Wege nicht erörtert, auf denen noch Leute aus der Umgebung der Stadt über die Einzäunung kommen konnten, und am Ende war dieser sauertöpfische, fette Typ doch nicht deswegen so aufs Zuhören bedacht, nicht deswegen so maulfaul gewesen. Da kam, und blieb bis zuletzt hinter der Theke, eine junge Schäferhündin, Henriette gerufen, ein gelassenes, hochmütiges Tier, und lief beharrlich

hin und her neben den Unterschränken, wenn die Wirtin Getränke austrug, oder Eßwaren aus der Küche holte, oder mit der Schulter am Telefonkasten lehnend den Hörer in der gewölbten Hand ans Ohr stützte und den Auswärtigen antwortete mit einem geringfügig beengten, harten Ton, der auf unzureichenden Aufnahmegeräten leicht anzuhören sein mochte wie ein männlicher. In den Keller wurde keiner mehr gebeten zum Anstechen; auf der Kellerluke lag der schwarzgelbe Hund und hob das Kinn von den Pfoten, wenn vier Meter von ihm ein Gast einen halben Schritt tat in den Thekengang, und stand bei einem ganzen Schritt aufgerichtet unterhalb der altertümlichen amerikanischen Kasse, die nicht einmal zählen konnte, geschweige denn die Einnahmen aufschreiben. Da kam in der Regel gegen Mitternacht, und war ein Stammgast seit dem Sommer, einer der Studenten, aber die Skatclique, die eingeführten Gäste sahen über ihn hinweg, an ihm vorbei, vielleicht weil die Wirtin ein Tablett mit eben gebrühtem Kaffee aufs Thekenbrett schob, sobald der sich niedergelassen hatte, oder weil der Hund seinetwegen die Wache verließ, ihm die harte schwarze Schnauze ans Schienbein drückte, ihm mit den langen Pfoten aufs Knie stieg wie zu einer Begrüßung, oder weil die Wirtin dem aus dem großen Kassenschubfach, in dem sie die Schuldscheine aufbewahrte, Bierzettel mit Telefonnotizen übergab in einem halblauten Gespräch, das nicht heimlich aussah, sondern geschäftsmäßig und vertraulich; manchmal aber stand sich der Kaffee kalt in der tüllenlosen, angeknacksten Kanne unter dem Automaten, die Wirtin sah gedankenvergessen vor sich hin, ungefähr in die Richtung des unbesetzten Hockers, die Arme unter der Brust verklammert, auf der inneren Unterlippe kauend, wie eine Horchende; dann blieb die Skatclique wohl noch an der Theke stehen und verschob den Auszug und trank noch einen auf den Weg. Da war nichts zu sehen. Die neue Bewirtschaftung des Lokals war nicht bescholten bei der Polizei für bürgerliche Ordnung, und von den Gästen wußte keiner, was denn hier die Neutralität der Hausbesitzer, die diesen straßenbreiten Mietblock als Rücklage für Fährnisse ihrer Ladenkette aufbewahrten, hätte gefährden sollen gegenüber der hiesigen wie der benachbarten Staatsmacht, so daß die berühmte und großmächtige Firma, gegen eine notariell gesicherte Beglaubigung ihrer Unschuld an Reisehilfen für Ostdeutsche, die Kündigung des Mietvertrages für die Kneipe zurücknahm. Das war ein gewöhnliches Lokal, und wie allen Wirtsleuten in Westberlin stand es dieser Inhaberin einer Konzession frei, die Polizei-

stunden nach beliebigem Ermessen anzusagen, mochte sie dabei in den frühen Morgenstunden vor Müdigkeit mit dem Handrücken die Stirn massieren oder mit den Spitzen der Finger, in denen sie die Zigarette hielt, auf der Oberlippe umhertasten wie ein übernächtiges Kind, dem vor dreiundzwanzig Jahren das Daumenlutschen untersagt worden war. Da war nichts zu sehen, und nicht einmal Fotografien davon hatten den nötigen Wert, die waren nicht zu verkaufen.

Aber die Kneipe hatte das andere Geschäft von Anfang an nicht tragen können, die Steigerung des Bierumsatzes um zwanzig pro Hundert war draufgegangen mit Malerarbeiten in der Küche, Reparaturen an den Toiletten, und wenn auch im Dezember eine Stammtischrunde, mit dem Wirt auf der anderen Seite des Platzes überworfen, hierher überwechselte, ein großer runder Tisch für sie mußte doch erst gefunden und bar bezahlt werden. Die Kosten des anderen Geschäfts waren nicht aufzuhalten, nicht einzuholen. Die Kosten für die Reise der Grete, den Antrag Nummer 1, hatten noch umgerechnet werden können auf eine Schachtel Zigaretten: zwei Fahrkarten hin, drei Fahrkarten zurück. Dann aber, und niemals die Zeit gerechnet, weil der Zeit von Studenten der eigentümliche Preis noch fehlt, hatte für die Überführung eines einzigen Passagiers bald so viel aufgewendet werden müssen wie für zwanzig Liter Benzin, oder vierundzwanzig oder neunzehn. Die Erledigung des Antrags Nummer 73 hatte noch den zehntel Preis eines durchschnittlichen Autos erfordert, Nummer 90 den Gegenwert von einem achtel Auto, und ab Nummer 400 waren jeweils zwei Überführungen ungefähr so teuer gewesen wie ein vollständiger Serienwagen der Mittelklasse. Die Kosten mußten vorgeschossen werden, da die Reise der Passagiere nicht bezahlt werden konnte in der Währung der Passagiere, da deren Währung nur noch den sechsten Teil jenes Geldes wert war, in dem die Kosten aufgebracht wurden, da die Passagiere gerade von ihrer Währung nicht einen Pfennig mit sich führen durften, da die Angehörigen der Passagiere, zu denen die Reise ging, in der Regel nicht darauf gespart hatten. Die Vorschüsse mußten meist abgeschrieben werden als verloren, da die Passagiere den ersten Lohn in der neuen Währung brauchten für Kleidung, Zigaretten und die erste Rate für ein Taschenradio, da sie beim zweiten Lohn mehr für ein Wunder und Schicksal ansahen, was sie von ihrer Vergangenheit getrennt hatte, und nicht mehr für eine Hilfe zu den Selbstkosten. In der Regel. Da war nichts getan mit den Kleinkrediten ›für alle vertretbaren Zwecke‹,

weil die Banken einen solchen Zweck nicht vertreten wollten; da verschlugen nur wenig die Stiftungen der Skatclique, kleiner Händler, mittlerer Angestellter; und überdies hatten die für jene Zeit, die sie nun nicht zu eigenem Nutzen hinter dem Ladentisch gestanden, der Schalterschranke gesessen hatten, mit eigenen Augen jenen Ostdeutschen, jene Ostdeutsche sehen wollen, denen sie zu einem Paß, westlichem Anschein, der Ankunft im Westen verholfen hatten, und die natürliche Befangenheit der Wohltäter war unwillkürlich verstimmt, wenn so ein Passagier nicht die Kennzeichen von Hunger oder Not aufwies, die eine öffentliche Meinung von ihm erwartete, und nur zu wenigen Worten bereit war über die Person, derentwegen er auf seinen Staat verzichtet hatte, oder zu allzuvielen Worten über das mangelhafte Angebot von Produkten der Leichtindustrie in dem verlassenen Lande und die freie Marktwirtschaft in diesem; nachdem die Wirtin nur zwei solcher stockenden, ratlosen Gespräche an dem gelben Rundtisch angesehen hatte von ihrem Platz hinter der Bierbrücke, oft den Blick abwendend, unbehaglich die Füße versetzend, angesteckt von der Peinlichkeit des Vorgangs, so daß selbst ihre Haltung, die in die Taille gestemmten Hände, linkisch erstarrten, danach nahm sie von denen kein Geld mehr und erklärte das Unternehmen für aufgegeben, obwohl die ihre Stiftungen verfallen ließen, und neue anboten, wenngleich ohne das Verlangen, noch eine unterstützte Person kennen zu lernen. Diese Gruppe von Reisehelfern, übrigens unter dem Namen der benachbarten Ubahnstation bei der gewerblichen und kriminellen Konkurrenz verhaßt wegen Preisdrückerei, der Beschränkung auf die sachlichen Kosten, belächelt wegen des Verzichts auf Vorauszahlungen, überhaupt als Gruppe nicht eingerichtet und somit keine rechtsfähige Einheit, war gezwungen, ihre Verschuldung unbürgerlich, also schamhaft zu betreiben. Schamhaft, weil einer einen Voranschlag nicht versteht, der eingekommen ist um Unterstützung für Sohnesliebe, Verlobtentreue; schamhaft, weil das Ersuchen um ein Darlehen für ungesetzliche Reisen nichts bedeutet als den Versuch, noch Dritte zu einer strafbaren Handlung, der Fälschung und dem Mißbrauch staatlicher Papiere, zu verleiten; schamhaft, weil für den Kredit keine Sicherheiten zu verpfänden waren, ausgenommen ein winziges Trinklokal, dem nicht einmal die Brauerei stundete; schamhaft, weil wohlgelittene und angesehene Personen, im geschäftlichen Leben seit Kriegsende eingeführt mit wachsenden Gewinnrechnungen und vertrauenswürdigen Produkttiteln, versucht waren, ihre eigenen Ansichten

von Anstand und Ostdeutschland mit gutem Geld zu verwirklichen, und nun fürchteten, mit allem ihrem Ersparten, sei es ein zehnjähriger Rasen, eine Sammlung taxierter Möbel, eine Zigarettenfabrik, einstehen zu müssen für den Unwillen des umgebenden ostdeutschen Staates, und das für nichts als einen Borg im Gegenwert eines nicht standesgemäßen Autos, und das, ohne daß der eigene Staat einen Fingerzeig gab oder eine Bürgschaft; schamhaft schließlich, weil sich für einen unbürgerlichen Dummerjan zu erkennen gibt, wer acht Prozent Zinsen zahlt auf ein halbes Jahr, und ohne was davon zu haben. In dieser Lage, als sie an Geld so viel Schulden hatten, wie andere Leute auf ein Haus mit Garten verwenden, machten sie den Versuch, die Kneipe in Barmittel umzusetzen, nicht stückweise, auch nicht im Ganzen, wobei der Ausdruck Kneipe stand für das Unternehmen, Ostdeutschen in den Westen Deutschlands zu verhelfen. Sie setzten also ihre Hoffnung in die öffentliche Meinung.

Denn die öffentliche Meinung, vornehmlich drei illustrierte Wochenzeitschriften mit großer Auflage, ein verbreitetes Nachrichtenmagazin und ein zu dreieinhalb Millionen Stück verkauftes Groschenblatt, hatte die neue Form der Grenze in Berlin angenommen, angelockt von dem optisch mehr ergiebigen Effekt, den eine Grenze in einer Stadt macht mit Stacheldraht und Maschendraht und Stolperdraht und Hohlblocksteinen und armiertem Beton und ganzen Häusern, mit Stadtbahndämmen und Ufermauern und Rinnsteinkanten und gedachten Linien zwischen Bojen auf dem Wasser, eingängiger offenbar als die um elf Jahre ältere Grenze zwischen dem westdeutschen und ostdeutschen Gebiet aus ähnlichem Draht und vergleichbarer Bewachung und nicht weniger wirksamen Minen. Dann doch abgeschreckt von der widerlichen Möglichkeit, den Namen von zwölf Jahren Politik zur Wiedervereinigung im einzelnen zu vergleichen mit den beschossenen Linien zwischen den beiden Staaten, auch abgeschreckt von der heikleren Aussicht, dem ostdeutschen Staat nicht nur Brutalität, sondern auch volkswirtschaftliche Gründe zubilligen zu müssen, wandte die öffentliche Meinung sich von neuem den Ablenkungen zu, die seit zwölf Jahren kräftiger waren, als da immer noch sind die öffentlichen Mädchen von Film und Schallplatte und häufig wechselndem Geschlechtsverkehr, das Auto jährlich neu, die Todesstrafe für eine bestimmte Sorte Leute, Markenartikel und repräsentativer Konsum, nicht zu vergessen das Tun und Lassen einer geschiedenen Frau, weil sie von einem wahrhaftigen Kaiser geschieden war, aus vielbeseufzten Gründen. Die öffentliche Meinung be-

hielt aber die äußeren Seiten der veränderten Grenze im Auge, vor allem wegen des Genußwertes, den scharfe Schäferhunde und spannende Fluchtversuche, wenn möglich von Häuserdächern herunter, auch der Antikommunismus darstellten, somit den Verkaufswerten sexueller, krimineller und amüsanter Natur ganz ebenbürtig. Diese öffentliche Meinung, vertreten durch Feature-Redaktionen, Chefreporter, Lichtbildmacher, sowie die Abonnenten, war süchtig genug, Ereignisse eigens herzustellen, um die Nachfrage zu befriedigen, wo noch kein Tunnel war, finanzierte sie einen, sie machte Helden aus Leuten, die auf dem Bett liegend abwarteten, ob die Fünfmarkjungen zurückkamen mit einem Stück Mensch und einer Faustvoll Geld, sie kaufte und verarbeitete die Weltfilmrechte am Leben von Personen, die noch gar nicht erschossen waren. Die öffentliche Meinung, vorgeblich im Bemühen, die Trennung der beiden Volksteile zu überwinden, sah an ihr vorbei auf appetitlich servierte Details von der bedeutsamen Art, daß ein Tunnel durch Sandboden unter Häusern hindurch bergmännische Techniken erfordert, daß die Rohre der Abwässerkanalisation zu Gewölben gemauert sind und unterirdisch aussehen und ihr Methangas explosiv ist, oder daß einer aus Lichtenberg in einer Uniform aus dem Kostümverleih nach Schöneberg gekommen ist, denken Sie mal. Diese öffentliche Meinung verlangte Nachrichten zur Lage, seien sie hart, und bediente sich mit Gruselei, dem Schreck, der Angst der jeweils anderen, und gierte nach jedem Loch im Zaun, jeder noch nicht eingesehenen Waldecke, einem noch nicht durchschauten Trick, die eben noch begehbar waren, und tat sich daran gütlich, bis die Lücke in der Sperre zugezogen war, die Waldecke voller Hunde und Minen, der Trick im Album der Kontrolle, als sollte von da keiner kommen. Mit diesem verfressenen, übermästeten Ungeheuer wollten die von der Henriettenstraße sich einlassen, um noch den einen, wieder einmal letzten, Antrag zu erledigen, eine junge Krankenschwester zu holen, weil sie anderen Passagieren geholfen hatte, weil sie einen heiraten wollte auf dieser Seite des verbliebenen deutschen Gebiets; dafür wollten sie das zweite Verfahren der Überführung, die Episode mit den Gullies, die Zwischenfälle mit den Autos erzählen, mit der verführerischen Ankunft einer sicheren Maggy als Aperitif, anregend garniert mit Geschichtchen von der kriminellen Konkurrenz, damit der Agent der ungenierten Presse es auch fraß, und dafür bezahlte mit Geld, gut für eine Passage. Der Agent rührte das Material nicht an, das nannte er trocken Brot, der wollte genug Andeutungen des dritten Verfahrens, die

gereicht hätten zu einer, neckisch getarnten, Falle im Vierfarbendruck, er wollte Fotografien von nicht weniger als vier Passagieren, mit denen Interviews, er hatte für sein Gebot eine Vollmacht bis zum Gegenwert eines deutschen Sportwagens. Also wurden keine Genußwerte verkauft, sondern das Lokal wie es war, mit Inventar und Umsatz, und der Paß für die Krankenschwester ging in einer ausländischen Autotür nach Ostberlin als der letzte, dazu hatte die Anzahlung für die Kneipe gereicht.
Der Verkauf der Kneipe, ihr letzter Abend, der Abschied wurde begangen. Feste feiert sachkundiger, dem der Hals innen hart wird, das Atmen inmitten Gelächters stockt, den hinter den Augen Tränen drücken. An diesem winterlichen Nachmittag, in der Höhe bunt von Sonnenschlitzen im schneedicken Gewölk, als noch die städtischen Rinnsteinfräsen den Schneematsch abkehrten, blinkten schon die Fenster der Kneipe mit weißem Licht auf den trüben, feucht überwindeten Platz, da fing innen an der Theke wieder gewöhnliche Zeit an und verging von nun an wieder für jeden allein, nicht mehr eingeteilt in technische Größen für den Postweg versiegelter Luftpostbriefe, die Fahrt internationaler Züge von einem zivilen Bahnhof bis zu einem bewachten, für das Nacheinander des Reisebetriebs; da waren fünf Monate drangegeben, die Farben und die Nässe des vergangenen Herbstes verloren, da begann nunmehr Alltag von neuem. Da war an den Personen nicht länger die Funktion erheblich, jetzt die Person; da war einer jetzt ein Musiker, der seine modernen Kompositionen nicht verkaufen konnte und Geld verdienen würde mit dem Schreiben moderner Komposition für einen Film, in dem ein junger Musiker moderne Komposition nicht verkaufen kann, bis das Wunder geschieht; da war die Wirtin eine Studentin, ihr Haar weniger rötlich, die blonden Wimpern kreuzquer verfilzt um mandelförmige graue Augen, und auf die Frage nach der inzwischen vernachlässigten Verlobung hob sie die innere Hand und zeigte den Stein im Ring und sagte mit tiefem, ärgerlichem Ton: Wie ich denn das finde, und lachte, lachte innig über einen starr geöffneten Mund, einen verdutzten Blick, und sagte: Du kuckst, wie 'n Auto. Da schob sich Otto in die Tür, Otto genannt der Heizer, weil er hieß wie eine allgegenwärtige Reklamezeile endete, und nicht verwechselt werden mochte, und bestellte einen Getreidekorn, der hier aber Hühnerfutter hieß, und glaubte als erster an einen Verkauf der Kneipe aus Rücksichten aufs Studium. Die Dämmerung schärfte das Innenlicht, und Laufkundschaft kam herein aus dem rascheren Wind, der die

Straßenlampen schwenkte, und viele Hocker vor dem Thekenbrett waren besetzt, als die Skatclique ihre Ladentische, Amtsdrehstühle, kleinen Werkstätten verlassen hatte und ankam ohne Blick nach Hause, kleine Pilsner verlangte und Auskunft über das Befinden der Bratheringe, und glaubte an einen Verkauf aus Rücksichten aufs Studium. Da war die Uhr in der Hängekordel zwischen den Transparenten wieder angehalten auf halb vier Uhr morgens oder nachmittags und meldete nicht mehr mit allen drei Zeigern Abfahrt, Ankunft, Durchsuchung, Verhör, Verhaftung Fremder; da griff die Wirtin kein Mal in den Flaschenschrank zum Radio zur Zeit der Nachrichten, und der flockennasse Zeitungshändler verließ enttäuscht das Lokal, in dem er die Spätausgaben vor Tagen noch reichlicher hatte absetzen können. Da kamen, und waren nicht eingeladen, aus dem Norden zwei von den Ganoven, die da ihre kleinen Geschäfte mit getragner Kleidung oder Schuhmacherbedarf als Leumund aufzogen vor gewinnträchtigen Tunnelbauten und Hohlraumautos, die aber auch gegen sattes Honorar ein zwei Pässe und nen Mantel aus Leder als westlichen Ausweis durch die Kontrolle geschmuggelt hatten; die glaubten nicht an einen Verkauf aus Rücksichten aufs Studium, die hatten den Amateuren das unrühmliche Ende, den Verlust des bürgerlichen Standards, der Kneipe, des Eigentums, seit langem angewünscht, und fingen an mit beruflicher Beratung, und faßten plötzlich an die Mütze, denn da kam Erwin aus dem Windfang und ließ seinen dienstlichen Hut auf den Haken segeln und kam von der Nachmittagsschicht der Funkstreifen in Uniform näher mit Schritten so schlurfend, als wohnte er hier, und sah den beiden krummen Rücken nach aus großen Augen. Dann gab es die zweite Lokalrunde frei, in zwei Runden standen die Gläser auf der Schankbrücke, und in säuberlichem Zug ließ die Wirtin die Flasche über ihnen laufen mit dem Hals nach unten. Da standen am frühen Abend noch Stühle mit Lehnen, die drückte keiner, der Stehtisch hielt die blanke Platte öfter von allein, die rund gewetzten Rungen der Hocker hatten nicht immer Sohlen und Absatz gefunden. Da kamen einige nicht. Da kamen nicht, und würden nicht rechtzeitig kommen, die Kuriere, die in den Haftanstalten der ostdeutschen Umgebung einsaßen für eigene Lebenszeit um eines überzähligen Passes willen, um jenes Trugschlusses willen, der eine Hilfe für Nachbarn aus deren privaten Gründen umgefälscht hatte in eine Bürgerpflicht aus öffentlichen Gründen, als sei Beistand für Einzelne das Mindeste, wo nicht allen geholfen wird, als müsse richtig sein zu tun, was zu tun möglich gewesen

war, dafür bestraft mit dem Schweigen des eigenen Gemeinwesens, der Gefängnisordnung der ostdeutschen Behörden, der Umwertung des individuellen Tatmotivs vor solchen Gerichtshöfen in ein politisches. Da kam keiner, und war keiner eingeladen, der Passagiere, die ihr Schweigeversprechen vergessen hatten, wenn sie behandelt wurden als Flüchtlinge, und den Vertretern der militärischen Spionage im Lager den benutzten Übergang aus Ostdeutschland verrieten, so daß ein Ausreiseweg verschüttet wurde durch das mangelhafte Betragen der Leute, die dann ein Geheimdienst in Marsch setzte; keiner der Passagiere, die den Weg durch die Abwässerkanäle gesprengt hatten mit Gelächter unter den Füßen der ostdeutschen Grenzsoldaten und mit den Tränengasbomben, die dann die Folgenden aus den Gullies, in die scharfe Brühe der Kloake trieben; keiner der Passagiere war eingeladen, die anderen nach ihnen den Ausweg versperrten, indem sie für den eigenen nicht bezahlten; wäre auch wohl von denen keiner gekommen. Da war die Tür zu. Da war es zwölf, ein Pappschild zwischen Gitter und Drahtglas des Eingangs erklärte die Gesellschaft für geschlossen, die Anwesenden waren hier nicht neu. Draußen trieb der Schlackerschnee nicht mehr, saß weich auf den Dächern, deckte pampig die Bürgersteige, die abgestellten Autos, auf den Fahrbahnen fuhren Busse und Taxis ihn zu schmutzigem Wasser. Innen saß der Stamm, da standen die Stützen, da sang Onkel Heinz, in knickebeinigem Ententanz, im Duett mit dem Musikkasten, das Lied von der ungetreuen Jungfrau, da kam jener Herr ein um sein nächstes Nichts, in dessen Lichte ihm weltliches Bemühn so erschien, die Köchin aus dem unpassenden Lokal von nebenan kippte grünen Likör und hielt den kleinen Finger steif, der Verächter des Weiblichen redete ein auf das Paar von Kindern und spendierte ihnen eine Kola nach der andren, der Plattenautomat hielt keinmal stille, denn sein Pächter war gekommen und hatte ihm die Geldkehle abgedreht, da war um des guten Willens der Mann mit der feisten Zwergtöle gekommen und fauchte an seinen Beinen herunter, wenn die zutrauliche Winzigkeit sich und das Tischbein in Henriettes Nähe zerren wollte, und Henriette schlief auf der Kellerluke, die Schnauze zwischen die Pfoten gebettet. Es war der letzte Abend, morgen war verkauft, und die Skatclique hatte die Karten zurückgegeben und den Würfelbecher bestellt, nicht für Chicago, mit Chicago-scharf, mit eins-bis-sechs sogar trudelten sie um die nächste Lage, dem bekümmernden Anlaß rascher nachzukommen, sie erzählten weißt du noch, und wußten noch, und mochten nicht an fremde Theken zerstreut

werden; die würdigen, die bejahrten Herren tanzten mit der Wirtin, mit Armen ausfahrend nach alter Mode, daß ihr die Röcke flogen, die waren auch nicht mehr eng genug inzwischen, und die vierte, die sechste Runde frei, zu Ehren des Hauses, war durch, und der zugereiste Stammtisch kaufte für die paar verbliebnen Stunden Frieden mit den alten Cliquen, Doornkaat, Jakobi, Reidemeister, und die Freundin der Wirtin, ein Mädchen von der Ostsee, kam hinter der Theke kaum durch mit Schenken, Gläserwaschen, aber kein Bier wurde ohne Schaumfänger serviert, jeder Aschenbecher gewischt, und die Eisstücke auf den Schläuchen in der Schankbrücke waren eben gehackt. Da war die Theke schon vergeben, die blankgesessnen Hockersitze waren vorbestellt, sogar die Gäste waren verkauft, sie hatten umsetzen helfen, was nun den Verkehrswert des Lokals bedeutete und nicht einmal den neunten Teil der Schulden, aufgenommen Fremden zuliebe. Da schlug um zwei in der Nacht noch ein Mal das Münztelefon an, die Wirtin ließ den ersten Sekt seit Sommer stehen und zog den Hörer an der Metallspirale um die Ecke, so daß sie nicht zu sehen war, bis sie zurückkam mit müden Augen, vom Telefon abgewandt stand wie unschlüssig in Zuvielem, die Haare von den Schläfen zurückstrich und die Schädelseiten mit den Fingern drückte wie gegen Schmerz. Nun schien sie allen schon seit Nachmittag erschöpft. Da war eben etwas zu Ende. Und fast war es vorbei mit dem halblauten Jargon, den die Technik des Reiseverkehrs, seine Geheimhaltung verlangt hatten, der Pässe Bücher nannte und großes Geld Scheine und ausländisches Geld echte Scheine, von Antrag sprach, von Erledigung, der Passagiere als Figuren zählte, der die Verhaftung eines Kuriers versteckt hatte hinter dem Wort Pleite, die eines Passagiers hinter dem Wort Unfall, der sich achtlos mit den ostdeutschen Staatsausdrücken Terrorist und Menschenhändler verkleidete, der übrigens gesagt hatte für Reisen in den Machtbereich solcher Sprache: auf den Barnim gehen, nach der nördlichen Höhe, die das Urstromtal begrenzte, in dem die Siedlung Berlin in der alten Steinzeit angefangen hatte. Darauf eine Lage frei fürs ganze Haus, darauf kam es nicht an. Da war es vorbei mit der Frage nach dem jeweils einen Westdeutschen, der auf je acht ostdeutsche Reisende seine Verhaftung riskiert und bekommen hatte; da mußte niemand mehr sich ein Gewissen machen daraus, ob ein Kotelett, das den Aufenthalt eines Kuriers in einem ostberliner Restaurant polizeilich wie spesenmäßig erklärt, zudem ihm mundete. Da war es vorbei mit der Verantwortung für Fremde, die jene Hilfe für Fremde bedeutet hatte, Verantwortung für fremdes

Leben, die Zusammenführung von Familien, geglückte Liebschaften, zerfallende Ehen. Darauf eine Runde geschmissen, wir haben davon genug. Vorbei war es für alle mit der Erpressung durch Leute, die nach einer Person von auswärts begehrt hatten, denen die Wangenmuskeln locker geworden waren von Ausdrücken der Zuneigung und Treue, deren Liebe nicht ausgereicht hatte, mit der unentbehrlichen Person in dem ärmeren Land zu leben, dahin zu gehen wo die war. Darauf eine Runde, und daß hier nicht mehr gesungen wird! Vorbei, erledigt, historisch war das Tatmotiv, die Hilfe für den Nächsten, erpreßt durch die Drohung mit der ansteckenden Nähe fremden Unglücks, im Stich gelassen. Darauf wird nichts getrunken. Lange vor Tag kam die Frau mit dem Eimer und Lappen und fand die Tische aufgeräumt, die Theke blank, die Leute gegangen. Die Kneipe war verloren.

Nur ein paar Wochen lang verstaubten die Fensterscheiben, waren sie von Farbschlieren gemustert. Als die Wirtin die Vorladung bekam für den Prozeß der Verwandten wegen Verschleiß der Erbschaft, als alle vor Gericht standen wegen unverhohlener Erschleichung von Darlehen für landfremde Personen, hatte die Brauerei die alte Täfelung aus dem Lokal gerissen, rotierende Grills in die Schaufenster gesetzt und die Kneipe eröffnet als einen Laden mit gebratenen Hühnern, mit Kerzen auf den Tischen und Bier, das geschenkt wurde wie einst auf Landbahnhöfen für Ausflügler, Sie wissen schon.

Karl Markus Michel
Die sprachlose Intelligenz I

Voraussetzungen: 1789, 1917

Die Werke der Menschen bedürfen vieler Hände,
aber nur weniger Köpfe.
Thomas Burnet, Telluris theoria sacra, 1684

Lange hielt ich meine Feder für ein Schwert: jetzt kenne ich
unsere Ohnmacht. Trotzdem schreibe ich Bücher ... man braucht sie.
Jean-Paul Sartre, Les Mots, 1964

»Aber, mit Erlaubniß, wer ist denn der Mann, den ich mit einer Maske vor dem Gesichte vorübergehen sehe? wie eilfertig er geht! er scheint auf der Flucht zu seyn. – Es ist ein Schriftsteller, der ein schlechtes Buch geschrieben. Wenn ich sage, ein schlechtes, so verstehe ich nicht darunter die Fehler des Stils oder des Witzes ... Wir verstehen darunter bloß, daß er gefährliche Grundsätze, die der gesunden Moral entgegen sind, ans Licht treten lassen, jener allgemeinen Moral, die zu allen Herzen redet.« Dafür zu büßen, trägt er eine Maske, die seine Schande verbirgt. Täglich besuchen ihn zwei Bürger, die ihm gut zureden, ein Geständnis seines Vergehens abzulegen, »denn was ist schöners als seinen Irrthümern zu entsagen?« Im Jahre 2440 nämlich, in das Louis Sébastien Mercier seine Utopie verlegt.[1] Der Fremdling, der dorthin entrückt wird, geradewegs aus dem Paris Ludwigs XV. und der Encyclopédie, erfährt zu seiner Freude und zu unserem Unbehagen, es sei nicht der Spruch eines Zensors, der Ruhm oder Schande zumesse, sondern die »öffentliche Stimme«: sie ist die einzige Richterin, und jeder Autor, als »öffentlicher Mann«, unterliegt ihrem Urteil. Merciers Utopie, die aus den kritischen Theorien der vorrevolutionären Philosophen und Literaten flüchtig die Summe zieht, steht dafür ein, daß jene Kritiker des Ancien Régime keineswegs blind, wie ihnen vorgeworfen wird, sondern sehr bewußt auf einen Zustand der Welt abzielten, in dem

sie ihr Richteramt würden eingebüßt haben. Kritik, von Bayle zur absoluten Herrscherin gekürt, obschon noch abseits des Staates, in jener République des lettres, wo jeder eines jeden Souverän ist; Kritik, von Voltaire als zehnte Muse begrüßt, deren Söhne, die Gens de lettre, alle Vorurteile abgebaut und somit in Tat und Wahrheit dem Staat gedient hätten; Kritik, in der Encyclopédie als Richterin über die ganze Menschheit gefeiert, der es zukomme, die öffentlichen Dinge zu entscheiden und jeden Menschen, wer er auch sei, zurückzuführen »à la condition de citoyen«[2] –: muß sie nicht, wenn nun alle Menschen, so der König wie sein Kritiker, auf einen gemeinsamen Nenner gebracht sind und auch der himmlische König nur mehr als »sansculotte Jesus« Staat macht, gegenstandslos werden? Muß nicht das Mittel, die individuelle Freiheit *zur* Kritik, aufgehen im Zweck, der allgemeinen Freiheit *durch* Kritik? Die Gelehrtenrepublik Bayles war »règne de la critique« und »règne de la liberté« in einem. Im vollkommenen Staat Rousseaus dagegen, dem der des Jahres 2440 nachgezeichnet ist, tragen die Galeerenbänke, an die alle Störenfriede geschmiedet werden, die Inschrift Libertas[3] –als Mahnmal für den citoyen, daß er umso freier ist, je blinder er dem allgemeinen Willen gehorcht. Denn wir sind Knechte von Hause aus und frei nur, wenn die Gesellschaft es sein wird.

»Vor allem ist festzuhalten: Freiheit bedeutet hier *nicht* die Freiheit des Individuums. Nicht als ob die entwickelte kommunistische Gesellschaft keine Freiheit des Individuums kennen würde. Im Gegenteil. Sie wird die erste Gesellschaft in der Geschichte der Menschheit sein, die diese Forderung wirklich ernst nimmt und tatsächlich verwirklicht. Jedoch auch diese Freiheit wird keineswegs die heute von den Ideologien der bürgerlichen Klasse gemeinte Freiheit sein ... Denn die ›Freiheit‹ des gegenwärtig lebenden Menschen ist die Freiheit des durch den verdinglichten und verdinglichenden Besitz isolierten Individuums: eine Freiheit *gegenüber* den anderen (ebenfalls isolierten) Individuen. Eine Freiheit des Egoismus, des Sichabschließens ...« Georg Lukács, der das künftige Reich der Freiheit 1922 derart beschrieb[4], forderte schon für den Weg dorthin den Verzicht auf individuelle Freiheit, weil andernfalls die bestehende Unfreiheit der Gesellschaft verewigt werde. Er forderte ein bewußtes Sichunterordnen unter »jenen Gesamtwillen, der die wirkliche Freiheit wirklich ins Leben zu rufen bestimmt ist«. Dieser bewußte Gesamtwille – was ist er anderes als Rousseaus volonté général, der so geheimnisvoll wirkt, über die Köpfe

der einzelnen Wollenden hinweg, die das Gute zwar sehen aber verschmähen, während das Volk das Gute wohl will doch nicht sieht, so daß es ihm erst durch seine Führer und Gesetzgeber bewußt wird, nämlich in Form von Gesetzen: »un vrai miracle«[5] – dieser Gesamtwille ist die kommunistische Partei. Im Keim, in noch primitiver und abstrakter Form, sagt Lukács, enthält sie schon, was erst am Ziel ihres Kampfes erfüllt sein wird: »die Freiheit in ihrer Einheit mit der Solidarität«, und diese Einheit trägt den Namen Disziplin. Es ist ein Lieblingswort Lenins, Schibboleth in seinem Kampf um die Organisation der Partei, einem Kampf gegen Revisionisten, Opportunisten, Anarchisten, Radikale, kurz gegen die Herren Intellektuellen, die das Spontane anbeten und Freiheit der Kritik fordern, also »Freiheit von jeder einheitlichen und durchdachten Theorie«.[6] Lenin kümmerte sich weder damals noch später um einen mirakulösen Gesamtwillen, nicht einmal um einen handfesten Mehrheitswillen; er hielt sich nüchtern an die Zielbewußtheit Weniger, die ihre raison d'être allein in der Theorie, der wissenschaftlichen Einsicht in die Lage und das Los der Arbeiter haben sollte, was aber nicht Sache der Arbeiter sei, sondern: der Intelligenz. »Das sozialistische Bewußtsein«, darin stimmte er Kautsky zu, »ist also etwas in den Klassenkampf des Proletariats von außen Hineingetragenes, nicht etwas aus ihm urwüchsig Entstandenes.«[7] Um diesen »Sozialismus von außen« zunächst in der Partei, dann in den Massen wirksam werden zu lassen, bedarf es der Disziplin. Sie ist eine technisch-organisatorische Kategorie. Den Vorwurf eines Genossen, er stelle sich die Partei als ungeheure Fabrik vor, an deren Spitze das Zentralkomitee stehe, griff er gerne auf: gerade der Fabrik verdanke das Proletariat, was der bürgerliche Intellektuelle so schwer begreife: Disziplin und Organisation.[8] Folgerichtig übertrug er nach der Revolution das Modell der Fabrik auf die Räterepublik. Produktionsquelle und Fundament des Sozialismus sei eine maschinelle Großindustrie; die aber verlange strenge Einheit des Willens, also diktatorische Macht einzelner Personen: »Die Revolution hat soeben die ältesten, stärksten, schwersten Fesseln zerschlagen . . . Das war gestern, heute aber fordert dieselbe Revolution, und zwar im Interesse des Sozialismus, *die unbedingte Unterordnung* der Massen unter den *einheitlichen Willen* der Leiter des Arbeitsprozesses.«[9]

Die Revolution, die Merciers Idealstaat herbeiführt, einen Staat, dem es besser als dem von Hobbes, Locke und den Physiokraten gelingt, sein

eigenes Wohl »mit dem Wohl der Bürger zu vereinigen«; dessen Gesetze, wie Rousseau es sich ausdachte (freilich nur für das Muster einer Polis, höchstens für Korsika), »Ausdruck des allgemeinen Willens« sind; dessen Bürgern es »so sicher als eine geometrische Gleichung« dünkt, daß die Freiheit der Presse das wahre Maß ihrer eigenen Freiheit sei, – diese Revolution nennt Mercier »das Werk der Philosophen«[10]. Aber wahrhaft ins Werk gesetzt wurde sie von oben, durch einen aufgeklärten Fürsten. Der hatte offenbar Glück, als er – wie Lenin 150 Jahre nach Mercier und ebenso utopisch – von der Voraussetzung ausging, daß er nicht der einzige bleibe, daß auch allen anderen (Fürsten, Parteiführern, Bürgern) das Licht der Vernunft und der Geschmack an der Revolution komme. Denn genau dies: daß »der Gedankenhandel sich immer mehr ausbreitet«, daß die »allgemeine Vernunft von einem Ende der Welt bis ans andere redet« und daß »alles in der Welt Revolution ist«[11], bedingt deren Gelingen. Die Bedingung war 1789 nicht erfüllt, 1917 noch weniger. »In den politischen Wissenschaften«, sagte Condorcet 1792, »gibt es eine Klasse von Wahrheiten, die ... nur dann von Nutzen sein können, wenn sie allgemein bekannt und anerkannt sind.«[12] Ihr Einfluß auf die Freiheit und die Prosperität hänge gleichsam davon ab, was auf den Elementarschulen gelehrt werde. Rund um Frankreich wurden andere Wahrheiten gelehrt, rund um Rußland später auch. Der Druck von außen ließ nicht auf sich warten, er führte zu Spannungen im Inneren, denen wieder mit Druck begegnet werden mußte. Was als Weltrevolution geplant war, endete als Kaiserreich hier, als »Sozialismus in einem Land« dort, in einem Land zudem, das für den Sozialismus keineswegs reif war, also die ökonomischen Voraussetzungen erst noch schaffen mußte, und das war unmöglich ohne »einen besonderen Apparat, eine besondere Unterdrückungsmaschine«: den Staat. 1917 sprach Lenin noch, im Anschluß an Marx und Engels, vom »Übergangsstaat«, der das endliche Absterben des Staates im verwirklichten Sozialismus einleite; es handle sich um eine »Unterdrückung der Minderheit der Ausbeuter durch die Mehrheit der Ausgebeuteten«, die viel weniger Blut koste, die Menschheit viel billiger zu stehen komme als die bisher geübte Unterdrückung von Sklaven, Leibeigenen, Lohnarbeitern.[13] Doch schon ein Jahr später berief er sich lieber auf die geschichtliche Erfahrung als auf den chiliastischen Plan: immer wieder habe die Diktatur einzelner Personen die Diktatur der revolutionären Klasse vollstrecken müssen; ein Utopist sei, wer das Ende des Zwangs vorhersagen wolle;

das Reich der Freiheit komme, doch niemand wisse wann.[14] »Vertraut auf die Stimmung im Land, aber vergeßt nicht eure Gewehre!«
Auch der Gedankenhandel entwickelte sich anders als vorgesehen. Wie das Naturrecht und die Menschenrechte bald auf den Fahnen der Restauration prangten, so halfen sozialistische Ideen dem kapitalistischen System, sich zu fangen und zu festigen. Gleichwohl wird über die Bedeutung und Berechtigung der beiden um ihre erklärten Ziele betrogenen Revolutionen gestritten, als hätten die Ideen Geschichte gemacht und nicht die Menschen – unter Bedingungen, die sich zwar ändern lassen, aber auch jene verändern, die Menschen wie die Ideen. Ist Geschichte machbar, nämlich von Einzelnen für Viele, gegen Viele? Die Frage wurde im intellektuellen Vorfeld der französischen Revolution eher skeptisch beantwortet: Fortschritt und Vernunft sind unteilbar. Was man den naiven Optimismus der Aufklärer nennt, ist der Reflex ihres Zweifels an einer Aufklärung, die nicht alle erfaßt. »Der Einfluß der Vernunft ist sehr groß, sehr mächtig auf diejenigen, die fähig sind, zu denken und zu urteilen. Der Einfluß der Gewohnheit jedoch ist um vieles stärker und bei der Mehrheit viel mächtiger.« So Babeuf in einem Manuskript aus dem Jahre 1790, und er folgerte: »Es ist unmöglich, die Massen mit Hilfe der Vernunft zu führen.«[15] Der Satz sollte provozieren. Nicht das hohe Ziel wird verabschiedet, aber das Mittel. Da jedoch beide eins sind, nämlich Vernunft, muß auch jenes hinab. Babeuf rührte an einen heiklen Punkt: das Problem der Vermittlung von Theorie und Praxis, also die *Technik* der Aufklärung, die *Politik* der Vernunft. Daß Vernunft einzig bei denen wirkt, die schon vernünftig sind, hatte auch Rousseau gewußt; die anderen, sagte er, verdirbt sie nur. Er wollte deshalb die Menschen statt zur Vernunft hin- zur Natur zurückführen, zu ihrer natürlichen Tugend, über die freilich wieder Vernunft zu wachen hätte. Die »Gesellschaft der Revisoren«, die am Vorabend der Revolution den *Émile* fürs deutsche Haus kommentierte, hat dunkel gespürt, worum es da ging, und Abstand genommen. Der Zögling solle nicht zum Bürger erzogen werden, sondern zuallererst zum Menschen? »Wenn ›Mensch seyn‹ mit dem ›Bürger seyn‹ niemals in Collision käme, ja, dann wäre es gut. Wenn aber ›Mensch seyn‹ so viel heißt, als den vollen Sinn der Freiheit haben, auf die Gleichheit mit Andern Anspruch machen, die natürlichen Rechte der Menschheit fodern; wenn es heißt, von allen Zusätzen zur Natur, von allen Bedürfnissen und Vorurtheilen der Gesellschaft frei seyn: dann steht die Menschheit der Gesellschaft entgegen ...

Wenn die Gesellschaft ohne allzugroße Mühe ihre Zwecke erreichen soll, müssen Vorurtheile ihr behülflich seyn ... Eine Gesellschaft ohne Vorurtheile wäre ohne Eifer und Enthusiasmus; und ohne Enthusiasmus giebt es keine große Thaten, keine Opfer. Und wie sehr sind letztere nöthig!« Kein Zweifel, wer hier Opfer bringen soll. Jedenfalls nicht die »höheren und wohlhabenden Stände«; die dürften, meint der Kommentator, getrost zu Menschen erzogen werden.[16]

Eine Gesellschaft, die nicht den Vorteil Weniger zum Nachteil Vieler betreibt, mochte oder konnte sich der deutsche Kommentator offenbar nicht vorstellen. Ungewiß ist allerdings, wieweit die Aufklärer tatsächlich auch die niederen und besitzlosen Schichten in ihre auf die ganze Menschheit abzielenden Emanzipationspläne eingeschlossen haben. Die politische Theorie des Bürgertums gründet seit Hobbes auf dem Privateigentum, das, nach Lockes Definition, des Menschen »Life, Liberty and Estate« umfaßt[17] und noch bei Hegel als »äußere Sphäre« der individuellen Freiheit gilt: »das Vernünftige des Eigenthums liegt nicht in der Befriedigung der Bedürfnisse, sondern darin, daß sich die bloße Subjektivität der Persönlichkeit aufhebt. Erst im Eigenthume ist die Person als Vernunft.«[18] Vernunft erwartete die frühe bürgerliche Philosophie weder von den Armen im Geiste noch von denen im Staat, also nur von einer Minderheit. »The greatest part of mankind have not leisure for learning and logick ... Where the hand is used to the plough and the spade, the head is seldom elevated to sublime notions.«[19] Damit diese Unterdrückten nicht doch einmal auf den sublimen Gedanken kämen, ihre Hände an etwas anderes zu legen als an Pflug und Spaten, verschrieb Locke ihnen, wie vor ihm Machiavell und Hobbes, die christliche Religion. Die französischen Aufklärer trauten ihren Landsleuten und muteten sich selbst mehr zu. »Erziehung vermag alles«, hieß die Parole.[20] Erziehung ist der neue Heiland, der große Mittler zwischen der Intelligenz der Wenigen und der Torheit der Vielen. Die Menschen, schrieb Holbach, irren umher in der Finsternis ewiger Unwissenheit, aber dennoch: »Sagen wir nicht, der Mensch sei unverbesserlich; damit würden wir ihn nur entmutigen. Sagen wir lieber, daß sein eigenes Interesse ihn aufklären wird, früher oder später.«[21] Die Emphase hat den Zweifel zum Rückenwind, sie ist ein irrationales Trotzdem. Gerade Condorcet, der enthusiastischer als irgendeiner den Fortschritt und das Glück der ganzen Menschheit ankündigte, mußte immer wieder seine Affirmation der Frage abringen, ob die Menschen sich wirk-

lich einem Zustand näherten, in dem »Verdummung und Elend nurmehr zufällig und nicht länger der gewohnte Zustand eines Teiles der Gesellschaft sind«. Ja, beteuerte er, denn die Natur setze dem Fortschritt keine Grenzen, solange unser Planet nicht untergehe. Die Natur nicht, nur die Gesellschaft, die die Ungleichheit unter den Völkern, den Nationen, den Menschen aufrecht erhalte: Ungleichheit des Besitzes, der Lebensbedingungen, des Unterrichts[22]. Da sie selbst satt wurden, mußte den Aufklärern die intellektuelle Ungleichheit stärker ins Auge fallen als die materielle. Hier schienen die Differenzen am größten zu sein, hier galt es einzugreifen. Wenn man die Menschen aus ihrer Verdummung erlöste, erlöste man sie dann nicht zugleich aus ihrem Elend? Immer noch, mahnte Condorcet, verschwinde die Zahl der wirklich Aufgeklärten vor der Masse der Menschen, die dem Vorurteil und der Unwissenheit ausgeliefert sind; nur ein gleicher und universaler Unterricht könne wirklich Gleichheit schaffen – dann werden die einen die anderen erziehen, ohne sie dabei zu gängeln, und man wird die Aufgeklärtesten mit der Regierung betrauen, ohne ihnen blind folgen zu müssen[23]. Die Menschheit wird ihren Namen mit Recht tragen.

Die Menschheit der Aufklärer ist das Kind ihres Individualismus. Sie ist selbst ein Individuum, ins Allgemeine gehoben; jetzt zwar noch unmündig und unfrei, aber sie wird heranwachsen zur »Person als Vernunft«, zum Besitz ihres Körpers, ihrer Freiheit, ihres Vermögens. Also muß sie sich vorerst noch gängeln lassen, dem Ratschluß ihrer Führer beugen, meinte Condorcet. Dasselbe meinte Babeuf, nur daß er, realistischer als jener, an die Stelle des Individuums *Menschheit* das Kollektivum *Masse* setzte. »Die Massen beurteilen nie etwas. Sie unterwerfen sich den erhaltenen Antrieben.« Die mögen an sich vernünftig sein – die Unterwerfung ist es nicht, und sie verfälscht auch die ursprünglichen Motive. »Laßt euch nicht durch eure abstrakten Systeme, eure abstrakten Prinzipien trunken machen . . ., indem ihr hofft, daß die Menschen mit ihren Leidenschaften für diese Systeme, für diese Prinzipien einträten. Sie entstellen sie . . ., und ihre Bemühungen erweisen sich als tausendfach gefährlicher für sie und ihresgleichen als der Zustand der Untätigkeit, in dem sie durch den allgemeinen und damit natürlichen Schlaf der Vernunft bei der Menschheit gehalten werden.«[24] Das Allgemeine ist das Natürliche, und es ist *nicht* vernünftig – der Bruch in der Aufklärung wird offenbar, er beschädigt ihre eigenen Voraussetzungen: die utopische Versöhnung von

Vernunft und Natur, Freiheit und Gleichheit, Besonderem und Allgemeinem, die einen vollkommenen Staat erheischt, wo anstelle von Menschen die Vernunft herrscht, nicht *über* die Bürger, sondern *durch* sie, so daß kein Schriftsteller die öffentliche Meinung zu fürchten braucht, ist sie doch versöhnt mit seiner privaten durch das große Erziehungswerk, das Babeuf endlich beim Namen nennt: Gewalt. La Force, die bête noire der Aufklärung, Ursache aller Unfreiheit, allen Stumpfsinns, aller Verbrechen, wird rehabilitiert im Blick auf dieselbe Natur, die ihr den Prozeß gemacht hatte: »Egoismus und Disziplinlosigkeit verzerrten die Ideen so, daß das Wort ›Gewalt‹ als etwas Abscheuerregendes betrachtet wird ... Tatsächlich ist sowohl in der Moral als auch in der Physik nichts offensichtlicher, als daß die Gewalt (Kraft), abstrakt betrachtet, weder ein Mittel der Verteidigung noch der Unterdrückung ist. Sie nimmt, je nachdem man sie anwendet, diesen oder jenen Charakter an. Die Gewalt bewahrt und beschützt gute Menschen. Die Gewalt hemmt und unterdrückt andererseits die Sittenlosen. Weder in der physischen noch in der moralischen Welt kann irgendetwas ohne Gewalt (Kraft) vollbracht werden! Die Menschheit ist deshalb nicht daran interessiert, sich gegen die Gewalt auszusprechen, sondern im Gegenteil sie zu Hilfe zu rufen.« Die Hauptaufgabe aller politischen Gesellschaften bestehe also darin, dafür zu sorgen, daß die Gewalt immer wachsam sei, um das Gute zu verwirklichen, das Böse zu beseitigen. Wer aber darf und soll dafür sorgen, wer über gut und böse entscheiden? Die Masse? Sie muß arbeiten, hat weder Zeit noch die Möglichkeit, sich Kenntnisse anzueignen. »Der Masse kann man aus diesem Grund eine so diffizile Sache wie die Führung nicht anvertrauen.« Wem sonst? »Das ist die größte Schwierigkeit, die jeder leicht nachfühlt, der die Menschen kennt.« [25]

Das Problem ist gestellt. Es wird die europäische Intelligenz nicht mehr ruhen lassen. Das ihr nachgesagte schlechte Verhältnis zur Macht ist eine Illusion, der sie selbst anheimfällt. Sie sagt »Macht« und meint die Mächtigen, jedoch nur jene, die ihren Rat in den Wind schlagen. »Tatsächlich wurden die Philosophen, die in ihrer politischen Gegenwart wirken wollten, zu allen Zeiten von der Tyrannis angezogen«, gesteht ein Philosoph von heute; [26] er hätte gleiches von den Wissenschaftlern sagen können, die sich um die Staatsmänner scharen –: es ist die Konsequenz der philosophischen und wissenschaftlichen Kritik an der Religion, an jeder metaphy-

sischen Instanz. Der Kritiker, der seine eigenen Vorstellungen verwirklichen will, braucht ein wirksames Instrument. Er braucht den Staat. So entwarfen die Utopisten und Staatslehrer des 17. Jahrhunderts Technokratien, die von Kapazitäten regiert werden; der gewöhnliche Mensch hat keine Stimme. Die Philosophen des 18. Jahrhunderts gaben ihm zwar eine solche, potenzierten sie zur öffentlichen Meinung, sprachen dieser alle politische Autorität zu und spielten sie trotzig gegen die bestehende aus; aber sie täuschten sich lange darüber, daß in dem besseren Staat, den sie erstrebten, die öffentliche Stimme nur der Widerhall ihrer eigenen sein sollte, die ihr zuerkannte politische Autorität nur der Reflex politischer Macht. Sie konnten sich deshalb darüber täuschen, weil sie die politische Sphäre der moralischen unterordneten, die politische Autorität als pädagogische verstanden. Aufklärende Erziehung sollte Macht und Meinung versöhnen, doch wo die Aufklärung nicht weiterkam, hielt der Erzieher sich selbstgerecht an die Macht und wusch notfalls, wie Locke, seine Hände in Religion; selbst Rousseau kam nicht aus ohne das Lehr- und Herrschaftsmittel einer »religion civile«, an welche nicht gerührt werden dürfe, – und all dies, bei Locke wie bei Rousseau und den Physiokraten, im Namen der Freiheit und des Glücks der Menschen. Die Menschen sind versklavt und verblendet, unterliegen ihren Vorurteilen und Hörigkeiten: also müssen sie regiert und erzogen werden. Wer aber tut das? Der Staat der Philosophen. »Der Staat hat nach der Ansicht der Physiokraten der Nation nicht lediglich zu befehlen, sondern er hat sie auch in einer gewissen Weise auszubilden; seine Aufgabe ist es, den Geist der Bürger nach einem gewissen im voraus bestimmten Vorbilde zu formen ... Für seine Rechte gibt es in Wahrheit keine Grenzen und für seine Macht keine Schranken; er reformiert die Menschen nicht nur, er formt sie um.« Tocqueville, der diese Beschreibung gab, stellte mißbilligend fest, die »ungeheure soziale Gewalt«, die den Physiokraten vorschwebte, sei nicht nur größer als jede, die sie vor Augen hatten, sondern auch grundsätzlich anderer Art: weder durch Gott noch durch die Tradition legitimiert[27]. Daran vor allem nahm der Edelmann Anstoß, denn er war keineswegs gegen die Macht schlechthin, nur für eine andere Verteilung und Rechtfertigung; für »demokratische Freiheit« statt für »demokratischen Despotismus«, der die traditionelle Elite ausschalte. Die gerade müsse gegen den Mehrheitswillen verteidigt werden – mittels einer starken Exekutive. Denn wer seine Freiheit nicht verteidige, und sei's auf Kosten fremder Freiheit, der habe sie schon verloren.

Das sagte, wörtlich fast, auch Trotzki in *Terrorismus und Kommunismus*. Im ängstlichen Ruf nach einer starken Exekutive und in der Verachtung des demokratischen »Mehrheitsfetischismus« gleichen die neuen Eliten den alten, es wechseln nur die politischen Argumente. Diejenigen Trotzkis waren besser als die Tocquevilles, besser zumal als die der deutschen Sozialdemokraten, die nicht begreifen wollten, wodurch sich der rote Terror vom weißen unterschied. »Das versteht ihr nicht, Frömmler? Wir wollen es euch erklären. Der Terror des Zarismus war gegen das Proletariat gerichtet. Die zaristische Gendarmerie würgte die Arbeiter, die für die sozialistische Ordnung kämpften. Unsere Außerordentlichen Kommissionen erschießen die Gutsherren, Kapitalisten, Generäle, die die kapitalistische Ordnung wieder herzustellen bestrebt sind. Erfaßt ihr diese – Nuance?« [28] Terror sei kein Instrument des Sozialismus, nur die Reaktion auf die Gewalt seiner Feinde von innen und außen; wollte man den Kautskianern folgen, die sich sentimental auf die Heiligkeit des Lebens beriefen (im übrigen aber keineswegs den Krieg ablehnten), so würde man den Sozialismus zu Grabe tragen. »Wenn der Räuber sein Messer auf ein Kind zückt, darf man den Räuber töten, um das Kind zu retten? . . . Darf man den Räuber töten, um sich selbst zu retten? Ist ein Aufstand der unterjochten Sklaven gegen ihre Herren zulässig? Ist es zulässig, seine Freiheit durch den Tod der Kerkermeister zu erkaufen? . . . Solange die menschliche Arbeitskraft, folglich aber auch das Leben, ein Gegenstand des Schachers, der Ausbeutung und der Ausplünderung sind, ist das Prinzip der ›Heiligkeit des Menschenlebens‹ die schändlichste Lüge, die nur den Zweck hat, die unterjochten Sklaven im Zaum zu halten.« [29]

»Stelle dir vor, du selbst errichtetest das Gebäude des menschlichen Schicksals mit dem Ziel, alle Menschen glücklich zu machen, ihnen endlich Ruhe und Frieden zu geben, aber dazu wäre es notwendig und unvermeidlich, nur ein einziges winziges Wesen zu Tode zu quälen . . ., so daß dein Gebäude auf seinen ungesühnten Tränen ruhte – würdest du unter diesen Bedingungen einwilligen, der Baumeister zu sein? Sage es mir und lüge nicht!« – »Nein.« [30] Mit Aljoschas Antwort auf Iwans Frage schlägt das humanitäre Prinzip der Heiligkeit des Lebens in Zynismus um. Aljoschas und Netschajeffs Haltung sind am Ende eins. Zwei extreme, im Effekt aber zusammenfallende Reaktionen auf eine im 19. Jahrhundert mit Leidenschaft geführte Diskussion. In der Auseinandersetzung zwischen

Marx und Bakunin spitzte sie sich zu, in der zwischen Lenin und Rosa Luxemburg ein zweites Mal.

»Sie bestehen darauf, daß nur eine Diktatur – natürlich ihre Diktatur – den Volkswillen schaffen kann, während unsere Antwort ist: keine Diktatur kann ein anderes Ziel haben, als sich selbst zu erhalten, und sie kann in dem Volk, das sie erduldet, nichts anderes erzeugen als Sklaverei; Freiheit kann nur durch Freiheit geschaffen werden, das heißt durch eine universale Rebellion des Volkes und eine freie Organisation der geschundenen Massen, eine Organisation von unten nach oben.« [31] Bakunin meinte Marx und die Seinen, er meinte die Erste Internationale: eine Organisation von oben nach unten, zentralistisch, autoritär, empfindlich gegen jede Kritik – ein Vorgeschmack der Diktatur des Proletariats, die diesen Leuten vorschwebe. Wenn etwas der Freiheit im Wege stehe, dann der Staat; gegen seine arcana gebe es nur ein Mittel: die radikale Zerstörung des Staates. Was soll an seine Stelle treten? Organisation und Wissenschaft. Der Wissenschaft gebühre absolute Autorität, doch nur ihren Erkenntnissen, nicht ihren Vertretern. Würde eine Akademie, die sich aus den größten Kapazitäten zusammensetzte, mit der Gesetzgebung und der Organisation der Gesellschaft betraut, so müßten beide, selbst unter den idealsten Voraussetzungen, Mißgeburten werden. Erstens, weil die Wissenschaft, die nie vollkommen sei, die Menschheit auf das Prokrustesbett ihrer vorläufigen Erkenntnisse spannen würde. Zweitens, weil die Gesellschaft den Gesetzen der Akademie nicht aus vernünftiger Einsicht folgen würde (sonst wäre die Akademie ja überflüssig), sondern aus blindem Respekt vor der Wissenschaft und deshalb auf das Stadium der Idiotie absinken müßte. Drittens endlich, weil die Akademie, sobald sie mit absoluter Macht ausgestattet wäre, unfehlbar in moralische und intellektuelle Korruption geriete, denn die Macht verderbe den Akademiker wie jeden Menschen. Die Macht sei das Übel, der Staat sein Gewächs, das es auszurotten, nicht zu veredeln gelte. »Der Theorie von Herrn Marx zufolge soll das Volk den Staat nicht nur nicht zerstören, sondern ihn stärken und aufwerten und in dieser Form in die Hände seiner Wohltäter, Wärter und Lehrer, der Führer der kommunistischen Partei übergeben – mit einem Wort: Herrn Marx und seinen Freunden, die ihn dann auf ihre Weise emanzipieren werden. Sie werden die ganze Macht der Regierung in strengen Händen konzentrieren, weil allein die Tatsache, daß das Volk unwissend ist, eine strenge und sorgsame Betreuung durch die Regierung

nötig mache; sie werden die Masse aufteilen in zwei Armeen – eine industrielle und eine landwirtschaftliche – unter dem direkten Kommando der Staatsingenieure, die eine neue, privilegierte wissenschaftlich-politische Klasse bilden werden.« [32] Bakunin wird in dieser Polemik aus *Staat und Anarchie* zwar keineswegs der marxschen Theorie gerecht, dafür aber umso mehr der Praxis von Lenin und seinen Nachfolgern. Marx wiederum konnte in seiner Kampfschrift gegen Bakunins geheime Allianz mit Grimm dessen *Revolutionären Katechismus* zitieren, der abschreckender wirken mußte als jede polemische Ausdeutung:

§ 1. Der Revolutionär ist ein geweihter Mensch ...

§ 2. In der Tiefe seines Wesens hat er ... jedes Band zerrissen, das ihn an die bürgerliche Ordnung und überhaupt an die zivilisierte Welt, an die Gesetze, die Moral und die allgemein anerkannten Verbindlichkeiten dieser Welt knüpfte ...

§ 3. Ein Revolutionär verachtet jeden Doktrinarismus und verzichtet auf die Wissenschaft dieser Welt, die er künftigen Geschlechtern überläßt. Er kennt nur eine einzige Wissenschaft: die Zerstörung ...

§ 10. Jeder Genosse muß mehrere Revolutionäre zweiten und dritten Grades, d. h. solche, die noch nicht ganz eingeweiht sind, unter der Hand haben. Er muß sie als einen ihm anvertrauten Teil des allgemeinen revolutionären Kapitals betrachten. Er muß damit wirtschaftlich umzugehen und den möglichst großen Nutzen daraus zu ziehen suchen ...

§ 22. Die Assoziation hat keinen anderen Zweck als die völlige Befreiung und das Glück des Volkes, d. h. der Schaffenden. Aber in der Überzeugung, daß diese Befreiung und dieses Glück nur durch eine allesvernichtende Volkserhebung erreicht werden kann, wird die Assoziation alle ihre Mittel und ihre ganze Kraft dazu verwenden, die Leiden und das Unglück größer zu machen, damit sie endlich die Geduld des Volkes erschöpfen und es zu einem Massenaufstand treiben müssen ...

§ 24. ... Die künftige Organisation ... ist Sache der künftigen Geschlechter. Unsere Aufgabe ist die schreckliche, völlige, unerbittliche und universale Zerstörung.« [33]

Dieser geweihte Revolutionär, der wohl mehr die Züge Netschajeffs trägt als die von Bakunin, schien den deutschen Sozialdemokraten 1920 die Züge von Lenin und Trotzki zu tragen; die Broschüre von Marx wurde neu aufgelegt als »Kampfschrift gegen den Vorläufer des Bolschewismus«. Marx hingegen sah 1873 in Bakunins Allianz dies: eine Verschwörung

»Entgleister, aus höherer sozialer Lage Stammender,« die alle ihnen anhaftenden Schändlichkeiten als ebensoviele ultrarevolutionäre Tugenden priesen und den politischen Kampf der Arbeiter durch die »allvernichtenden Taten von Galgenschwengeln« ersetzen wollten. Ihre vor der Internationale erhobenen Forderungen nach Autonomie und Anarchie seien Phrasen von Deklassierten; das wahre Ziel sei, die internationale Arbeiterbewegung »unter das Joch einer geheimen Diktatur zu zwingen und ihr Herrn Bakunins Programm aufzulegen«. [34]

Hinter diesem wechselseitigen Vorwurf diktatorischer Gelüste – es war nicht der einzige Schlagwechsel zwischen den Theoretikern der sozialen Revolution – steht eine Aporie, die schon die Philosophen des 18. Jahrhunderts plagte: wie soll der Kampf für eine Wahrheit geführt werden, wenn der, den diese Wahrheit unmittelbar betrifft, sie nicht kennt? Der junge Marx hatte die Frage metaphorisch beantwortet: »Wie die Philosophie im Proletariat ihre *materiellen*, so findet das Proletariat in der Philosophie seine *geistigen* Waffen, und sobald der Blitz des Gedankens gründlich in diesen naiven Volksboden eingeschlagen ist, wird sich die Emanzipation der *Deutschen* zu *Menschen* vollziehen.« [35] Blitz zu sein, war den Linkshegelianern eine Lust. Aber wie, wenn er eingeschlagen hatte? Heine, der sie die »Doktoren der Revolution« nannte, erschien es 1844, unter dem Einfluß von Marx, ganz natürlich, »daß die Proletarier in ihrem Ankampf gegen das Bestehende die fortgeschrittensten Geister, die Philosophen der großen Schule, als Führer besitzen. Diese gehen über von der Doktrin zur That, dem letzten Zweck alles Denkens, und formulieren das Programm.« [36] Das Programm also. Was weiter? Schauen sie zu, passen sie auf, helfen sie mit? Das Problem der Verwirklichung ist der große Stachel. In der bürgerlichen Revolution trieb er den homme de lettre zur Identifikation mit dem citoyen, in der sozialistischen Bewegung den Intellektuellen zur Mimikri an den Proletarier, den einzigen Garanten seiner Hoffnungen und Überzeugungen. Die Erfahrung, daß auch die Arbeiter keine Götter seien, war Enttäuschung und heimlicher Trost zugleich. Andere Götter gab es nicht. Bürgerlicher Sozialist, gar Kathedersozialist zu sein, galt seit der Gründung der Ersten Internationale so sehr als Makel, daß Marx die Aspirationen Bakunins mit dem Satz erledigen konnte: »Die Allianz der sozialistischen Demokraten ist vollständig bürgerlichen Ursprungs« [37], während Bakunin die »Liga des Friedens

und der Freiheit« mit den Worten strafte: »Falsche Sozialisten, Bourgeois-Sozialisten« [38]. Die Steigerungsstufe des bürgerlichen ist der kleinbürgerliche Intellektuelle. Seinen Steckbrief hat Marx geliefert, als er 1865 Proudhon charakterisierte: »Proudhon neigte von Natur zur Dialektik. Da er aber nie die wirklich wissenschaftliche Dialektik begriff, brachte er es nur zur Sophistik. In der Tat hing das mit seinem kleinbürgerlichen Standpunkt zusammen. Der Kleinbürger ist ... zusammengesetzt aus einerseits und andrerseits. So in seinen ökonomischen Interessen, und *daher* in seiner Politik, seinen religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Anschauungen. So in seiner Moral, so in everything. Er ist der lebendige Widerspruch. Ist er dabei, wie Proudhon, ein geistreicher Mann, so wird er bald mit seinen eigenen Widersprüchen spielen lernen und sie je nach Umständen zu auffallenden, geräuschvollen, manchmal skandalösen, manchmal brillanten Paradoxen ausarbeiten. Wissenschaftlicher Charlatanismus und politische Akkomodation sind von solchem Standpunkt unzertrennlich. Es bleibt nur noch ein treibendes Motiv, die *Eitelkeit* des Subjekts ...« [39] Lenin übernahm diesen Steckbrief, depravierte ihn noch, zumal in seiner Kampfschrift gegen die Menschewiken, *Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück* (1904). Eitle, disziplinlose, liederliche, waschlappige Intellektuelle – das waren alle Genossen, die sich gegen ihn stellten, gleichgültig, welchem Extrem sie zuneigten, dem Opportunismus, der aus Herrschsucht zu jedem Kompromiß bereit sei, oder dem Radikalismus, der mit der anarchistischen Phrase prunke, der bürgerlichen Dekadenz aber näherstehe als dem Sozialismus. Für Lenin war beides Reflex derselben, durch kleinbürgerliche Lebens- und Erwerbsverhältnisse bedingten Eigenschaft, eben jener »intelligenzlerischen Wankelmütigkeit«, die das Proletariat so oft zu fühlen bekomme. Der klassenbewußte Arbeiter müsse vom Wissen dieser Leute profitieren, aber auch lernen, »die Psychologie eines Soldaten der proletarischen Armee von der Psychologie des bürgerlichen Intellektuellen zu unterscheiden«. [40]

Wie aber der Arbeiter lernen solle, die Psychologie der Herren vom Zentralkomitee richtig einzuschätzen, die gewiß keine Soldaten der proletarischen Armee, vielmehr deren Feldherren waren, »Feldherren ohne Armee«, wie ihre Widersacher sagten, Oberkriegsräte, blanquinistische Generalstäbler, Diktaturfetischisten, die im Arbeiter nicht das Subjekt der sozialistischen Revolution, nur Material und Kanonenfutter für ihre

Aktionspläne sähen[41] – was der Arbeiter von ihnen zu halten habe, verriet Lenin nicht. Rosa Luxemburg tat es 1904 in einer Polemik gegen Lenins Schrift. Das ängstliche Bestreben dieser unzeitgemäßen Jakobiner, die aufstrebende russische Arbeiterbewegung »durch die Vormundschaft eines allwissenden und allgegenwärtigen Zentralkomitees vor Fehltritten zu bewahren«, entspringe einem kranken Subjektivismus, der den russischen Revolutionären schon öfters Possen gespielt habe. »Das von dem russischen Absolutismus ekrasierte, zermalmte Ich nimmt dadurch Revanche, daß es sich selbst in seiner revolutionären Gedankenwelt auf den Thron setzt und sich für allmächtig erklärt – als ein Verschwörerkomitee im Namen eines nichtexistierenden Volkswillens.« Sobald dann aber die Arbeiterbewegung zum ersten Mal wirklich einen Volkswillen zu schaffen beginnt, »stellt sich das ›Ich‹ des russischen Revolutionärs schleunigst auf den Kopf und erklärt sich wieder einmal für einen allmächtigen Lenker der Geschichte – diesmal in der höchst eigenen Majestät eines Zentralkomitees, der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung.«[42] Bei der Analyse der bolschewistischen Organisationspläne stieß Rosa Luxemburg auf das von Lenin geflissentlich ausgesparte, durch seine Forderung »Bürokratie statt Demokratie« eskamotierte Problem der Vermittlung zwischen bewußtem und spontanem Element, intellektueller Vorhut und Arbeiterschaft. Diese ist nach der orthodoxen Auffassung der Träger einer historischen Mission, aber der Träger ist blind, sieht nur seine unmittelbaren, nicht seine wahren Interessen und kann aus eigener Kraft nur zu gewerkschaftlicher, nicht zur politischen Aktion gelangen. Deshalb, so argumentierte Lenin, muß eine Gruppe von Berufsrevolutionären das Proletariat führen: diktatorisch, autoritär. Wodurch, fragte Rosa Luxemburg, unterscheidet sich diese Organisation von der Verschwörung Blanquis? Eine konspirative Minderheit hatte 1848 einen revolutionären Handstreich vorbereitet; die mit bestimmten Aktionen betrauten Personen mußten sich blind der mit allen Machtbefugnissen ausgestatteten Zentralbehörde unterordnen, waren nur ausführende Werkzeuge und von der Volksmasse scharf abgegrenzt; das war möglich, weil gar kein innerer Zusammenhang zwischen beiden bestand, und auch notwendig, da die Massen erst im Moment der Revolution auf dem Kampfplatz erscheinen sollten. Die sozialdemokratische Bewegung dagegen (so Rosa Luxemburg) ist auf eine selbständige Aktion der Masse berechnet, denn das wirklich revolutionäre Prinzip findet sich allein in jener Spontaneität, die aus den

antagonistischen gesellschaftlichen Bedingungen herauswächst. »In der sozialdemokratischen Bewegung ist auch die Organisation ... ein historisches Produkt des Klassenkampfes, in das die Sozialdemokratie nur das politische Bewußtsein hineinträgt.« [43] Organisation, Aufklärung und Kampf sind nicht getrennte Momente, wie in der blanquinistischen Verschwörung, sondern verschiedene Aspekte desselben Prozesses. Sozialdemokratischer Zentralismus darf darum nichts anderes sein als die »Zusammenfassung des Willens der aufgeklärten und kämpfenden Vorhut der Arbeiterschaft«, doch dafür sind in Rußland die Bedingungen nicht gegeben, es fehlen die ökonomischen und politischen Voraussetzungen, es fehlt vor allem ein klassenbewußtes Proletariat. Lenin behauptet aber, daß jetzt schon »nicht dem Proletariat, sondern manchem Akademiker die Selbsterziehung im Sinne der Organisation und der Disziplin nottue«, der Arbeiter lerne diese Disziplin in der Fabrik. Er lernt sie aber auch in der Kaserne, im Mechanismus des kapitalistischen Staates, er lernt Willen- und Gedankenlosigkeit, Kadavergehorsam. Soll nun einfach der Knüppel aus den Händen der Bourgeoisie in die eines Zentralkomitees übergehen? Gewiß, Lenins Knüppel gilt in erster Linie dem Opportunismus der Intellektuellen. »Formulieren wir aber den Opportunismus, wie Lenin, als die Bestrebung, die selbständige revolutionäre Klassenbewegung des Proletariats lahmzulegen, um sie den Herrschaftsgelüsten der bürgerlichen Intelligenz dienstbar zu machen, so läßt sich in den Anfangsstadien der Arbeiterbewegung dieser Zweck am ehesten ... durch strammen Zentralismus erreichen, der die noch unklare proletarische Bewegung einer Handvoll akademischer Leiter mit dem Kopfe ausliefert.« [44] Anders gesagt: Lenin betreibt gerade das, was er seinen Gegnern vorwirft. Der Intellektuelle, vor dessen opportunistischem Herrschaftsgelüste das Proletariat sich hüten muß, heißt Lenin.

Kurz vor dem Ausbruch der deutschen Revolution konnte Rosa Luxemburg noch die ersten Ergebnisse der russischen Revolution als legitime Frucht der leninschen Organisationsprinzipien charakterisieren: Sozialismus? »vom grünen Tisch eines Dutzends Intellektueller dekretiert, oktroyiert«; Freiheit? »nur für die Anhänger der Regierung«; Diktatur des Proletariats? »Diktatur einer Handvoll Politiker, d. h. Diktatur im bürgerlichen Sinne, im Sinne der Jakobiner-Herrschaft«. [45] Ihr antwortete, an Lenins Statt doch kaum in Lenins Sinn, Georg Lukács. Er insistierte auf dem, was jener überging, dem Zwiespalt zwischen dem

Bewußtsein der Wenigen, die die Revolution machen, und der Vielen, für die sie gemacht wird.[46] In allen Organisationen handle es sich um die Wechselwirkung von Spontaneität und bewußter Regelung. Während nun der von Max Weber beschriebene alte Typus – bürgerliche Parteien und opportunistische Arbeiterparteien – den Einzelnen nur als Gefolgsmann kenne, der ausschließlich auf Kommando der Führer in Bewegung gerate, so daß die ihm gewährte Freiheit nichts als die Freiheit eines Zuschauers sei und somit das »falsche Bewußtsein« seiner tatsächlichen Unfreiheit, werde in den kommunistischen Parteien das Verhältnis von aktivem und passivem, bewußtem und spontanem Element von Grund auf verändert, und zwar dadurch, daß an die Stelle des verdinglichten, bloß kontemplativen Bewußtseins die bewußte theoretische Vorausschau trete. Das Klassenbewußtsein gebe dem Proletariat die objektive Möglichkeit, seine eigene Lage zu erkennen und das ihr entsprechende Handeln vorauszubestimmen. Wenn sich der einzelne Arbeiter auch erst nachträglich über seine unmittelbaren Erfahrungen klarwerde und ein dauernder Widerstreit herrsche zwischen individuellem und geschichtlichem Bewußtsein, so sei es doch dieselbe Aktivität des Klassenbewußtseins, die einerseits die individuellen Handlungen unmittelbar beeinflusse, andererseits die geschichtliche Entwicklung bewußt mitbestimme und so die »konkrete Vermittlung zwischen Mensch und Geschichte« leiste. Darin liege die Besonderheit der kommunistischen Partei. Sie fordere freilich »das bedingungslose Aufgehen der Gesamtpersönlichkeit eines jeden Mitgliedes in der Praxis der Bewegung.«[47] Sie fordert Disziplin. Was für Lenin eine technisch-praktische Frage war, transzendiert bei Lukács zur »höchsten geistigen Frage« der revolutionären Entwicklung. Disziplin könne nur entstehen als bewußte und freie Tat des bewußtesten Teiles des Proletariats, seiner Vorhut. Die dadurch bedingte organisatorische Absonderung der Vorhut von der Klasse selbst bedeute nicht, daß die Partei *statt* der Klasse *für* die Klasse kämpfen wolle, wie die Blanquisten es getan hatten; und wenn sie es zuweilen doch tue, dann ausschließlich, um die Entwicklung des Klassenbewußtseins zu beschleunigen und die Unterschiede im Bewußtsein der Klasse auf dem höchsten Niveau auszugleichen.[48] Auf diesem höchsten Niveau kommt Lukács' Dialektik zum Stillstand und das factum brutum zum Vorschein: die revolutionäre Vorhut, von der es eben noch hieß, sie habe sich als bewußtester Teil der Klasse von dieser abgesondert, steht plötzlich als ein Gremium da, an dem die von Anfang an

klassenfremden, nicht-proletarischen Elemente, die bürgerlichen Intellektuellen also, »entscheidenden Anteil« haben. Rosa Luxemburg unterschätze ihn. Sie unterschätze und verkenne somit auch die Rolle der Partei, ohne deren strenge Führung die Arbeiterbewegung dem Opportunismus verfalle. [49] Rosa Luxemburg ist Opportunistin.

In der Kontroverse zwischen Lenin, Rosa Luxemburg und Lukács über Organisationsfragen, an der sich viele andere beteiligten, gewinnt der während der französischen Revolution akut gewordene Antagonismus innerhalb der europäischen Intelligenz den Charakter eines Dogmenstreites, der Weltgeschichte macht. Streitobjekt ist letzten Endes nicht die Organisation sondern das Bewußtsein, nicht die Partei sondern die Intelligenz, die ihre geschichtliche Rolle reflektiert. Wenn Lenin den revolutionären Sozialdemokraten einen mit der Organisation des klassenbewußten Proletariats unzertrennlich verbundenen Jakobiner nennt und Rosa Luxemburg einwendet, die Sozialdemokratie sei nicht »verbunden« mit dem Proletariat, sondern dessen eigene Bewegung; wenn der eine für einen Sozialismus von außen, die andere für einen der Masse immanenten Sozialismus plädiert; der eine schließlich in der Frage der bewußten Praxis einer Minderheit, die andere in der Frage des praktischen Bewußtseins der Mehrheit Recht behält, so können sich beide auf Marx berufen. Orthodox ist sowohl die These, daß das Bewußtsein »nur durch den praktischen Umsturz der realen gesellschaftlichen Verhältnisse« umgeformt werden kann, [50] als auch die andere, wonach das Proletariat alle Menschlichkeit verloren, zugleich aber »das theoretische Bewußtsein dieses Verlustes gewonnen hat ... darum kann und muß das Proletariat sich selbst befreien«. Marx freilich fährt fort: »Es handelt sich nicht darum, was dieser oder jener Proletarier oder selbst das ganze Proletariat als Ziel sich einstweilen *vorstellt*. Es handelt sich darum, *was es ist*, und was es diesem *Sein* gemäß geschichtlich zu tun gezwungen sein wird.« [51] Die Metaphysik solchen Zwanges lieferte Lukács: als eine Metaphysik der Disziplin, der Organisation, der Partei, in welcher die dialektische Bewegung des Bewußtseins erstarrt. Nur dadurch konnte er die Schwäche seiner Argumentation gegenüber Rosa Luxemburg zur Stärke eines Dogmas machen, das weniger in der Erwartung einer zukünftigen als in der Gewalt einer schon vollzogenen Revolution seine Basis hatte. »Das bewußte Wollen des Reiches der Freiheit ... bedeutet das bewußte Sich-unterordnen jenem

Gesamtwillen, der die wirkliche Freiheit wirklich ins Leben zu rufen bestimmt ist ... Dieser bewußte Gesamtwille ist die kommunistische Partei.« [52] Nüchterner gesagt: die Partei allein ist autonom und frei; der Partei allein steht es zu, zu wissen und zu wollen. Lenin hat es seit 1918 mitunter so nüchtern ausgedrückt. Die Rationalität der sowjetischen Herrschaft war die Bedingung ihres Überlebens. Da im Westen die erwartete Entwicklung zum Sozialismus ausblieb und deshalb schon bald ein »Zusammenstoß mit den imperialistischen Ländern« drohte, gab es nur eine Lösung: den Übergang zum Staatskapitalismus statt zum Sozialismus, die forcierte Industrialisierung statt der sozialen Befreiung. Und während man beides noch als Vehikel zum Sozialismus ausgab, unterschob man diesem schon eine neue Definition: »Elektrifizierung plus Sowjetmacht.« [53]

Dem sozialistischen Intellektuellen, der diese Entwicklung von außen sah, mußte sie geheimnisvoll erscheinen, »un vrai miracle«. »Ein kleines Häuflein von Intellectuellen mit einer Zentrale (auch aus lauter Intellectuellen bestehend) an der Spitze – das will eine Partei des Proletariats werden ...«, hatte Potresov 1904 an Kautsky geschrieben. [54] Fünfzehn Jahre später sah man, daß dieses Häuflein im unterentwickelten Rußland, ohne verläßliche Massenbasis, die Revolution vollbracht hatte, die in den hochindustrialisierten westlichen Ländern ausgeblieben oder mißlungen war. Die lange verdrängte Enttäuschung darüber, daß das Proletariat die ihm zugeschriebene historische Mission nicht erfüllte, brach jetzt durch. Sie datiert zurück auf Marx und Engels. 1845 glaubte Marx, der Blitz des sozialistischen Gedankens sei in England und Frankreich gründlich eingeschlagen: die Arbeiter seien sich dort ihrer geschichtlichen Aufgabe schon bewußt. [55] 1858 aber fiel Engels die Verbürgerlichung des englischen Proletariats auf, und 1884 nannte er das Proletariat den »Schwanz der Kapitalistenklasse«; nur eine beständige Krise könne es klassenbewußt erhalten, in Zeiten der Stabilität und des Wohlstands aber vergesse es über seinen unmittelbaren (ökonomischen) Interessen sein wirkliches (politisches) Interesse. [56] Das Auseinanderklaffen beider ist für Marx und Engels der Ausdruck der historischen Unreife des Proletariats, die nur durch politische Radikalisierung überwunden werden könne. Die Hoffnung, daß sie überwunden werde, daß das ausgeblutete Proletariat endlich sich selbst und die Menschheit befreie, scheint das psychologische Motiv der marxschen Verelendungstheorie zu sein.

»Der homo sapiens tut nach Marx nur was, wenn er dem absoluten Ruin in die Pupille starrt. Die höheren Züge läßt er sich nur erpressen ... So kommt der Prolet zu seiner Mission, die Menschheit auf eine höhere Stufe zu heben.« – »Gegen diese Mission bin ich immer gewesen, sozusagen instinktiv. Es klingt schmeichelhaft, aber den Schmeichlern mißtrau ich immer, Sie nicht? Ich wär neugierig, was das Wort Mission heißt, ich mein wörtlich.« – »Es kommt vom lateinischen mittere, schicken.« – »Ich hab mirs gedacht. Der Prolet soll wieder der Geherda sein. Sie denken sich einen Idealstaat aus und wir sollen ihn schaffen. Wir sind die Ausführenden, Sie bleiben die Führenden ...« – »Versteh ich Sie recht: Sie weigern sich, die Menschheit zu befreien?« – »Jedenfalls zahl ich ihr nicht den Kaffee ...« So der Physiker Ziffel und der Metallarbeiter Kalle in Brechts *Flüchtlingsgesprächen.*[57] An wen sollte der sozialistische Intellektuelle sich halten, nachdem der Arbeiter ihn im Stich gelassen hatte? An Seinesgleichen, die intellektuelle Minderheit, die in Rußland die Revolution verkörperte. Auf sie konnte er die soteriologische Rolle übertragen, die er bisher dem Proletariat zugeschrieben hatte; was er bisher in der Masse gesehen hatte, sah er jetzt in der fernen Spitze der KPdSU: eine mystische Substanz. Den Proletkult durch den Parteikult zu ersetzen, bedeutete für den Intellektuellen, daß er Intellektueller bleiben durfte, sich nicht mehr gedrungen fühlte, durch ein sacrificium intellectus das Manko seiner Klassenfremdheit auszugleichen, um der proletarischen Weihen würdig zu werden. »Seht euch jeden Parteigenossen an, aber wenn es ein Akademiker ist oder ein Intellektueller, dann seht ihn euch doppelt und dreifach an«, hatte auf dem Dresdner Parteitag von 1903, der die brennende »Akademikerfrage« lösen sollte, der alte Bebel gerufen[57a]; das Protokoll verzeichnet »stürmischen Beifall«, der den Betroffenen lange in den Ohren lag. Jetzt blieb ihnen dieser Inferioritätskomplex erspart, zugleich auch das schlechte Gewissen darüber, daß sie die ausgebeuteten Arbeiter auch noch für die Befreiung der Menschheit ausbeuten wollten. Indem Lenin und die Seinen zwar nicht die Menschheit, dafür aber sich selbst befreiten, erlösten sie stellvertretend die sozialistische Intelligenz aus ihrer Entfremdung, ihrer Emigration ins Proletariat. Die Identifizierung mit der Arbeiterbewegung, die die geistigen Waffen hatte stumpf werden lassen, ohne die materiellen zu schärfen, war praktisch aufgehoben. Theoretisch konnte sie umso leichter aufrecht erhalten werden. Die Partei stand dafür ein. Sie mußte dafür einstehen, um sich selbst und ihr Handeln zu

rechtfertigen und damit die chiliastische Substanz der rituell verkündeten Wahrheit zu retten, jener »höheren Wahrheit«, die sich in der Partei verkörpert.

Die auf eine Elite übertragene Vergottung der Masse, die auf das eigene Ich eingeschränkte Befreiung der Menschheit, die auf ein Instrument der Herrschaft reduzierte und augenblicks zur metaphysischen Wahrheit erhobene Theorie –: letzte Station eines Kreuzwegs, den die Revolutionäre des 18. Jahrhunderts eingeschlagen hatten. Wie macht man Geschichte? Wie verändert man die gesellschaftliche Wirklichkeit im Sinne der eigenen Wünsche, Gedanken, Theorien? Und wer soll für die Verwirklichung aufkommen? Wo sollen die unerläßlichen Abstriche gemacht werden – an der Freiheit, der Gleichheit oder der Gerechtigkeit? An der Vernunft oder am Glück? Die Intellektuellen des 20. Jahrhunderts, die diese Fragen lösen wollen, scheinen sich im Kreise zu drehen, angetrieben vom Wunsch, ein fernes Ziel zu erreichen, vom schlechten Gewissen wegen der Mittel, vom Bedürfnis sie zu rechtfertigen, vom Selbstbestrafungszwang, vom Selbsterhaltungstrieb... Sie scheinen nicht weiter zu kommen als der Begründer der Philosophie der Freiheit, der zugleich ein Philosoph der Diktatur war: Jean Jacques. Der begann mit einem sehr zwielichtigen Angriff gegen die Vernunft – im Namen der Natur; gegen die Wissenschaft – im Namen der Tugend; gegen das Individuum – im Namen der Gesellschaft. Doch den Angriff führte *seine* Vernunft, *seine* Wissenschaft, *seine* Individualität.[58] Die Wissenschaft habe zum wahren Glück der Menschen nichts beigetragen, nur die guten Sitten verdorben, die Gesellschaft paralysiert. Wissenschaft sei demnach mit einer freien Gesellschaft nicht vereinbar. Die These läßt sich umkehren: freie Wissenschaft ist mit der Gesellschaft nicht vereinbar, nur dienende; sie muß helfen, die schlechte Gesellschaft gut zu machen, und für das Entstehen der vollkommenen Gesellschaft ist sie sogar unentbehrlich. In dieser aber muß sie »gewissen großen Genies«, »gewissen privilegierten Geistern« vorbehalten bleiben, dem Volk hingegen ferngehalten werden. Der gemeine Mann hat nicht so sehr vernünftig zu sein als brav und gehorsam, denn der Mensch ist von Natur zur Vernunft nicht fähig, erst in der guten Gesellschaft wird sie sich entwickeln. Dasselbe gilt für die Freiheit. Freiheit ist soviel wie Tugend, und da Tugend vorab politische Tugend ist, ist der Mensch erst frei, wenn er sich dem Kollektiv ausliefert. Der Gesellschaftsvertrag fordert »das

vollständige Aufgehen jedes einzelnen Gliedes mit allen seinen Rechten in der ganzen Gemeinschaft«. Den so entstehenden »moralischen und kollektiven Körper« nennt Rousseau eine vollkommene Gesellschaft, aber er weiß und sagt es, daß selbst die vollkommenste noch Knechtschaft bedeutet, auch wenn die Knechte es nicht merken. Von ihren Führern und Gesetzgebern, den »pères des nations«, zum Guten gezwungen, gehorchen sie »in Freiheit« und tragen geduldig das »Joch der öffentlichen Glückseligkeit«.[59] Wer aber profitiert davon, für wen ist die gute Gesellschaft wirklich gut? Für wenige nur, gesteht schließlich zögernd Rousseau. Lukács, dessen Gesellschaftsvertrag mit dem rousseauschen so manches gemein hat, gesteht es nicht mutiger. In dem bedrückenden Bewußtsein, daß der Plan der Vernunft nur seinen Urhebern dient, den anderen aber Fesseln auflegt, seien sie auch mit der Inschrift Libertas verziert, schlägt der Druck, der diesen anderen zugemutet wird, auf die Urheber zurück. Die Herren leiden an ihrer eigenen Herrschaft, sie möchten lieber Knechte sein, Diener einer höheren Wahrheit, die doch die ihre bleibt.

Zugleich den Herrn und den Knecht hervorzukehren, gelang einem anderen, der, zeitlich zwischen Rousseau und Lukács stehend, beider Probleme löste, ohne sie zu begreifen: Ernest Renan. 1848, unter dem unmittelbaren Eindruck der Revolution und der sozialen Spannungen, die ihn bis dahin kalt gelassen hatten und auch fürder nicht zu beunruhigen brauchten, da die Bourgeoisie über genügend Haubitzen und Bajonette verfügte, schrieb er sein fortschrittgläubiges Jugendwerk *L'avenir de la science*. »Jeder Mensch muß in der Gesellschaft, in die er geboren wird, die Mittel zur Vervollkommnung seiner Natur finden«, und der Staat muß dabei helfen – er sei »une machine de progrès«. Das klingt anders als Lenins »Unterdrückungsmaschine«, doch so groß ist der Unterschied nicht. Die Freiheit des Individuums nennt Renan zwar ein Postulat des Fortschritts, sie befördere Wettstreit und Konkurrenz, aber das bedeute notwendig Ungleichheit: »sie ist natürlich und gerecht, wenn man sie als das Schicksalsgesetz der Gesellschaft betrachtet, als die zumindest zeitweilige Bedingung ihrer Vervollkommnung.«[60] Wenn es aber gar nicht um individuelle Vervollkommnung geht, vielmehr um die der Gesellschaft, und wenn nur die Menschheit als ganze vollkommen sein kann, nicht aber der einzelne Mensch, wie Renan dekretiert – warum dann, wie er desgleichen dekretiert, mit der Erziehung des Menschen sich abgeben anstatt mit der Umwandlung der Gesellschaft? Der Widerspruch ist säkular. Er gründet

in dem Widerspruch zwischen dem Individualismus des Intellektuellen, den er auf seine Mitmenschen überträgt, und dem Zweifel an der Intelligenz dieser Mitmenschen, der ihn selbst in Frage stellen muß, denn wenn sich das, was er für vernünftig und richtig hält, nicht realisieren läßt, bleibt seine eigene Existenz irreal. Er muß auf eine utopische Zukunft spekulieren, die ihn bestätigt, indem sie seine individuelle Intelligenz entweder in der allgemeinen »aufhebt« oder über die allgemeine setzt. Beides läuft auf Diktatur hinaus, sei's der Vielen, sei's der Wenigen, und das verträgt sich schlecht mit dem Liberalismus, der den urwüchsigen Kapitalismus überwölbt. Also muß die Diktatur selbst liberalisiert werden – durch einen höheren Plan: »Die Natur zeigt uns in einem ungeheuren Maßstab die Aufopferung der niederen Arten für die Verwirklichung eines höheren Plans.«[61] Renans Natur ist nicht die Natur Rousseaus oder des jungen Marx, kein vorgeschichtlicher Zustand des Glücks und der Gleichheit aller Menschen, der am Ende der Geschichte wiedererschaffen werden soll, in der vollkommenen Gesellschaft oder im Reich der Freiheit, – es ist die Natur der bürgerlichen Gesellschaft, und ihr höherer Zweck ist der Zweck der Höheren. Wer sind diese Höheren? Marx zufolge »Bankiers, Börsenkönige, Eisenbahnkönige, Besitzer von Kohlen- und Eisenbergwerken und Waldungen, ein Teil des mit ihnen ralliierten Grundeigentums – die sogenannte *Finanzaristokratie*«, die seit der Juli-Revolution auf dem Throne saß und Gesetze diktierte, während die eigentlich industrielle und die kleine Bourgeoisie in Opposition zu ihr stand, gemeinsam mit den »ideologischen Vertretern und Wortführern der angeführten Klassen, ihren Gelehrten, Advokaten, Ärzten usw., mit einem Wort: ihren sogenannten *Kapazitäten*.«[62] Eine dieser Kapazitäten hieß Renan. Seine scheinbar so konservative, finanzaristokratische Haltung ist radikal, fast jakobinisch: gerade die Kapazitäten, zumal die Gelehrten, sollen auf dem Throne sitzen und Gesetze diktieren. Nur daß er – genau wie zur selben Zeit Bakunin – nicht die Personen im Auge hat, sondern ihre Profession, die Wissenschaft. Ihr gebühre absolute Freiheit, absolute Autorität, ja Autonomie gegenüber jeder sozialen Form. Sie sei ewig wie die menschliche Natur, wenn nicht ewiger, wie das Vorwort von 1890 suggeriert. Das persönliche Interesse hat sich aufgeschwungen zum höheren Prinzip, zur neuen Religion: »Meine Religion ist allezeit der Fortschritt der Vernunft, das heißt der Wissenschaft«, und diese Religion fordere »große Opfer an individuellem Glück«.[63] Was einen Rousseau oder

einen Lukács ihr schlechtes Gewissen verdrängen ließ, sprach Renan mit dem Zynismus des Liberalen aus: keine Religion ohne Opfer, folglich kein Opfer ohne Religion. Ihre Kirche ist die Schule, ihre Priester sind die Wissenschaftler, die die ganze Menschheit zu ihren Füßen sehen, mehr um ihre Zucht als um ihre Reife besorgt, wie Renan bald eingestehen sollte. Pius IX., der ihn den Blasphémateur Européen nannte, hat die Konkurrenz erkannt. Die Herrschaft der Wissenschaftsreligion wie jeder anderen ist die Herrschaft derer, die sich ihre Diener nennen, und sie ist in der Tat unabhängig von der sozialen Form – darin behielt Renan Recht.

»Der Philosoph legt sich – also selbst eine abstrakte Gestalt des entfremdeten Menschen – als den Maßstab der entfremdeten Welt an«, schrieb der junge Marx in seiner Hegel-Kritik.[64] Die Entfremdung der Intelligenz war durch das fünfte und sechste Kapitel der *Phänomenologie* zum Thema der Intellektuellen geworden. Die Interpretationen der Junghegelianer haben die deutsche Intelligenz, die von Alexandre Kojève hundert Jahre später die französische Intelligenz gelehrt, sich zu hassen und zu lieben. Der Intellektuelle, sagt Kojève, tut so, als sei er allein auf der Welt; »da er weder Herr noch Knecht ist, kann er ... gleichsam die gesuchte Synthese der Herrschaft und der Knechtschaft ›realisieren‹: er kann sie sich *vorstellen*. Freilich, da er weder Herr noch Knecht ist, d. h. da er sich jeder Arbeit und jedes Kampfes enthält, kann er die Synthese, die er entdeckt, nicht wahrhaft realisieren: ohne Kampf und ohne Arbeit bleibt diese vom Intellektuellen erkannte Synthese vielmehr rein *verbal*.«[65] Die Konsequenz ist – wie zuvor bei Cieszkowski, Bruno Bauer, Moses Heß, die eine »Philosophie der Tat« proklamierten, um das der hegelschen Philosophie zentrale Problem der Entzweiung zu lösen und damit sich selbst aus ihm zu erlösen; wie auch bei Marx, der die »Aufhebung der Philosophie« durch ihre praktische Verwirklichung forderte, um damit zugleich die Entfremdung zu überwinden, in die ein Denken ohne Handeln führt, – die Konsequenz ist die Abkehr von der reinen Theorie, die Wendung zur Praxis, die verändern soll, was bisher nur interpretiert wurde. Kojève, der sie pragmatischer vollzog als sein Schüler Sartre, ersparte sich dessen Dilemma: das sartresche Prinzip der direkten Aktion zwingt entweder zum Rekurs auf die isolierte Existenz, die absolute Freiheit garantiert, oder zum Engagement an eine politische Macht, die persönliche Freiheit untersagt; im ersten Fall bleibt die Aktion gegenüber

der geschichtlichen Logik zufällig, privat-unverbindlich (eine nurmehr ästhetische Revolte wie bei Camus), im zweiten Fall fehlt jedes Kriterium dafür, ob die durch Praxis aufgehobene Philosophie auch tatsächlich verwirklicht und nicht nur unterschlagen sei. Merleau-Pontys »Philosophie der Ambiguität«[65*], die dieses Dilemma auszuloten sucht, um gerade dem Widerspruch, der »engagierten Freiheit«, Sinn abzuringen, reproduziert klarer als jede andere das Problem der Entzweiung und Entfremdung der Intelligenz, für das immer neue Diagnosen angeboten werden, die doch nur Symptome illustrieren. Zum Beispiel die von Max Weber genannte *innere Not* der Intellektuellen, von der sie Erlösung suchten, eine Erlösung, die einerseits lebensfremder, andererseits prinzipieller und systematischer sei als die von äußerer Not.[66] Oder die von Robert Michels genannte *äußere Not* der Intellektuellen, die sie, im Gegensatz zu ihren glücklicheren, von der Gesellschaft wohlversorgten Konkurrenten, zu Ränkeschmieden und Unruhestiftern mache.[67] Oder die von Max Scheler genannte *Indigestion* der Intellektuellen, die den Bauch voll unverdauten Wissens hätten, aber nicht fähig seien, Stellung zu nehmen, nicht willens, Verantwortung zu tragen: Intellektualisten ohne Weltverkehr.[68] Oder die von Arnold Gehlen genannte *Frustration* der Intellektuellen, die zuviel geistigen Weltverkehr hätten und zuoft Stellung bezögen, aber nicht handelnd tätig werden könnten, was zur Erfahrung der Vergeblichkeit führe, zu Groll und gereizter Kritik am Bestehenden.[69] Man kennt auch die Orte, wo diese Entfremdeten ihre innere und äußere Not, ihre Indigestion und Frustration austauschen: der Salon, der Zirkel, der Club, vor allem das Caféhaus, dessen Soziologie man gern derjenigen des Intellektuellen zuschlägt.

»In einem derselben bereitet man den Kaffee auf solche Art, daß er denen, die davon trinken, Geist einflößt; wenigstens ist unter allen, welche diesen Ort verlassen, keiner, der sich nicht um viermal geistreicher dünkte als beim Hineintreten. Am meisten aber wundert es mich von diesen schönen Geistern, daß sie sich ihrem Vaterlande nicht nützlich machen und ihre Talente an kindisches Zeug vertändeln. So traf ich sie z. B. bei meiner Ankunft in Paris über einen Streit erhitzt, wie man ihn sich nicht kleinlicher denken kann; es handelte sich nämlich um den Ruhm eines alten griechischen Dichters ... von beiden Seiten sagte man sich herzhaft so grobe Beleidigungen, brachte so bittere Spöttereien hervor, daß ich nicht

minder die Art ihres Streites als den Gegenstand desselben bewunderte. Wenn jemand, dachte ich bei mir selbst, so unbesonnen wäre, vor einem dieser Verteidiger des alten griechischen Dichters den guten Ruf eines wackeren Bürgers anzutasten, er würde schön anlaufen! Gewiß würde der Eifer, welcher so zartfühlend in Bezug auf den Ruf der Toten ist, lichterloh entbrennen, um die Ehre der Lebenden zu schützen... Jetzt führen sie nur Lufthiebe; aber was geschähe wohl, wenn ihre Wut durch die Anwesenheit eines Feindes gereizt würde?« [70] Diese Episode aus dem Paris von 1713 – sie findet sich in den *Lettres Persanes* – spielt ihre Rolle bei der Diskussion über die Entfremdung der Intelligenz. Sie steht in Bezug zu einer zweihundert Jahre jüngeren Episode: Rudolf Hilferding und Emil Lederer debattierten 1916 in einem Wiener Café über die Chancen einer Revolution in Rußland; Lederer meinte, sie stehe unmittelbar bevor, Hilferding aber fragte skeptisch: »Wer soll sie denn machen? Vielleicht Herr Trotzki vom Central-Café?« [71] Und an einem schönen Morgen, dessen Mittag blutig ist (so könnte man Hegel variieren), erhoben sich die schönen Geister der Cafés auf den Thron der Welt; das einzelne Bewußtsein setzte sich als allgemeiner Wille ein, es machte »nichts Einzelnes« mehr, nur noch »Gesetze und Staatsaktionen«. [72] Also hat sich, über zweihundert Jahre hinweg, nichts geändert an der Entfremdung, den Caféhäusern, den schönen Geistern der Revolution? Die Szene, die Montesquieu beschreibt, hat einen Fluchtpunkt: die Ehre wackerer Bürger, für die sich die Literaten dereinst erhitzen werden. Ein russischer Bürger, wäre er im Wiener Central-Café angegriffen worden, hätte kaum auf Trotzki bauen können; und hätte dieser sich für einen wackeren Proleten geschlagen, der Unterschied wäre nicht weniger offenbar: der Unterschied zum Jahre 1713 oder 1789; zu den Literaten und Philosophen, die nicht als Berufsrevolutionäre, vielmehr als reine Dilettanten mit abstrakter literarischer Kritik das ganze Volk entflammten. Wie war das möglich, fragte Tocqueville 1856. »Wie konnten Schriftsteller, die weder Rang noch Titel, weder Reichtum noch Verantwortlichkeit oder Macht hatten, tatsächlich die einflußreichsten, ja die einzigen Politiker der Zeit werden, da wirklich, während andere die Regierungsgeschäfte besorgten, sie allein im Besitz der Autorität waren?« [73]

Die Einstellung der französischen Intelligenz des 19. Jahrhunderts zur großen Revolution, diese gereizte Fixierung, in der die Spaltung des ganzen Landes in die Linke und die Rechte sich weniger spiegelte als über-

haupt erst herausbildete und ideologisch sedimentierte, nachdem die bürgerliche Praxis sich längst auf den Kurs des juste milieu eingependelt hatte (»Frankreich wünscht die Verbesserung, den Fortschritt; aber eine langsame Verbesserung, einen geregelten Fortschritt«, sagte 1830 der Innenminister Guizot) – dieser Nebenkurs in Vergangenheitsbewältigung besitzt einen allen unterschiedlichen Positionen gemeinsamen Nenner: den gebannten Blick auf das Volk, le peuple.[74] Mochten die Leidenschaften, die die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts geweckt hatten, nun verherrlicht oder verdammt werden – die Schriftsteller des 19. Jahrhunderts konnten sie weder ignorieren noch mit ihnen sich identifizieren; sie kannten sie als etwas ihnen Fremdes, faszinierend oder abstoßend, jedenfalls unberechenbar, aber man mußte damit rechnen, und sie »rechneten«. Die Parole hieß Erziehung wie bei den Aufklärern, doch die neue Aufklärung wollte nicht Leidenschaften wecken, sondern sie bändigen, domestizieren, veredeln und damit zugleich die soziale Frage lösen: Die Schule soll die Menschen emanzipieren, nicht aber zu Menschen im emphatischen Sinn, vielmehr zu Bürgern, zu Eigentümern, zu Privilegierten; wenn einmal alle Schichten der Bevölkerung die Möglichkeit der Ausbildung, also des sozialen Aufstiegs haben, werden die Klassenkonflikte von selbst abflauen. »In der Tat bestünde die Lösung darin, das Volk zu bilden, in hundert Jahren wird es soweit sein«, sagte Taine 1852.[75] Die Sozialisten sagten es ähnlich. Alle forderten die Erziehung des Volkes auf Kosten des Staates, und die Dritte Republik erfüllte die Forderung, ebenso in ihrem eigenen Interesse wie in dem der Erzieher, denn nicht allein die Zöglinge hatten ihr soziales Problem. Zwar hatte schon die Juli-Monarchie begonnen, die Intelligenz aufzuwerten, wenigstens in ihren Spitzen, den capacités, für die 1831 der Zensus herabgesetzt wurde; aber die kleinbürgerliche Intelligenz, die zusehends wuchs, stand in Opposition. Der Wunsch, dazuzugehören, schlug in sein Gegenteil um, in Kritik an der herrschenden Klasse, Verachtung des Besitzbürgertums, Idealisierung des einfachen Volkes, die mitunter in mystische Verklärung ausartete. So wurden Lamennais, Lamartine, Victor Hugo, die als Ultras begonnen hatten, extreme Links-Oppositionelle.

Die Linksposition der mittelständischen und proletaroiden Intelligenz, diese bald zur Ideologie geronnene, alles Heil vom Volk, alles Unheil vom »Antivolk« erwartende Attitüde, war in ihrem Ursprung wirtschaftlich und politisch rationales Verhalten. »Lohngesetz und Markt haben

Erwerbszweige auf dem Gebiete der Wissenschaft hervorgebracht und jenem Proletarierthum zum Dasein verholfen, welches man das Literatenthum nennt. Dieses letztere repräsentiert die Dampfmaschine im Tempel der Musen, von der alles Volk immer Dampf fordert, ohne jedoch gewillt zu sein, genügend Heizmaterial zu überantworten. Aller Aufschwung der populären Literatur hängt unendlich wenig mit literarischen Bedürfnissen des Volkes zusammen, aber unendlich viel mit Lohngesetz, Markt, Büttel und Elend.« So Eduard Reich 1885 in seinem Buch *Gelehrte und Literaten wie auch studirte Geschäftsleute.* Und weiter: »Jeder Dienende muß dessen Lied singen, dessen Brod er ißt... Darum wird der arme Geistes-Berufene von seinen Mitmenschen (euphemistisch: vom Schicksal!) auf eine entsetzliche Folterbank gezogen und grausam gepeinigt. Dies mordet die Gelehrten und Literaten hin, vergiftet Wissenschaft und Literatur...«[76] In den westlichen Ländern hatte die Intelligenz schon um Jahrzehnte früher Anlaß zu solchen Klagen. Daß die Gesellschaft, wie Stendhal rügte, nur zahlt was sie sieht; daß ein Gelehrter, wie Enfantin feststellte, weniger verdient als ein Wagenschmierer; daß die ganze Wissenschaft, wie jeder Krämer wußte, nur dann etwas taugt, wenn sie beim Gelderwerb unmittelbar Nutzen bringt – das war auch die Erfahrung der klassischen Nationalökonomie, die sie freilich nicht in Kritik umsetzte, sondern zum Lehrsatz erhob. Für Adam Smith und seine Schüler haben die geistigen Arbeitsleistungen im Umlauf der tauschbaren Wirtschaftsgüter keinen rechten Platz. Diese Produkte zerstören sich selbst im Augenblick der Produktion; Schriftsteller, Künstler, Wissenschaftler zählen also zur Klasse der unproduktiven Arbeiter, die von der Gesellschaft ausgehalten werden müssen. Gegen diese Lehrmeinung polemisierte 1841 Friedrich List: »Wer Schweine erzieht, ist nach ihr ein produktives, wer Menschen erzieht, ein unproduktives Mitglied der Gesellschaft. Wer Dudelsäcke oder Maultrommeln zum Verkauf fertigt, produziert; die größten Virtuosen, da man das von ihnen Gespielte nicht zu Markte bringen kann, sind nicht produktiv...« List kehrte den Spieß um: die Lehrer, die Virtuosen, die Ärzte, die Richter und Administratoren seien in einem viel höheren Grade produktiv: sie produzierten nicht *Tauschwerte,* sondern *produktive Werte.*[77] Schriftsteller und Gelehrte werden nicht erwähnt. Sie haben kein öffentliches Amt, und wer in der bürgerlichen Gesellschaft weder Besitz noch Amt und Titel hat, gilt nicht als nützliches Glied derselben. Die Forderung, die als parasitär bezichtigte

Intelligenz zu rehabilitieren, mußte in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geradezu umstürzlerisch wirken. In der Tat wurde sie nur von denen gestellt, die ohnehin gegen die bestehenden Herrschaftsverhältnisse waren. »Setzen wir den Fall, Frankreich verlöre plötzlich seine fünfzig ersten Physiker, Chemiker, Physiologen, Mathematiker, Dichter, Maler, Bildhauer, Musiker und Schriftsteller...«, beginnt die berühmte *Parabole* Saint-Simons,[78] die ihm gerichtliche Verfolgung eintrug und seine Geldgeber abschreckte. In den Wissenschaftlern, Technikern, Künstlern sah er die Grundpfeiler der Produktion – warum waren sie nicht zugleich die Grundpfeiler der Gesellschaft, des Staates? Auch sein Schüler Comte wollte, da die spekulative Arbeit das »Fundament der menschlichen Gesellschaft« sei, die Philosophen als »Führer der Menschheit« einsetzen; »doch wird die spekulative Klasse ihr Übergewicht beim Volk hauptsächlich der Erziehung verdanken, die sie dem Volk geben wird, sowie der versöhnenden Kraft, die sie inmitten der sozialen Kämpfe zu entfalten vermag. In beiderlei Hinsicht muß diese Gewalt für die niederen Klassen sorgen, die vor allem einer Erziehung auf Kosten des Staates bedürfen, da ihre eigenen Mittel dazu nicht hinreichen.« [79]

So schließt sich der Kreis. Der Kampf um die Erziehungsgesellschaft ist ein Kampf um den Lebensstandard und das gesellschaftliche Prestige derer, die Erzieher werden wollen. Ihr Bildungsdarwinismus enthält, versteckt und verlagert, einen Angriff gegen die bürgerliche Klassengesellschaft, der in den Forderungen der frühen Sozialisten Wort wird: Besitz und Einfluß müssen durch Arbeit legitimiert sein, und jeder hat ein Recht auf Arbeit, das der Staat ihm garantieren muß, ebenso wie das Recht auf Erziehung und Ausbildung: alle haben die gleiche Chance, einziger Maßstab ist die Leistung. Die Erfahrung der durch Lohnarbeit Ausgebeuteten, die sich in diesen Forderungen niederschlug, war auch die Erfahrung derer, die sie stellten: »Schriftsteller, die weder Rang noch Titel, weder Reichtum noch Verantwortlichkeit oder Macht besaßen«, wie Tocqueville 1856 schrieb, zwei Jahrhunderte miteinander verwechselnd, die Lebensbedingungen der neben ihm lebenden Schriftsteller auf die des Ancien Régime übertragend, wodurch dann allerdings die politische Macht, mit der jene spielten, illegitim erscheinen mußte, schierer Raub, vor dessen Wiederholung die gegenwärtige Gesellschaft samt ihren Schriftstellern auf der Hut zu sein hatte – 1830, 1848/49, 1870/71.

»Was die im Verröcheln liegende Commune angeht, so ist das die letzte Bekundung des Mittelalters. Die letzte? Hoffen wir es! Ich hasse die Demokratie... An was soll man glauben? An nichts! Das ist der Beginn der Weisheit. Es war Zeit, sich der Prinzipien zu entledigen und in die Wissenschaft, die Untersuchung einzutreten. Das einzig Vernünftige (ich komme immer wieder darauf zurück) ist eine Regierung von Mandarins, vorausgesetzt, daß die Mandarins etwas wissen und sogar sehr viel wissen. Das Volk ist ewig minderjährig, und es wird immer (in der Hierarchie der sozialen Elemente) an letzter Stelle stehen, da es die Zahl, die Masse, das Unbegrenzte ist. Es ist nicht sehr wichtig, ob viele Bauern lesen können und nicht mehr auf ihren Pfarrer hören, aber es ist von unendlich großer Bedeutung, daß Männer wie Renan oder Littré leben können und man auf sie hört. Unser Heil liegt jetzt in einer *legitimen Aristokratie,* ich verstehe darunter eine Mehrheit, die sich aus etwas anderem als aus Zahlen zusammensetzt.« Flaubert schrieb dies am 29. April 1871 an George Sand.[80] Der Umschwung ist vollzogen, der Volkserzieher kehrt den Mandarin heraus und zieht sich zurück. Aber war es denn ein Umschwung? »Er ist derselbe geblieben – Literat vor allem«, trug Edmond de Goncourt wenige Wochen später in sein Tagebuch ein. »Die Sintflut scheint über ihn hinweggegangen zu sein, ohne ihn auch nur im geringsten von der stetigen Fabrikation seines Buches abzulenken.«[81] Dieses Buch, *La tentation de Saint-Antoine,* vertrug sich so wenig wie die Bücher der George Sand, der Goncourts und selbst der radikalen Realisten mit dem allgemeinen Stimmrecht, der Pressefreiheit, der Elementarschule, für welche die Intelligenz sich bisher stark gemacht hatte. Es war ein Mißverständnis gewesen, wie sich jetzt zeigte: herausgekommen war dabei die Kommune, deren Unterrichtsminister Vallès sich rühmte, Homer zu verachten. »Der kostenlose und obligatorische Unterricht wird lediglich die Zahl der Dummköpfe vergrößern... das allgemeine Stimmrecht... ist noch dümmer als das göttliche Recht... Die Masse, die Zahl ist immer idiotisch.« Darin war Flaubert mit dem gereiften Renan einig, der seinen klerikalen Gegnern jetzt zurief: »Kümmert euch nicht um unsere Lehren und unsere Schriften, und wir werden euch das Volk nicht streitig machen... Erhalten wir dem Volk seine religiöse Erziehung, aber uns lasse man frei!«[82] Das Wort Erziehung, mit dem die Vertreter der Vernunft bisher lockten, erscheint plötzlich korrupt; jetzt drohen sie mit dem Wort Disziplin. Oder schwärmen sie davon? »Der Sieg Deutschlands war der Sieg des diszipli-

nierten Menschen über den disziplinlosen . . .; es war der Sieg der Wissenschaft und der Vernunft, aber es war gleichzeitig der Sieg des Ancien Régime«, entschied Renan, und Léon Gambetta: »Wir sind von Gegnern geschlagen worden, die Voraussicht, Disziplin und Wissenschaft auf ihrer Seite hatten.« [83]

Disziplin – ein neues Ideal der Intelligenz, Tugend eines neuen Ordens. Um 1870 taucht der Begriff fast epidemisch auf, unabhängig von Ideologien, Parteiungen, Engagements; er wird von Rationalisten und Irrationalisten gebraucht, von Revolutionären und Reaktionären. Und immer wieder geschieht es von nun an, daß sich Freunde oder Parteigänger über diesem Fetisch entzweien, daß jeder dem andern Verrat an der wahren Disziplin vorwirft. Was meint der Begriff? Was bedeuten seine Bedeutungen? Bakunin sprach 1870 in einem Aufruf *An die Offiziere des russischen Heeres* von seiner geheimen anarchistischen Organisation, »die stark ist durch ihre Zucht, durch die Ergebenheit und leidenschaftliche Selbstverleugnung ihrer Mitglieder... Wie die Jesuiten hat jeder von ihnen... auf den eigenen Willen verzichtet... Ein solcher Verzicht wird denen peinlich erscheinen, die in dem großen Werke die Befriedigung ihrer Eigenliebe, eine Gelegenheit zum Wortemachen sehen und das Werk nicht um seiner selbst willen lieben...« [84] Im selben Jahr schrieb Alexander Herzen, mit Bakunin brechend: »Nein, große Umwälzungen vollbringt man nicht durch die Entfesselung der schlimmen Leidenschaften. Das Christentum wurde von Aposteln reinen, strengen Lebenswandels und von ihren Jüngern, Asketen und Büßern gepredigt, von Leuten, die alle Leidenschaften in sich ertötet hatten außer einer einzigen. Von gleicher Art waren die Hugenotten und die Reformatoren, ebenso die Jakobiner von Anno 93. Die Freiheitskämpfer in ersten Waffenerhebungen waren stets selbst heilige Männer...« [85] Zwei fast identische, aber zu unversöhnlichen Konsequenzen führende Positionen. Wodurch unterscheidet sich Bakunin von Herzen, wodurch von anderen Aposteln der Zucht, sei es wer immer, Mazzini, Barrès, Sorel? Auch Sorel verkündete, daß hohe moralische Überzeugungen keineswegs von Vernunfterwägungen abhingen, vielmehr von einem Kriegszustand, »der sich in scharf umrissenen Mythen ausdrückt«. [86] Auch er erinnerte an die asketische Moral der christlichen Orden und an die heroische der bürgerlichen Revolution, die dem modernen Geist zum letztenmal Erhabenheit aufgezwungen hätte. Das alles sei dahin, moralische Disziplin wirke nur noch lächerlich. »So oft die Politiker

eingreifen, sinkt (und zwar sogar fast unvermeidlich) die Moralität merklich: weil diese eben nichts umsonst tun ... Hier sind wir wahrlich weit vom Pfade des Erhabenen: wir befinden uns vielmehr auf dem, der zu den Praktiken der politisch-kriminellen Gesellschaft führt.« Diesen Weg wählten die »offiziellen« Sozialisten, angeführt von plappernden Intellektuellen, die die Ausbeutung des Denkens zu ihrem Berufe machten. Eines ihrer Schlagworte sei Disziplin, aber sie meinten den äußeren Zwang, nicht ein »regelstrenges, auf der Glut der Seelentiefe beruhendes Verhalten« – »es gibt nur eine einzige Macht, welche heute diese Begeisterung hervorzubringen vermag und ohne deren Mitwirkung es keine denkbare Moral gibt«, nämlich den Mythos vom Generalstreik. Er werde eine Elite züchten, die nicht für Belohnung kämpfe, sondern dem Heldentum geweiht sei wie ein religiöser Orden dem Absoluten. [87]
Unter Nietzsches skeptischem Blick fallen alle diese Orden, ob von Bakunin, Sorel oder sonstwem, in eins zusammen: »Revolutions-Politiker, Sozialisten, Bußprediger mit und ohne Christentum, bei denen allen es keine halben Erfolge geben darf: alle diese reden von ›Pflichten‹, und zwar immer von Pflichten mit dem Charakter des Unbedingten – ohne solche hätten sie kein Recht zu ihrem großen Pathos ... Weil sie wollen, daß ihnen unbedingt vertraut werde, haben sie zuerst nötig, daß sie sich selbst unbedingt vertrauen, auf Grund irgendeines letzten indiskutablen und an sich erhabenen Gebotes, als dessen Diener und Werkzeuge sie sich fühlen und ausgeben möchten.« [88] Das fällt auf Nietzsche selbst zurück, war doch gerade er, unter der Devise der »intellektuellen Sauberkeit um jeden Preis«, ein Prediger der Zucht, der Strenge, des Opfers – ebenso wie ein Sorel oder Péguy, ein Benda oder Maritain. Diese hatten einen gemeinsamen Lehrer, Bergson, der einer neuen Generation die so erlösend empfundenen Stichworte gab: Intuition, Askese, Mystik ... »La mystique appelle la mécanique«: der alte rationale Fortschrittglaube wird ersetzt durch einen neuen, irrationalen, heiligen, zugleich auch machtlüsternen, denn Mystik will Herrschaft ausüben, wie Bergson sagt. Das war der »Todesstoß für den Intellektualismus«. [89] Nach Bergson gründet die Ethik, deren Wurzeln der Intellekt vergeblich suche, in der »von der Natur geforderten Disziplin« des sozialen Lebens, wie es sich in der geschlossenen Gesellschaft darstelle: »Konzentration, Zusammenhalt, Hierarchie, absolute Autorität des Oberhaupts, das alles bedeutet Disziplin, Kriegsgeist.« Das Wesen der Demokratie aber sei der Natur ent-

gegengesetzt, ein bloßes Ideal, das mit Idealmenschen rechne; Produkt von Intellektuellen, nicht lebensfähig. »Wenn jetzt ein mystisches Genie auftaucht, dann wird es eine Menschheit mit sich reißen, die einen schon ungeheuer vergrößerten Körper und eine durch ihn umgeformte Seele hat... Das materielle Hindernis ist beinahe gefallen. Morgen wird der Weg frei sein... Dann mag der Ruf des Heros kommen: wir werden nicht alle ihm folgen, aber wir werden alle fühlen, daß wir es tun sollten... Mit einem Schlage wird sich für die ganze Philosophie das Geheimnis der höchsten Verpflichtung enthüllen.« [90]

Der Traum des späten Bergson, den so viele Intellektuelle mit ihm träumten, als läge ihr Heil bei einem charismatischen Führer, zeigt den Punkt, auf den alle Wunschbilder, für die zwei Generationen lang, von Bakunin bis Lukács, von Renan bis zum Tat-Kreis, Disziplin gefordert wurde, ausgerichtet sind: die Erlösung aus der Fremde, Ohnmacht, Beziehungslosigkeit, die als »Unbehagen an der Kultur« erfahren werden und Haß zeitigen, Haß gegen die Vernunft, die Demokratie, die »moderne Welt« schlechthin. Am heftigsten klagte über sie, alle seine Vorläufer miteinbeziehend, Charles Péguy. Für ihn wie für Sorel, Bergson oder Nietzsche war der Inbegriff dieser korrupten, entwürdigenden Moderne die Politik; aber die Rettung sah er nicht in einem Mythus, einem Heros, einem Genius, der die Menschheit mit sich reißen solle in eine bessere Zukunft, sondern in mystischer Regression; zunächst in sozialistischer, dann in republikanischer, schließlich in christlicher Mystik. »Jede geistige, soziale, politische, religiöse Bewegung beginnt als Mystik und endet als Politik. Das ist das Gesetz, das ist die Regel. Jede Partei lebt von ihrer Mystik und stirbt an ihrer Politik. Denn das Leben geht seinen Lauf...« [91]

Die Partei, die er meinte, ist die aus der École Normale Supérieure hervorgegangene, durch die Dreyfus-Affaire zur politischen Kraft gewordene Bewegung des »spirituel républicain«: Le Parti Intellectuel, Mittelpunkt eines neuen, von Clemenceau bis Jaurès reichenden »sinistrisme intégral«, der noch heute nachwirkt. [92] Die Rolle, die in Nietzsches Denken der Fall Wagner spielte, spielte in dem Péguys die große Affaire, in deren Verlauf sich die dreyfusiens in dreyfusistes wandelten – »tout commence en mystique et finit en politique«. Das ist die Grunderfahrung, die Péguy in unendlichen Variationen einem Publikum, das nicht zuhören mochte, vorgebetet hat. »Was wir taten, gehört ins Reich der Narrheit oder ins Reich der Heiligkeit. Die anderen sagten...: man

richtet nicht eine Stadt zugrunde um eines einzigen ihrer Bürger willen. Das war die Sprache der wirklichen Bürgertugend und Klugheit... Es war die Sprache der Vernunft... Wir sagten, daß eine einzige Ungerechtigkeit, ein einziges Verbrechen... genügt, um eine Nation zu entehren und zugrundezurichten... Die Dreyfus-Affaire war das letzte Sichaufbäumen der Republik, das höchste Auflodern ihrer Mystik, sie wird die letzte Kundgebung dieser Rasse gewesen sein, der letzte Einsatz.« [93] Péguys Kampf für dieses moribunde Ideal, das er seine Religion nannte, war weniger ein Kampf gegen Feinde als gegen Freunde, die er des Verrats anklagte: zunächst Jaurès und Lucien Herr, dann andere, die École Normale, die Sorbonne, schließlich den ganzen Parti Intellectuel, den er gleichsetzte mit der modernen Welt. Als es nichts mehr anzugreifen gab, erklärte er sich besiegt, es folgte die Rückkehr in den einst trotzig verlassenen Schoß der Kirche. Ein pathologischer Fall? Oder, wie man heute sagen hört, geniale Prophetie? Péguys größte Prophezeiung war er selbst. Nicht nur, daß seine Mystik Schule machte, seine Thesen weitergetragen wurden, von Rolland, Maritain, Mounier, von Hugo Balls *Kritik der deutschen Intelligenz* (1919) oder, rationalistisch gewendet, von Julien Bendas *Trahison des clercs* (1927): Péguy lieferte gleichsam das Muster, nach dem die europäische Intelligenz sich bald modelte, kasteite, zerfleischte und endlich kopfüber in eine autoritäre Ideologie stürzte – aus dem Club Voltaire ins Byzantinische Christentum (Ball), aus dem Nachtcafé in den Neuen Staat (Benn), aus der Theorie des Romans in die der Partei (Lukács) – um Erlösung zu finden aus der Isolierung und Entfremdung, in die sie sich hineingesteigert hatte. Sie selbst?

Die Dreyfus-Affaire setzte das Wort *l'intellectuel* in die Welt. Clemenceau gebrauchte es Anfang 1898 in einem Artikel in *L'Aurore*, Barrès kreidete ihm den Neologismus an, aber er war da und wirkte. Dem *Manifeste des intellectuels* vom 14. Januar 1898 folgten viele nach, 1935 unterschrieb sogar Maurras ein solches, das *Manifeste des intellectuels français*, mit dem die Action Française für den Faschismus Partei ergriff. Die Gegner hatten das Schimpfwort zu ihrem Kennwort gemacht, das Umgekehrte war ohnehin an der Tagesordnung. Ganz Europa und Amerika griff um 1900 nach dem Ausdruck, der offenbar eine Lücke im Wortschatz füllte. Damit wurden die Intellektuellen zu einem Problem, sich selbst und den anderen. Doch das Problem gab es nicht erst seit 1900,

sondern schon seit der Mitte des vergangenen Jahrhunderts, als das Bürgertum sich von seiner Bildungsschicht emanzipierte, die ihm moralisch den Weg gebahnt und ideologisch das Haus geschmückt, zugleich auch als Sicherheitsventil gedient hatte, das innere Spannungen, die es sonst hätte verdrängen müssen, ableitete. [94] Die entgegengesetzte Emanzipation, die der Intelligenz selbst, hatte lange vorher begonnen, aber nur in Ausnahmefällen zu wirklicher Isolierung geführt. Das Gros blieb, schon durch seine Klasseninteressen, dem Bürgertum verbunden als sein fortschrittlichster Teil, der Motor seiner Evolutionen und Revolutionen. Die konservativen Schriftsteller der Zeit um 1800 waren in gewissem Sinn emanzipierter als die progressiven, sie sahen die bürgerliche Gesellschaft aus größerer Distanz, sahen oft deutlicher ihre Widersprüche, die sie selbst nicht mehr zu sehen wünschte, sobald sie sich ihrer Macht sicher fühlte. Sie war erwachsen, konnte der Erziehung und der Kritik entbehren und stieß deshalb die Intelligenz, soweit diese nicht in ihren Diensten stand, von sich ab, trieb sie in die äußerste Linke oder die äußerste Rechte. Die Intelligenz aber wuchs gerade jetzt, dank der allgemeinen gesellschaftlichen Entwicklung, rasch an, wurde zur »Classe der allerunglücklichsten Proletarier im Staate des Wieviel-Soviel«, die jedermann lästerte, schädigte, ausbeutete, wie Eduard Reich es sah. Je größer der soziale Abstand zur herrschenden Schicht, desto schärfer die gegenseitige Kritik; je heterogener die soziale Herkunft der Intellektuellen, desto reicher der Gedankenhandel und auch die Spannungen innerhalb der Gruppe. Sie fühlte sich als Staat im Staate, während doch ihre Proletarisierung sie zunehmend zur Arbeiterschaft tendieren ließ, was freilich nicht zu neuer Klassenbindung führte, vielmehr zur vollendeten Emanzipation. Ihr Ausdruck ist einerseits die »misère vaniteuse«, die Proudhon den Literaten und Künstlern seiner Zeit vorwarf, andererseits der Anarchismus. Beides gedieh in der Bohème zur selbstgefälligen oder gesellschaftskritischen Attitude, veredelte sich im l'art pour l'art zum ästhetischen Prinzip. Der hochmütige Abstand, den die Universität als offizieller Orden des Geistes zum niederen und subversiven der Bohème wahrte, ist Ausdruck der gleichen Isolierung, eines gleichen Sichselbstgenügens: Philosophie und Wissenschaft hypostasierten ihre Distanz zum sozialen Leben und zur Politik als Ausweis ihrer Reinheit, der Wahrheit schlechthin.

Die Emanzipation der Intelligenz ist nur ein Aspekt der allgemeinen Spezialisierung, die den gesellschaftlichen Körper in Träger einzelner Funk-

tionen zerlegt; in reichen Gesellschaften, hatte Adam Smith gesagt, wird das Denken und Diskutieren, wie jede andere Tätigkeit, »a particular business«. Dieses besondere Geschäft aber soll die Spezialisierung, der es sich verdankt, gerade aufheben; es soll in der Sphäre des Geistes und der Kunst das unversehrte Ganze, die ewigen Werte der Menschheit repräsentieren und vor schädlicher Berührung mit der Praxis bewahren. Da sie jedoch (wieder nach den Worten von Adam Smith) für den Markt zubereitet werden, also Waren sind, die wie Schuhe oder Strümpfe erworben werden, unterliegen sie den Gesetzen des Marktes. Die Macht der Literatur, klagte Sir Egerton Brydges schon Anfang des 19. Jahrhunderts, ist in Wahrheit die Macht des schlechten Geschmacks über den guten, folglich die Macht der Nichtintellektuellen über die Intellektuellen.[95] Eben das zwingt diese wieder, sich zu distanzieren, den Markt und das Publikum zu schmähen. Sie verstehen sich als sozial ungebunden, klassenjenseitig, freischwebend, als »geistige Menschen« – die bürgerliche Gesellschaft ihrerseits will, daß sie es seien, denn sie braucht sie als Alibi der bürgerlichen Praxis. Nicht verzeiht man ihnen deshalb, wenn sie, den ideologischen Sonntag verraten, sich in den Werktag einmischen, der sie verdirbt, von dem sie nichts verstehen. Sie selbst verzeihen einander nicht diese *trahison des clercs*, aber auch nicht die entgegengesetzte Haltung, die längst denselben Namen trägt. Jede Tendenz provoziert eine Gegentendenz; die Gruppe scheint dauernd zu zerfallen, weil sie gar keine ist, nur durch den Blick von außen, allen Absagen an den Gruppentitel und allem Antiintellektualismus der Intellektuellen zum Trotz, zusammengetrieben wird. Jedes Vorurteil setzt sich ins Recht, jede Rollenerwartung wird schließlich erfüllt, wenn nicht von der Gruppe als ganzer, so doch von einzelnen ihrer Glieder, die vielleicht vorher noch gar keine waren, aber durch ihr Verhalten jene Erwartungen bestätigen, die nun erst recht für die ganze Gruppe gelten sollen. Dafür sorgen schon jene, die sich von den Intellektuellen gestört und belästigt fühlen. Sie reagieren mit der Gereiztheit dessen, der des Verrats bezichtigt wird, denn auch hier geht es um Verrat, den Verrat der »gelben«, in den sozialistischen Ländern der technischen und Funktionärsintelligenz, die sich dem Staat, den Verbänden, der Industrie, zumal der Bewußtseinsindustrie zur Verfügung gestellt hat und über sie verfügt. Es ist die von Bakunin prophezeite neue Elite, eine privilegierte wissenschaftlich-politische Klasse. Die anderen aber, die draußen stehen, wenigstens mit einem Bein, wenig-

stens temporär, schwarze Schafe der Sozietät und zugleich heilige Kühe der Kultur, bilden etwas, das mit soziologischen Kategorien nicht zu fassen ist, mit psychologischen nur zum Teil, vergleichbar vielleicht dem alten Traum einer République des lettres, der freilich kein Wunschtraum mehr ist, eher das, was dem Freund von Monsieur Teste träumte: »Ich formte Gestalten, die ich ›Intellektuelle‹ nannte. Beinahe unbewegliche Menschen, die große Bewegungen in der Welt verursachten... Kämpfe, Triumphe, feierliche Verdammungen, Hinrichtungen, Aufstände, Tragödien um die Macht! ... In dieser Republik waren einzig vernehmbar Skandale, Schicksalsschläge oder Schicksalsgeschlagenheit, Komplotte und Attentate. Es gab Kammerbeschlüsse, nichtsbedeutende Krönungen, viele Ermordungen *durch das Wort*. Von den Räubereien spreche ich nicht. Dieses ganze ›intellektuelle‹ Volk war wie das andere. Man fand darunter Puritaner, Spekulanten, Prostituierte, Gläubige, die Gottlosen gleichsahen, und Gottlose, die sich als Gläubige ausgaben; es hatte heuchlerisch Einfältige und wahrhaft Dumme, und Autoritäten, und Anarchisten, bis herab zu den Henkern, deren Schwerter von Tinte troffen. Und die einen wähnten sich Priester und Würdenträger, andere Propheten, andere Cäsaren oder auch Märtyrer, oder von alldem ein bißchen... Ich suchte von ungefähr nach den Gesetzen dieses Reiches. Die Notwendigkeit des Zeitvertreibs; das Bedürfnis zu leben; der Wunsch fortzuleben; die Lust zu verblüffen, zu verletzen, zu tadeln, zu belehren, zu verachten; der Stachel des Neides – sie beherrschten, reizten, erhitzten und verklärten diese Hölle.« [96]

Warum aber *Hölle*, wenn das intellektuelle Volk *wie das andere* ist, die Gesellschaft im Kleinen nur wiederholt? Ist diese selbst eine Hölle oder wird sie es erst im Medium des Intellekts? Intellekt und Intelligenz haben einen zwielichtigen Ruf. Sie müssen gebunden sein durch Gemütswerte und sozial wünschbare Eigenschaften, sonst gelten sie als asozial, amoralisch, bionegativ. Die Informationspsychologie hat unlängst Intelligenz als »Stärke der Störung in der Kundgabe elementarer Prozesse« bestimmt. [97] Der Volksmund weiß das schon lange, und die moderne Gesellschaft demonstriert täglich, daß überdurchschnittliche Intelligenz die geforderten Anpassungsleistungen stört. Seit Platos Ausfällen gegen die Sophisten, die den Tyrannen den Weg gebahnt hätten, wurde dieser Störenfried immer wieder für die politischen Sünden und Mißgeschicke

der Gesellschaft verantwortlich gemacht: von Rousseau, Burke, Tocqueville, Péguy, Max Weber, tausend anderen. Der alle Werte und Bindungen zersetzende Intellekt soll schuld sein an Umstürzen, Revolutionen, Diktaturen – die Diktatoren waren übrigens derselben Meinung und handelten danach, ob ihrerseits Intellektuelle oder nicht. Napoleon, der als »Heros der liberalen Ideen« angetreten war, sich gerühmt hatte, Mitglied des Institut national und Freund der Ideologen zu sein (die deshalb nicht zögerten, seinen 18. Brumaire zu begrüßen), denunzierte diese bald als Feinde des Staats, der Gesellschaft, der allgemeinen Wohlfahrt, und dem Institut verbot er 1803, sich mit politischen und moralischen Wissenschaften zu befassen – es solle sich um Wörterbücher und Übersetzungen kümmern.[98] Das machte Schule. Die totalitären Systeme des 20. Jahrhunderts profitierten nicht nur von der Wühlarbeit, sondern auch von den Ideen der geschmähten Intellektuellen, um sie dann kaltzustellen. Fortschritt und Barbarei, sagte Freud 1938 besorgt, haben ein Bündnis geschlossen – freilich nicht in Deutschland: »Man empfindet es als Erleichterung von einer bedrückenden Sorge, wenn man im Fall des deutschen Volkes sieht, daß der Rückfall in nahezu vorgeschichtliche Barbarei auch ohne Anlehnung an irgendeine fortschrittliche Idee vor sich gehen kann.«[99] Was den Fortschritt betrifft, sind die deutschen Intellektuellen exkulpiert. Überhaupt, sie rühren nicht gern an bestehende Autoritäten und haben sich noch nie als ernster politischer Störungsfaktor erwiesen, am wenigsten 1933. Der Rückfall konnte ungebremst vonstatten gehen, sie fielen und stießen noch mit: *das intellektuelle Volk ist wie das andere.*

Das Beispiel dieser kollektiven Regression mußte der europäischen Intelligenz schockhaft zeigen, daß die Umwandlung eines gesellschaftlichen Körpers und die Umerziehung der Menschen desto besser gelingen, je weniger dabei Vernunft und Humanität im Spiele sind. Der Faschismus war, was Aufklärung und Sozialismus sein wollten: eine Bewegung, die die Massen erfaßte, ihr Bewußtsein umformte. Aber er war die Gegenbewegung: die Widerrufung und Aufhebung der Revolution, also im strikten Sinne das, als was seine Initiatoren ihn verstanden. Nicht eine Intellektuellen-Idee wurde, wie Marx es wollte, zur materiellen Gewalt, sondern eine kollektive Neurose, womit zugleich das Problem der Führung und der Disziplin gelöst war: durch massenpsychologische Mechanismen. Die Wetterzeichen dieser Katastrophe, die alle Traditionen der europäischen Intelligenz beschädigte, waren nirgends anders aufgetreten als

im Bewußtsein der europäischen Intelligenz. Sie hat das Unheil metaphorisch vorweggenommen – ist sie schuld daran? Hat sie die intellektuelle Kultur, die sie geschaffen hatte, bewußt wieder zerstört? Das Unbehagen an der Kultur, der Aufbruch in den Irrationalismus, die Kapitulation der Vernunft sind der marxistischen Theorie Symptome jener Krisen, die im bürgerlichen Bewußtsein zwanghaft auftreten, seit die Bourgeoisie zur herrschenden und damit zur konservativen Klasse geworden ist: »es hört auf, das ihr entsprechende Bewußtsein zu sein«; die überlieferten Ideen verderben zu idealisierenden Phrasen, und je mehr sie durch das Leben Lügen gestraft werden, »desto entschiedener werden sie geltend gemacht, desto heuchlerischer, moralischer und heiliger wird die Sprache dieser normalen Gesellschaft«, bis schließlich aus der allgemeinen Heuchelei der allgemeine Glaube an das Heilige, die Herrschaft des Heiligen abstrahiert wird.[100] Das tut die Intelligenz, weit repressiver, als Marx es vorhersehen konnte. Sie ist, Lukács zufolge, so tief eingebettet in die Welt sekundärer und tertiärer Erscheinungen, so weit entfernt also vom wirklichen Arbeitsprozeß, daß sie die Verblendung nicht mehr durchschauen kann und deshalb in irrationalistische Sackgassen gerät; die »Zerstörung der Vernunft«, die sie dort betreibt, schlägt am Ende in krude faschistische Praxis um.[101] Wolfgang Heise wendet ein, Lukács strapaziere die Psychologie der Intelligenz auf Kosten des Zusammenhangs von Klassenkampf und Ideologie. Der Irrationalismus der modernen bürgerlichen Philosophie, ihre »Wendung zur Religion«, dürfe nicht isoliert gesehen werden; sie sei nicht einfach verblendetes Bewußtsein oder passive Widerspiegelung des Destruktionsprozesses der bürgerlichen Gesellschaft, vielmehr der »Versuch aktiver und reaktiver Bewältigung eben dieses Prozesses; sie liegt damit nicht außerhalb des Klassenkampfes, sondern ist selbst direkt oder indirekt dessen ideelle Betätigung.«[102] Diese Defensivbewegung habe in der Mitte des 19. Jahrhunderts eingesetzt, nach der Pariser Kommune neue Züge gewonnen und sei infolge der Oktoberrevolution zur dominierenden Tendenz geworden. Der Faschismus erscheint, so gesehen, als zwar extremes, aber durchaus homogenes Produkt einer Ideologie, die dem bürgerlichen Liberalismus entspringt und im militanten Antikommunismus der Nachkriegszeit endlich einbekennt, was sie ist: ultima ratio im Klassenkampf.

In der Tat war die totalitäre Gewalt des Faschismus weniger eine Reaktion auf die liberale Gesellschaft als deren eigenes Produkt; durch seinen

Zusammenbruch wurden im Westen keine progressiven Kräfte entbunden, keine neuen Perspektiven eröffnet – der Westen, sagt Heise, kann der realen kommunistischen Perspektive nichts entgegensetzen. Was er dem Kommunismus in die Schuhe schiebe – ob nun Diktatur der Masse oder einer Verschwörergruppe, Herrschaft der Minderwertigen oder einer Elite, totale Anarchie oder totale Ordnung, Abschaffung der Klassen oder deren Neubildung – sei »entweder das Negativbild der Illusionen, die in den Massen erzeugt werden sollen, oder das, was die Bourgeoisie in Wirklichkeit tut« [103] – womit jene Vorwürfe allerdings nicht entkräftet sind, umso weniger, als sie fast ausnahmslos auch von kommunistischer Seite gegen die westlichen Demokratien vorgebracht werden. Sie heben sich nicht nur untereinander auf, sondern auch im wechselseitigen Austausch und lassen das Faktum bestehen: die schlechte Gesellschaft. Die Argumente, mit denen diese auf beiden Seiten (und jeweils im Blick auf die Gegenseite) verteidigt und angepriesen oder angegriffen und verdammt wird, entstammen dem Ideen- und Erfahrungsschatz der europäischen Intelligenz. Das sieht auch Wolfgang Heise, und er sagt, es sei kein Zufall. Ist es kein Zufall, so muß es geschichtlicher Zwang sein, im Sinne jenes »Übertragungsmechanismus«, von dem Trotzki 1938 sprach: »Der Stalinismus ist nichts als eine Sammlung aller Ungeheuerlichkeiten des historischen Staates, dessen boshafteste Karikatur und abscheulichste Grimasse. Wenn die Vertreter der alten Gesellschaft dem Krebsgeschwür des Stalinismus puritanisch eine sterilisierte demokratische Abstraktion gegenüberstellen, können wir ihnen, wie der gesamten alten Gesellschaft, mit vollem Recht empfehlen, sich in dem verzerrten Spiegel des Sowjetthermidors selbst zu bewundern.« [104] Et vice versa. Der ideologische Krieg zwischen den beiden Lagern ist weniger Klassenkampf als Familienzwist. Mag immer, au dessus de la mêlée, die geschichtliche Wahrheit auf Seiten des Sozialismus stehen, mag dieser in Asien und Afrika eine neue Gestalt gewinnen, eine reale Zukunftsperspektive haben – die Gestalt, in der er sich heute in Europa zeigt, gleicht zunehmend und oft vorwegnehmend, als gäbe es nur *einen* Plan, der Gestalt seines Widerparts, der, fixiert auf die Steigerung seiner Produktivität und militärischen Stärke, keine andere Perspektive hat als den Haß. Der Haß, der die beiden Konkurrenten aneinanderkettet, bezeugt ihre intellektuelle Verwandtschaft. Der chinesische »Bruder« aber ist ein Fremder, sein Auftritt kehrt hervor, was europäische Kommunisten und Antikommunisten verbindet: der

Irrationalismus von Intellektuellen, denen es nicht gelang, ihre Ideen rational zu verwirklichen. Die marxistischen Theoretiker verschweigen, daß von Anfang an gerade die sozialistischen Intellektuellen entscheidend Teil hatten an dem, was Heise die Wendung zur Religion nennt. Die reaktionäre bürgerliche und die progressive sozialistische Intelligenz konvergieren in ihrem irrationalen Aktivismus; die Bewegungsrichtungen lassen sich auswechseln, wie Péguy oder Benjamin, Koestler oder Sartre zeigten. Folgt daraus, daß auch der Sozialismus – nicht anders als Lebens- und Existenzphilosophie, als Neothomismus und Ordoliberalismus – nur ein Aufbruch in die Illusion ist, der in einer Sackgasse endet, enden muß?
Die Sackgassen des Überbaus mauert die gesellschaftliche Basis. Irrational, wider die Vernunft des Bestehenden, ist am Anfang jeder intellektuelle Aufbruch. Gelingt es ihm, die Wirklichkeit »aufzubrechen«, wird er zur rationalen Praxis. Sobald diese wieder erstarrt, wird er illusionär und am Ende repressiv: Widerstand gegen die Vernunft, die kommen, sich geschichtlich verwirklichen will. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts kannte den Irrationalismus des Anfangs und den des Endes. Nur noch den des Endes scheint die Mitte des unsrigen zu kennen, als hätte der junge sozialistische Aufbruch den alten bürgerlichen schon eingeholt. Sie leben in starrer Koexistenz, ihre Begriffe haben ihre Grenzen am verhärteten Bestehenden. An ihm scheiden sich strikter denn je zuvor die »positiven« von den »negativen« Intellektuellen. Die einen rühmen, die anderen richten das, was ist, und richten damit sich selbst, denn ihre Kritik – wer sollte sie verifizieren? – bleibt illusionär, schlägt auf sie selbst zurück.

Wenn der Intellektuelle, Valéry zufolge, in einer Hölle lebt, so nicht, weil er anders wäre als die anderen. Er partizipiert an ihren dunklen Wünschen und Verdrängungen, aber er muß sie im Bewußtsein austragen, steigern, überspitzen: als Stachel gegen sich selbst kehren. Er ist nicht Herr oder Knecht, sondern Tyrann oder Sklave; er findet eine Synthese, aber sie hat tausend Gesichter; er bietet sie feil, und schon richtet sie Unheil an, das ihm selbst zur Last gelegt wird, wie ihm auch zur Last gelegt wird, was andere tun und er nur, strafend, beim Namen nennt. »Sie beginnen mit einer allgemeinen Versicherung, daß Zeitungsschreiber, wie ich einer bin, die wahre Ursache aller der öffentlichen Übelstände sind, über die wir uns beklagen. Und glauben Sie wirklich ..., daß die zügellose Feder

eines politischen Schriftstellers im Stande ist, so große Wirkungen hervorzubringen? Ein wenig ruhige Überlegung hätte Ihnen klarmachen können, daß nationales Unglück nicht durch die Schilderung der Minister, sondern durch ihren wirklichen Charakter und ihr Betragen entsteht.« [105] Das hätte, statt 1769, auch gestern in der Zeitung stehen können; die *Juniusbriefe* sind neuerdings so aktuell, daß sie zweihundert Jahre politischer Geschichte zu widerlegen scheinen. Doch gleiche Wörter bedeuten nicht gleiche Wirklichkeit. Diese löst sich zusehends von jenen, folgt Sachzwängen, die verbaler Kritik spotten. »Die Konstruktion des Lebens liegt im Augenblick weit mehr in der Gewalt von Fakten als von Überzeugungen. Und zwar von solchen Fakten, wie sie zur Grundlage von Überzeugungen fast nie noch und nirgend geworden sind.« [106] Diese Erfahrung Walter Benjamins, gerade sie, ist heute zur Grundlage einer neuen, allgemeinen Überzeugung geworden, die ideologisch die Ohnmacht des Gedankens als nüchtern-realistische Haltung feiert. Die Emanzipation der Gesellschaft von ihrer Intelligenz wird in unserem Jahrhundert übertrumpft durch die Emanzipation der gesellschaftlichen Wirklichkeit von jeder kritischen Reflektion auf sie. Die Spannung zwischen den beiden »Republiken« ist größer denn je, zugleich aber auch unfruchtbar, nahezu irreal. Das intellektuelle Volk, um seine konkret-utopischen Ziele betrogen, tritt im Takt mit dem anderen auf der Stelle. Wofür ihr gekämpft habt, hört es sagen, ist verwirklicht; das Jahr 2440 ist da!

Die großen Revolutionen sind geschehen und haben Schutt hinterlassen, bürgerlichen und sozialistischen Schutt. Die Trennungslinie verläuft mitten durch die Intelligenz, sie spaltet jeden Einzelnen. »Man kann nicht Antikommunist sein, man kann nicht Kommunist sein.« [107] Wer sich gleichwohl eine Entscheidung erpressen läßt, zahlt in vorgeprägter Münze; seine Engagements sind Kapitulationen, seine Bekenntnisse Tautologien. Und wer sich nicht erpressen läßt, bietet eine Währung an, die in keinem der beiden Systeme gilt: er bleibt ohnmächtig. Die Macht der Intellektuellen, sagt man, ist die Macht der Wörter. Sie sagen es selbst. Trotzki war davon überzeugt, daß seine literarische Arbeit im Exil die bedeutendste Leistung seines Lebens darstelle, »wichtiger als meine Tätigkeit im Jahre 1917, wichtiger als die Arbeit in der Zeit des Bürgerkrieges«; und er mokierte sich rückblickend über Stalins fast abergläubische Furcht vor seinem kleinen »Apparat«, seinen fünf oder sechs Mitarbeitern, die jener voll Haß verfolgte. »Die hohen Würdenträger, die sich Reden und Artikel

von ihren Sekretären aufsetzen ließen, lebten allen Ernstes in dem Glauben, sie könnten einen Gegner dadurch entwaffnen, daß sie ihn seiner ›Kanzlei‹ beraubten.«[108] Der Bürokrat Stalin hatte den richtigen Glauben, die modernen Bürokratien bestätigen ihn. Der Intellektuelle kann zwar auch ohne »Apparat« weiterreden, aber die Macht hat, wer über den Apparat verfügt. Eine Macht, die sich der Wörter bedient, sie ausbeutet, die Sprache zerstört. Zerstört wird Sprache nicht weniger durch privatistischen Verzicht auf Kommunikation, der ihr mit dem Bezug zum Anderen auch den zur Wirklichkeit nimmt. Die klassischen Aporien der europäischen Intelligenz, die im Hof der Revolutionen aufbrachen, haben ihre akute Bedeutung verloren angesichts dieser neuen Aporie: der sprechenden doch sprachlosen Intelligenz.

Belege zu ›Die sprachlose Intelligenz I‹

1 L'an 2440, Amsterdam 1770. Zitiert nach der deutschen Übersetzung, Das Jahr Zweitausendvierhundert und vierzig, London 1782, S. 57 ff.
2 cf. Reinhart Koselleck, Kritik und Krise, Freiburg/München 1959, S. 89 ff.
3 Rousseau, Du contrat social, Paris 1962 (Garnier), S. 310, Anm. 2 (IV, 2)
4 Georg Lukács, Geschichte und Klassenbewußtsein, Berlin 1923, S. 317 f.
5 Rousseau, l. c. S. 260 f. (I, 6 und 7)
6 Lenin, Was tun? (1902), Ausgewählte Schriften, hrsg. von Hermann Weber, München 1963, S. 119, 121
7 So Kautsky 1901, zitiert nach Lenin, l. c. S. 133
8 Lenin, Ein Schritt vorwärts, zwei Schritte zurück (1904), l. c. S. 264
9 Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht (1918), l. c. S. 868 f.
10 Mercier, l. c. S. 361, 351, 59, 123
11 ibid. S. 69, 349
12 Condorcet, Esquisse d'un tableau historique des progrès de l'esprit humain, hrsg. von Wilhelm Alff, Frankfurt 1963, S. 389
13 Lenin, Staat und Revolution (1917), l. c. S. 760
14 Lenin, Die nächsten Aufgaben der Sowjetmacht, l. c. S. 867
15 zitiert nach V. M. Dalin, Ein unbekanntes Manuskript Babeufs, in Babeuf-Studien, Berlin 1961, S. 72 f.
16 Rousseau, Emil oder über die Erziehung, mit erläuternden, bestimmenden und berichtigenden Anmerkungen der Gesellschaft der Revisoren ... herausgegeben von Joachim Heinrich Campe, Braunschweig 1789, Bd. 1, S. 72 f.
17 Locke, Second Treatise of Civil Government, sect. 87
18 Hegel, Philosophie des Rechts, § 41, SW Bd. 7, S. 94 f.
19 Locke, zitiert nach C. B. Macpherson, The Political Theory of Possessive Individualism, Oxford 1962, S. 224 f.
20 Helvétius, De l'homme, zitiert nach Hans Barth, Wahrheit und Ideologie, Zürich 1945, S. 63
21 d'Holbach, Ausgewählte Texte, hrsg. von Manfred Naumann, Berlin 1959, S. 184, 187
22 Condorcet, l. c. S. 347 ff., 29 f., 357
23 ibid. S. 337, 361 ff.
24 Dalin, l.c. S. 73, 75
25 ibid. S. 76 ff.

26 Alexandre Kojève, Tyrannis und Weisheit, in Leo Strauß, Über Tyrannis, Neuwied/Berlin 1963, S. 179
27 Tocqueville, Der alte Staat und die Revolution, hrsg. von J. P. Mayer, Bremen o. J., S. 202 f.
28 Trotzki, Terrorismus und Kommunismus. Anti-Kautsky, Hamburg 1921, S. 45
29 ibid. S. 48
30 Dostojewski, Die Brüder Karamasow, Buch 5, Kap. 4
31 Bakunin, The Political Philosophy of, ed. by G. P. Maximoff, London 1964, S. 288
32 ibid. S. 250, 288
33 zitiert nach Marx/Engels, Die Allianz der sozialistischen Demokratie und die Internationale Arbeiterassoziation, Stuttgart 1920 (unter dem Titel: Marx oder Bakunin?), S. 65 ff.
34 ibid. S. 76
35 Marx, Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie, in Marx/Engels, Die heilige Familie und andere Frühschriften, Stuttgart 1953, S. 27
36 Heine, Sämtliche Werke, hrsg. von Ernst Elster, Bd. 6, S. 535
37 Marx/Engels, Die Allianz . . ., l. c. S. 7
38 Bakunin, l. c. S. 198
39 Marx, Brief an J. B. Schweitzer, 24. 1. 1865, in Marx/Engels, Ausgewählte Schriften, Berlin 1955, Bd. 1, S. 371
40 Lenin, Ein Schritt vorwärts . . ., l. c. S. 268
41 cf. Dietrich Geyer, Lenin in der russischen Sozialdemokratie, Graz 1962, S. XVII et passim
42 Rosa Luxemburg, Organisationsfragen der russischen Sozialdemokratie (1904), in Rosa Luxemburg, Die russische Revolution, hrsg. von Ossip K. Flechtheim, Frankfurt 1963, S. 43 f.
43 ibid. S. 23 ff.
44 ibid. S. 38
45 Rosa Luxemburg, Die russische Revolution (1918), l. c. S. 75
46 Lukács, Kritische Bemerkungen über Rosa Luxemburgs ›Kritik der russischen Revolution‹, und Methodisches zur Organisationsfrage (1922), in Geschichte und Klassenbewußtsein, l. c. S. 276 ff.
47 ibid. S. 321 f.
48 ibid. S. 323, 328 f.
49 ibid. S. 278
50 Marx/Engels, Die deutsche Ideologie, Stuttgart 1953, S. 35
51 Marx/Engels, Die heilige Familie, l. c. S. 138
52 Lukács, l. c. S. 318
53 cf. Herbert Marcuse, Die Gesellschaftslehre des sowjetischen Marxismus, Neuwied/Berlin 1964, S. 59, 84
54 zitiert nach D. Geyer, l. c. S. 414
55 Marx/Engels, Die heilige Familie, l. c. S. 138
56 cf. Marcuse, l. c. S. 41
57 Bertolt Brecht, Flüchtlingsgespräche, Frankfurt 1961, S. 84 f.

57a zitiert nach Hendrik de Man, Die Intellektuellen und der Sozialismus, Jena 1926, S. 15

58 für das Folgende cf. Leo Strauß, Naturrecht und Geschichte, Stuttgart 1953, S. 264 ff.

59 Rousseau, l. c. S. 243 f. (I, 6); S. 262 f. (II, 7)

60 Ernest Renan, L'avenir de la science, Paris 1890, S. 364, 380

61 ibid. S. 387

62 Marx, Die Klassenkämpfe in Frankreich, in Marx/Engels, Ausgewählte Schriften, l. c. S. 124

63 Renan, l. c. S. XX, VII, IX

64 Marx, Kritik der Hegelschen Dialektik, in Die heilige Familie, l. c. S. 78

65 Alexandre Kojève, Hegel, Stuttgart 1958, S. 66

65a cf. Rudolf W. Meyer, Merleau-Ponty und das Schicksal des französischen Existentialismus, Philosophische Rundschau, 3. Jg. 1955, S. 129 ff.

66 Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Studienausgabe, Köln/Berlin 1964, S. 396

67 Robert Michels, Zur Soziologie der Bohème und ihrer Zusammenhänge mit dem geistigen Proletariat, Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, 136. Bd., 1932, S. 814

68 Max Scheler, Universität und Volkshochschule, Leipzig 1921, S. 198

69 Arnold Gehlen, Das Engagement der Intellektuellen gegenüber dem Staat, Merkur XVIII, 1964, S. 404 f.

70 Montesquieu, Persische Briefe, Frankfurt 1964, S. 68 f.

71 cf. Albert Salomon, The Messianic Bohemians, in The Intellectuals. A Controversial Portrait, ed. by George B. de Huszar, Illinois 1960, S. 21

72 cf. Hegel, Phänomenologie des Geistes, hrsg. J. Hoffmeister, Leipzig 1949, S. 415 f.

73 Tocqueville, l. c. S. 175

74 cf. Rudolf von Albertini, Freiheit und Demokratie in Frankreich, Freiburg/München 1957, S. 18 ff.

75 ibid. S. 240

76 Eduard Reich, Gelehrte und Literaten wie auch studirte Geschäftsleute, Minden i. W. 1885, S. 2, 4

77 Friedrich List, Das nationale System der Politischen Ökonomie, Jena 1950, S. 231 f.

78 Der Frühsozialismus, ausgewählte Quellentexte, hrsg. von Thilo Ramm, Stuttgart 1956, S. 25

79 Albertini, l. c. S. 227

80 Flaubert, Briefe, hrsg. von Helmut Scheffel, Stuttgart 1964, S. 590, cf. S. 599 f.

81 Tagebuch der Brüder Goncourt 1870/1871, hrsg. von W. Fred, München 1919, S. 248

82 Albertini, l. c. S. 233

83 ibid. S. 233, 247

84 zitiert nach Marx/Engels, Die Allianz . . ., l. c. S. 70 ff.

85 Alexander Herzen, Ausgewählte philosophische Schriften, Moskau 1949, S. 618

86 Charles Sorel, Über die Gewalt, Innsbruck 1928, S. 255

87 ibid. S. 260, 294, 309, 300

88 Nietzsche, Die fröhliche Wissenschaft, Werke, hrsg. von Karl Schlechta, 2. Bd., München 1955, S. 39 ff.
89 so William James 1902, cf. Romain Rolland, Charles Péguy, Zürich 1951, S. 24
90 Henri Bergson, Die beiden Quellen der Moral und der Religion, in Materie und Gedächtnis, Frankfurt 1964, S. 452, 463, 484 f.
91 zitiert nach Martha Amrein, Charles Péguy, Neue Zürcher Zeitung, 12. Dez. 1964, Blatt 21
92 cf. Albert Thibaudet, Pour l'histoire du parti intellectuel, La Nouvelle Revue Française, 20e année, 1932, S. 264 ff.
93 zitiert nach Martha Amrein, l. c.
94 cf. Arnold Hauser, Sozialgeschichte der Kunst und Literatur, München 1958, Bd. II, S. 379 ff.
95 cf. Raymond Williams, Culture and Society 1780–1950, London 1960, S. 34 f.
96 Paul Valéry, Herr Teste, Wiesbaden 1957, S. 41 f.
97 Helmar Frank, Über das Intelligenzproblem in der Informationspsychologie, Grundlagenstudien aus Kybernetik und Geisteswissenschaft, Jg. I, 1960, S. 94
98 cf. Hans Barth, l. c. S. 25 ff.
99 Freud, Der Mann Moses und die monotheistische Religion, Ges. Werke, Bd. 16, London 1950, S. 156 f.
100 Marx/Engels, Die deutsche Ideologie, l. c. S. 302
101 cf. Lukács, Existentialismus oder Marxismus?, Berlin 1961, S. 8 ff.; Die Zerstörung der Vernunft, Berlin 1954, passim
102 Wolfgang Heise, Aufbruch in die Illusion, Berlin 1964, S. 15
103 ibid. S. 247 f.
104 Trotzki, Ihre Moral und unsere, o. O. o. J. (hektogr.), S. 12
105 Junius' Briefe, deutsch von Arnold Ruge, Leipzig 1867, S. 29
106 Walter Benjamin, Einbahnstraße, Schriften, Frankfurt 1955, Bd. I, S. 515
107 Maurice Merleau-Ponty, Humanisme et Terreur, Paris 1947, S. XVII
108 Trotzki, Tagebuch im Exil, München 1962, S. 52, 37

Interview mit Jean-Paul Sartre, *Le Monde*, 18. April 1964

Interviewerin: Jacqueline Piatier

SARTRE Es gibt Widersprüche in *Les Mots*, chronologischer Art. Man hat sie zu Recht hervorgehoben. Sie kommen daher, daß der größte Teil des Buches 1954 geschrieben und dann zehn Jahre später, in den Monaten vor seiner Veröffentlichung, überarbeitet und nuanciert worden ist. Ich habe die Daten nicht vereinheitlicht.

LE MONDE Wenn Sie sagen: »Seit zehn Jahren bin ich ein Mann, der aus einem langen, bitteren und süßen Wahn erwacht«, dann muß man diese Wandlung also auf das Jahr 1954 datieren?

SARTRE Ja, zu jener Zeit haben mich, infolge von politischen Ereignissen, meine Beziehungen zur kommunistischen Partei lebhaft beschäftigt. In die Atmosphäre der Aktion geworfen, habe ich plötzlich klar die Neurose durchschaut, die mein ganzes früheres Werk beherrschte. Vorher hatte ich sie nicht erkennen können: ich steckte darin. Simone de Beauvoir hat schon vor mir die Wahrheit geahnt. Das Spezifische jeder Neurose ist, daß sie sich ganz natürlich gibt. Ich betrachtete es mit Gelassenheit, zum Schreiben geschaffen zu sein. Im Bedürfnis, meine Existenz zu rechtfertigen, hatte ich aus der Literatur etwas Absolutes gemacht. Dreißig Jahre habe ich gebraucht, um mich von dieser Geistesverfassung zu befreien.

Als meine Beziehungen zur kommunistischen Partei mir den nötigen Abstand gegeben hatten, beschloß ich, meine Autobiographie zu schreiben. Ich wollte zeigen, wie ein Mann von der als geheiligt angesehenen Literatur zur Aktion übergehen kann, die gleichwohl die eines Intellektuellen bleibt.

In *Les Mots* erkläre ich den Ursprung meines Wahns, meiner Neurose. Diese Analyse kann jungen Leuten helfen, deren Traum es ist, zu schreiben. Das ist schon ein sehr merkwürdiger Drang, bei dem es nicht ohne Riß abgeht. Der Junge, der davon träumt, ein berühmter Boxer, Admiral oder Weltraumfahrer zu werden, wählt das Reale. Wenn der Schriftsteller das Imaginäre wählt, so deshalb, weil er die beiden Bereiche vermengt.

LE MONDE Man könnte beim Lesen Ihres Buches meinen, Sie bedauerten es, daß Sie gezwungen waren, die Literatur zu wählen.
SARTRE Tatsache ist, daß ich 1954 sehr nahe daran war, es zu bedauern. Ich war ein Neubekehrter in einer anderen Welt. Fast fünfzig Jahre hatte ich mein Leben geträumt (ich werde demnächst neunundfünfzig). Aber in *Les Mots* gibt es zwei verschiedene Töne: den Nachhall dieser Verurteilung und eine Abschwächung ihrer Strenge. Daß ich meine Autobiographie nicht früher und nicht in ihrer radikalen Form veröffentlicht habe, liegt daran, daß ich diese für übertrieben hielt. Es gibt keinen Grund, einen Unglücklichen in den Staub zu ziehen, weil er schreibt. Im übrigen war mir inzwischen klar geworden, daß auch die Aktion ihre Schwierigkeiten hat und daß man auch zu ihr durch eine Neurose geführt werden kann. Man wird ebensowenig durch die Politik gerettet wie durch die Literatur.
LE MONDE Wodurch wird man gerettet?
SARTRE Durch nichts. Es gibt nirgendwo Heil. Die Idee des Heils impliziert die Idee des Absoluten. Vierzig Jahre wurde ich in Bewegung gehalten durch die Idee des Absoluten, die Neurose. Das Absolute ist dahin. Was bleibt, sind unzählige Aufgaben, unter denen die Literatur keineswegs einen privilegierten Platz einnimmt. So ist der Satz zu verstehen: »Ich weiß nicht mehr, was ich mit meinem Leben anfangen soll.« Man hat sich über den Sinn dieses Satzes getäuscht, als man darin einen Verzweiflungsschrei zu hören glaubte, wie in dem »Ich bin betrogen« von Simone de Beauvoir. Wenn sie dieses Wort gebraucht, will sie nur sagen, daß sie vom Leben ein Absolutes verlangt hat, das sie nicht finden kann. Wir haben den gleichen Standpunkt. Ich bin ebensowenig verzweifelt wie sie. Ich bin im übrigen immer Optimist gewesen. Ich war es sogar zu sehr . . .
LE MONDE Das erste sartresche Universum, das des *Ekels*, ist kaum rosig gewesen. Sehen Sie die Welt nicht mehr in diesem Licht?
SARTRE Doch. Die Welt bleibt schwarz. Wir sind gebrannte Tiere . . . Aber ich habe plötzlich entdeckt, daß die Entfremdung des Menschen, die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen, die Unterernährung etc. das metaphysische Elend, das Luxus ist, in den Hintergrund drängen. Hunger, das ist wirkliches Elend. Ein Sowjetrusse, ein offizieller Schriftsteller, hat mir einmal gesagt: »An dem Tag, an dem der Kommunismus herrscht (das heißt der Wohlstand für alle), beginnt die Tragödie des Menschen, seine Endlichkeit.« Es ist noch nicht an der Zeit, sie zu entdecken. Dem ökonomischen und sozialen Elend kann abgeholfen werden, glaube ich

und wünsche ich. Mit etwas Glück kann eine solche Zeit kommen. Ich halte es mit denen, die glauben, daß alles besser gehen wird, wenn die Welt verändert worden ist.

LE MONDE Sie lehnen also die endgültig verurteilte Welt eines Beckett ab?

SARTRE Ich bewundere Beckett, aber ich bin absolut gegen ihn. Er sucht nicht nach einer Verbesserung. Mein eigener Pessimismus ist niemals weich gewesen. Von der Zeit an, als ich den *Ekel* schrieb, wollte ich eine Moral aufstellen. Meine Entwicklung ging dahin, daß ich nicht mehr daran denke. Heute halte ich die *Nourritures Terrestres* für ein erschreckendes Buch. »Suche Gott nirgends als überall.« Sagen Sie das einmal einem Arbeiter oder einem Ingenieur! Mir kann Gide das ja sagen. Das ist eine Schriftstellermoral, die sich nur an ein paar Privilegierte wendet. Deshalb interessiert sie mich nicht. Doch bevor man eine allgemeine Moral aufstellen kann, müssen alle Menschen durch die Verbesserung ihrer Lebensbedingungen die Möglichkeit haben, zu Menschen zu werden. Wenn ich ihnen gleich zu Anfang sage: »Die sollst nicht lügen«, ist keine politische Aktion mehr möglich. Endscheidend ist zunächst die Befreiung des Menschen.

LE MONDE Führt Sie dies alles dazu, Ihr früheres Werk zu verwerfen?

SARTRE Durchaus nicht. Man hat mißverstanden, was ich in *Les Mots* darüber geschrieben habe. Ich verleugne kein einziges meiner Bücher. Das heißt jedoch nicht, daß ich sie gut finde. Was ich am *Ekel* bedaure, ist, daß ich nicht vollkommen beteiligt war. Ich blieb außerhalb des Elends meines Helden stehen, durch meine Neurose geschützt, die mir Glück gewährte im Schreiben . . . Ich bin immer glücklich gewesen. Selbst wenn ich zu jener Zeit mir gegenüber aufrichtiger gewesen wäre: den *Ekel* hätte ich dennoch geschrieben. Mir fehlte der Sinn für die Realität. Seither habe ich mich verändert. Ich habe allmählich gelernt, das Reale zu sehen. Ich habe Kinder an Hunger sterben sehen. Gegenüber einem sterbenden Kind hat *Der Ekel* kein Gewicht.

LE MONDE Welches Werk hätte Gewicht?

SARTRE Gerade das ist das Problem des Schriftstellers. Was bedeutet die Literatur in einer Welt, die hungert? Wie die Moral, muß auch die Literatur allgemeinverbindlich sein. Der Schriftsteller muß sich also auf die Seite der größeren Zahl, der zwei Milliarden Hungernden stellen, wenn er sich an alle wenden und von allen gelesen werden will. Andernfalls dient er einer privilegierten Klasse und ist ein Ausbeuter wie sie. Zwei Möglichkeiten hat er, sich dieses totale Publikum zu schaffen: vorübergehend auf die

Literatur verzichten, um sich der Erziehung des Volkes zu widmen, also das, wozu sich die sowjetischen Schriftsteller bereitgefunden haben. Wie sollte in einem Land, dem es an einer Elite fehlt, in Afrika zum Beispiel, ein Eingeborener, der seine Bildung in Europa erhalten hat, sich weigern, Lehrer zu werden, selbst auf Kosten seiner Berufung als Schriftsteller? Wenn er vorzöge, in Europa Romane zu schreiben, schiene mir seine Haltung dem Verrat nahezustehen. Mag es auch wie ein Widerspruch aussehen: es gibt keinen Unterschied zwischen dem Dienst an einer Gemeinschaft und den Forderungen der Literatur. Die zweite in unserer nichtrevolutionären Gesellschaft gegebene Möglichkeit, die Zeit vorzubereiten, da alle lesen werden, besteht darin, die Probleme auf die radikalste und unerbittlichste Weise zu stellen. So wie es gerade Alain Badiou in *Almagestes* getan hat, wo die Sprache mit der Absicht der Entschlackung und Katharsis in Frage gestellt wird.

LE MONDE Ist denn *Almagestes* für alle lesbar?

SARTRE Vorsicht! Ich empfehle nicht eine ›volkstümliche‹ Literatur, die sich auf das niedrigste Niveau einstellt. Auch das Publikum muß eine Anstrengung machen, um den Schriftsteller zu verstehen, der seinerseits zwar auf selbstgefällige Dunkelheiten verzichten soll, seine dunklen neuen Gedanken jedoch nicht immer klar und nach überlieferten Schemata auszudrücken vermag. Nehmen Sie Mallarmé. Ich halte ihn für den größten französischen Dichter, und ich habe lange gebraucht, ihn zu verstehen! Seine Theorie des Hermetismus ist zwar Unsinn, aber wenn er schwierige Dinge zu sagen hat, kann er nicht leicht zu lesen sein.

Man darf im übrigen nicht glauben, das Volk verlange nur leicht verdauliche Lektüre. Die neuen Erfahrungen mit dem Taschenbuch beweisen es. Ich habe ein anderes Publikum, seit meine Werke in kleinem Format veröffentlicht werden. Ich erhalte jetzt Briefe von Arbeitern, von Stenotypistinnen . . . Und das sind die interessantesten.

LE MONDE Also ist die Begegnung von Schriftsteller und Publikum, die Sie sich so extensiv wie möglich wünschen, damit die Literatur endlich ihre Authentizität gewinnt, eine Eroberung zu zweit . . .

SARTRE Es ist ein Kampf, und er muß ausgefochten werden. Solange der Schriftsteller nicht für die zwei Milliarden Menschen schreiben kann, die Hunger leiden, wird ein Unbehagen auf ihm lasten.

LE MONDE Wünschen Sie also, daß er seine Feder in den Dienst der Unterdrückten stellt?

SARTRE O nein, das ist die allerschlimmste Haltung, die falscheste und naivste, es ist die eines Zola, eines Gide in seiner *Reise zum Kongo*. Ruhig in seinem Sessel sitzen und für die Ausgebeuteten Partei ergreifen. Heroismus erwirbt man nicht mit der Feder.
Was ich vom Schriftsteller verlange? Daß er die Realität und die fundamentalen Probleme, die sich stellen, nicht ignoriert. Der Hunger in der Welt, die atomare Bedrohung, die Entfremdung des Menschen – ich wundere mich, daß sie nicht unsere ganze Literatur färben. Glauben Sie, daß ich in einem unterentwickelten Land Robbe-Grillet lesen könnte? Er fühlt sich nicht verstümmelt. Ich halte ihn für einen guten Schriftsteller, aber er wendet sich an die wohlsituierte Bourgeoisie. Ich wünschte, er begriffe, daß es Guinea gibt. In Guinea könnte ich Kafka lesen. Bei ihm finde ich mein Unbehagen wieder. Auch *Almagestes*, denn durch die Sprache hindurch wird da unsere Welt in Frage gestellt. Sehen Sie, der zeitgenössische Schriftsteller muß gewissermaßen durch sein Unbehagen hindurch schreiben und dabei versuchen, es zu erhellen. Er könnte eine Art Beckett sein, bei dem man spürte, daß er nicht ganz und gar in die Verzweiflung verstrickt ist. An der Form liegt mir wenig, klassisch oder nicht; die von *Krieg und Frieden* oder die von *Almagestes*. Jede ist gut. Das einzige Kriterium eines Werkes ist seine Gültigkeit: es soll packen und es soll dauern.
LE MONDE Sie werden Ihre Autobiographie doch weiterführen?
SARTRE Wahrscheinlich, aber nicht gleich. Ich beende augenblicklich ein Buch über Flaubert.
LE MONDE Warum gerade über Flaubert?
SARTRE Weil er ein Gegensatz ist zu dem, was ich bin. Man hat das Bedürfnis, sich an dem zu reiben, wodurch man selbst in Frage gestellt wird. »Ich habe oft gegen mich selbst gedacht«, habe ich in *Les Mots* geschrieben. Auch dieser Satz ist falsch verstanden worden. Man hat darin ein Eingeständnis von Masochismus gesehen. Doch gerade so muß man denken: sich gegen das erheben, was man an »Aufgepfropftem« in sich hat.
LE MONDE Unbehagen, Infragestellen, Revolte, Authentizität, Befreiung... Sie haben sich nicht sehr verändert.
SARTRE Ich habe mich verändert wie jedermann: innerhalb einer Permanenz.

Brief von Jean-Paul Sartre
an die Redaktion von *Le Monde*, 25. April 1964

Ich möchte mich für Ihr Interview bedanken, das ich soeben gelesen habe. Ich bin selten einer treueren und klareren Wiedergabe begegnet, die gleichzeitig den Charakter einer so lebendigen Rekonstruktion gewahrt hätte.
Ich möchte Sie jedoch auf zwei *errata* aufmerksam machen, von denen ich hoffe, daß sie in einer Ihrer nächsten Nummern berichtigt werden können.
Ich glaube nicht, Mallarmés Theorie des Hermetismus als Unsinn bezeichnet zu haben. Sollte mir dieses Wort im Laufe unseres zwanglosen Gesprächs entschlüpft sein, so scheint es mir jedenfalls im Druck ganz und gar widerwärtig. Ich halte den Hermetismus einfach *als Theorie* für verfehlt, das ist alles. Läßt sich dieser Punkt korrigieren?
Die zweite Sache ist von größerer Bedeutung: Ich habe nicht gesagt, die Haltung eines Zola und eines Gide sei die allerschlimmste. Weit entfernt. Übrigens hat der eine wie der andere diese Haltung erst nachträglich eingenommen, in einem ganz bestimmten Moment. Zola saß keineswegs ruhig in seinem Sessel, als er Dreyfus verteidigte. Ganz im Gegenteil. Ich glaube, daß ein Schriftsteller nichts Besseres tun kann, als schreibend für die Sachen einzutreten, die er für gerecht hält. Allerdings bin ich, wie Sie es ganz treffend ausgedrückt haben, der Ansicht, daß man Heroismus nicht mit der Feder erwirbt. Meine Antwort auf Ihre Frage (»Wünschen Sie also, daß der Schriftsteller seine Feder in den Dienst der Unterdrückten stellt?«) wäre also die folgende:
Ja; aber das ist nichts weiter als seine Schuldigkeit; und wenn er sie tut, wie es sich gehört, so kommt ihm deswegen kein besonderes Verdienst zu. Heroismus erwirbt man nicht mit der Feder.
Ich bitte Sie noch einmal um Entschuldigung dafür, daß ich Sie wegen dieser beiden Richtigstellungen behelligen muß.

Claude Simon
Für wen schreibt denn Sartre?

So wie das Wort Malerei unterschiedslos ein Bild von Cézanne, eine Schicht Ölfarbe auf einer Wand oder ein gigantisches Porträt von Mao-Tse-Tung bezeichnet, gibt es auch nur das eine Wort ›schreiben‹ zur Bezeichnung mehrerer außerordentlich verschiedener Tätigkeiten.
Ganz verschiedene Bedeutungskategorien – das heißt verschiedene Beziehungskategorien – können innerhalb einer Sprache entstehen, sei es nun eine Sprache der Wörter, der Formen, der Farben oder der Töne.
Die Kathedrale von Chartres, ein Gemälde von Poussin, eine Seite von Plato, eine Komposition von Alban Berg, eine physikalische Abhandlung, ein Gedicht von Rimbaud, der Text des Gesetzes gegen Trunkenheit in der Öffentlichkeit, das sind jeweils Formen des Denkens, doch jeweils in spezifischen Bereichen.
In einem bemerkenswerten Essay unterscheidet Roland Barthes den Schriftsteller (*écrivain*) vom Schreiber (*écrivant*): der erste erfüllt eine Funktion, der zweite übt eine Tätigkeit aus. Schriftsteller, so sagt er, ist der, dessen Aktion sich auf sein eigenes Instrument, die Sprache richtet; er bearbeitet seine Aussage (ich würde hinzufügen, daß auch er von ihr bearbeitet wird), das Warum der Welt aufsaugend im Wie des Schreibens. Und Schreiber ist der, der sich die Sprache des Schriftstellers zu politischen Zwecken aneignet. Für ihn ist das Wort nur ein Mittel: es erduldet ein Tun, konstituiert es nicht.
Wenn ich schreibe (ich werde mir dessen mehr und mehr bewußt), drücke ich nicht etwas aus, das schon vor der Niederschrift existierte. Gewiß gibt es das, was man den Ausgangspunkt nennen könnte: dieses unbestimmte, verworrene Magma, das ich in mir trage und aus dem ich schöpfe.
Doch im Verlauf des Schreibens entsteht ein merkwürdiges Phänomen: die Sprache, der ich mich wie eines Instruments bedienen zu können glaubte, entfaltet ihre eigenen Kraftlinien. Durch die Fülle von Bildern, die jedes Wort hervorruft (wenn ich zum Beispiel sage, die von mir benutzte Tinte sei blau, schieben sich vermittels der ihnen gemeinsamen

Eigenschaften sogleich alle evozierten blauen Objekte der Welt in mein Denken und damit in einen Diskurs, in dem ihnen anfangs gar kein Platz eingeräumt war), werde ich unaufhörlich von meiner ursprünglichen Absicht abgelenkt, und so wird diese, je weiter ich schreibe, durch Hindernisse oder auch durch Perspektiven, die sich in jedem Augenblick auftun, verschoben und abgewandelt.

Im übrigen verweigert sich die Sprache auf erhabene Weise dem, der sie auf die eine oder andere Art mißhandelt, der sich ihrer bedienen will, sei es indem er sie neutralisiert oder indem er sie willkürlich in Frage stellt. Natürlich gibt sie nach, aber so wie ein vergewaltigtes Mädchen: sie ist dann nur noch Reglosigkeit, Passivität und Farblosigkeit. Wie jeder Künstler wird der Schriftsteller ebensosehr durch sein Material gelenkt wie durch seine Absichten.

»Ich habe nie das Bild gemalt, das ich malen wollte«, hat Picasso gesagt, und Raoul Dufy gab mir eines Tages den Rat zu lernen, »das Bild, das man angefangen hat, zugunsten dessen aufzugeben, das entstehen will«.

Von mir selbst kann ich nicht nur sagen, daß ich nie den Roman geschrieben habe, der mir vorschwebte, sondern auch, daß die Romane, die unter meiner Feder entstanden sind, paradoxerweise (durch jenes seltsame Spiel, das nicht ohne Ähnlichkeit mit dem Tennis ist: der Schriftsteller schlägt einen Ball, den die Sprache ihm sogleich auf unvorhergesehene Weise zurückgibt, woraufhin der Schriftsteller im Versuch, dies Unvorhergesehene zu korrigieren oder auszubeuten, ihn zurückschlägt und so fort) um sehr vieles reicher waren als mein ursprüngliches Projekt.

Der Schriftsteller begibt sich also auf eine Art Erforschung, stürzt sich in ein gefährliches Abenteuer, in dem er nur tastend vorwärtsdringt.

Warum stürzt er sich da hinein? Wahrscheinlich vor allem um zu schaffen. Was? Der Schriftsteller weiß es selbst nicht genau. Vor allem will er schreiben. So wie der Maler vor allem das Bedürfnis hat zu malen (ganz gleich was: eine Frau, einen Baum, einen Apfel und manchmal nicht einmal das: allein die Freude, bestimmte Farben auf einer Leinwand nebeneinanderzusetzen). Und beide, wie Kolumbus aufgebrochen, eine Welt zu entdecken, gelangen zu einer anderen Welt, von der sie nichts geahnt hatten.

Man kann sich vorstellen, zu welcher Bescheidenheit eine so geartete Erfahrung allmählich führt. Es liegt auf der Hand, daß der Schriftsteller, der sich auf ein solches Unterfangen eingelassen hat und unaufhörlich

gezwungen ist, wo verschiedene Fährten sich anbieten, seinen Weg zu suchen, in eine ständige Unsicherheit gerät, in ein ständiges Prüfen, und daß er eher geneigt ist, Fragen zu stellen als Antworten zu liefern.
Die Bedeutungen, die sich dann aus seinem Werk herausschälen (oder mit anderen Worten, die Beziehungen, die im Verlauf dieser Suche entstehen), sind verschwommen, ungenau, schwankend, unaufhörlich angefochten und anfechtbar, und stehen ganz offensichtlich im Gegensatz zu jenen, die aus dem Text des Gesetzes gegen Trunkenheit in der Öffentlichkeit hervortreten, das zu einem moralischen und utilitaristischen Zweck verkündet wird, wobei die Sprache nur als Instrument dient und der Gesetzgeber bei der Abfassung die Wörter abgeschnürt und die vielen divergierenden, fühlerartigen Perspektiven, die jedes einzelne ihm anbot, jedesmal zurückgewiesen hat.
Wie aber sich vorstellen, daß durch das Funktionieren dieses strukturalen Mechanismus, durch den das Werk des Schriftstellers entsteht (und bei dem der Motor, die Antriebe, die Gelenke oft einfach Assonanzen, rein tonale Akkorde zweier Wörter, zweier Farben sind), wie also sich vorstellen, daß sich utilitaristische, unverzüglich konsumierbare Bedeutungen herausschälen könnten?
Bewegt von einem Gefühl der Empörung und als ›Ausgangspunkt‹ eine entsetzliche Realität wählend (eine bombardierte Stadt, blutige, zerfetzte Körper), malt Picasso ein Bild, auf dem alles nur Ordnung, Gleichgewicht und Schönheit ist. Sein Impuls war Entsetzen, doch sobald er seine Pinsel ergriff, sobald er seiner Sprache gegenübertrat, hat die sich seines Denkens bemächtigt und zwar so sehr, daß es am Ende nur noch Harmonie, Architektur und klassische Reminiszenz ist.
Ist es nicht verwirrend, daß es auf dem Guernica-Bild keinen der schreienden Gegensätze, keine der an der Grenze des Erträglichen liegenden Dissonanzen gibt, die Picasso so meisterlich beherrscht und die sein Thema doch zu fordern schien? Im Gegenteil, die Farbe ist von äußerster Verhaltenheit, denn es handelt sich um ein einfarbiges Bild in Weiß, Grau und Schwarz, weniger Symbol der Trauer als dazu bestimmt, das Bild in den Bereich des Irrealen zu versetzen, den die Monochromie liefert. Kein einziger Tropfen Blut fließt. Es gibt nicht einmal das Zucken des mißhandelten, vergewaltigten oder im Todeskampf liegenden Fleisches, wie bei dem *Massaker von Scio;* die Flammen, der zerstückelte Krieger, die zerbrochenen Waffen haben die kalte Blässe des Marmors. Nicht Bauern, die

an einem Markttag ermordet wurden, sondern von Vandalen zerschlagene Statuen.
Im übrigen sind die Bezugnahmen auf das ›Museum‹, auf die Vergangenheit zahlreich, als habe der Maler sein Motiv ›ent-situieren‹, der Zeit entrücken wollen (oder sei gezwungen gewesen, dies zu tun). Er hat diesen Schrei einer Frau, dieses tote Kind, das wie eine Puppe an ihrer Brust hängt, ihre über den Zähnen wild aufgewölbten Wolfslippen nicht ›nach der Natur‹ gezeichnet, sondern nach einer der beiden Mütter, die Poussin zu Füßen Salomos gemalt hat.
Und natürlich konnte Picasso von diesem Verbrechen nicht ›Zeugnis‹ geben, denn »man kann einen Schrei nicht bearbeiten, ohne daß die Botschaft am Ende viel mehr von der Arbeit kündet als von dem Schrei« (Roland Barthes). Höchstens, daß er seiner gedenkt, aber so wie Piero della Francesca durch die Aufteilung einer Fläche in Helme, unbewegte Gesichter, massierte Waffen und leere Flecken des blutigen Sieges von Konstantin über Maxentius ›gedenkt‹. Paradoxerweise hat Picasso aus einer Wirklichkeit, deren schlechteste Photographie noch Ekel auslösen würde, einen Gegenstand des Genusses gemacht.
Denn wer wäre so scheinheilig zu behaupten, daß wir vor diesem Bild stärker durch den Gedanken an das Leiden, an die Tränen, die klaffenden Wunden ergriffen werden als durch das köstliche Raffinement der Beziehungen, der Modulierungen, der Kontraste und Arabesken? Die Tatsache ist vielleicht ein Sakrileg, doch sie besteht: wie bei dem erregenden Isenheimer Altar, wie bei den unzähligen Kreuzigungs- oder Märtyrerszenen, die wir in den Museen betrachten können, ruft ein Akt, der fromm sein wollte, Genüsse weltlicher Art hervor.
Hat Picasso darum die Toten von Guernica ›verraten‹? Hat er sie ›ausgebeutet‹? Hat er sich (denn sein Werk ›schmückt‹ heute ein Museum, das von den ›Ausbeutern‹ finanziert wird) in den Dienst einer Klasse von Privilegierten gestellt?
Zu allen Zeiten haben die Moralisten sich unermüdlich über jene Tätigkeiten entrüstet und sie gebrandmarkt, in denen für die Moral offenbar kein Platz ist. Edel und großmütig (wenngleich ostentativ), pragmatisch, manichäisch und derart überzeugt, im Besitz der Wahrheit zu sein, daß er sich nicht scheut, auch die Lüge in seinen Dienst zu stellen, intolerant, durchdrungen von seiner Bedeutung und seiner Mission, hart und streng gegenüber den anderen, noch mehr aber gegen sich selbst, laut verkündend,

daß er ein härenes Gewand trage, sich Disziplin auferlege, sich selbst überwinde, führt der Moralist das Problem des Künstlers und des Schriftstellers unerbittlich auf eine einfache ökonomische Funktion zurück.
Unempfänglich für den Wert der Nahrung, die von jenen hervorgebracht wird (verfiele denn jemand auf den grotesken Gedanken, die Malerei mit der Begründung zu verurteilen, daß die Blinden keinen Nutzen davon haben?), schleudert er den Bannfluch gegen sie. Da für ihn das Malen und das Schreiben als solche nichts bedeuten, veranlaßt ihn die Untersuchung eines Buches oder eines Bildes zu allen erdenklichen Analysen, nur nicht zu der ihres malerischen oder bildnerischen Wertes: das Porträt eines Aristokraten malen, das Essen bei einer Fürstin beschreiben, das kann natürlich nichts anderes bedeuten, als sich zum Diener der Mächtigen, der Privilegierten machen.
Wenn dagegen unförmige Farbkleckse *Oktober 1917* oder *Singende Zukunft* getauft werden (obwohl sie doch ebensogut *Harmonie in Rot* oder *Frühling in Chikago* heißen könnten), wird der Tachist unverzüglich zum großherzigen Genie der marschierenden Revolution geweiht.
Das Phänomen ist nicht neu. Es ist bekannt, was manchen Ortes der strenge angelsächsische Puritanismus war und noch ist, der manchmal so weit ging, jeden Schmuck der Häuser oder der Kleidung zu untersagen. Es ist auch bekannt, welche Heuchelei, welche mitleidlose Brutalität sich oft hinter dieser zur Schau gestellten Tugend und Strenge verbargen.
Wie oft sind nicht ›moralische‹ Argumente von dieser oder jener ›Partei der Frommen‹ vorgebracht worden, um das Talent zu verfolgen, um Mittelmäßigkeit, Unfähigkeit, Pedanterie und Dummheit zu rechtfertigen. Es ist so bequem für einen, der sich seines Scheiterns und seiner Mängel bewußt ist, sich zu sagen, daß er sich für eine edle Sache ›geopfert‹ habe, und gleichzeitig jene zu beschimpfen, die er insgeheim beneidet.
Gestern noch verkündeten die Kommunisten in einem mittelalterlichen Ketzerverbrennungswahn, Kafka gehöre auf den Scheiterhaufen, weil sein negativer Pessimismus reaktionär sei (wie der, den man heute Beckett vorwirft). Heute sagt uns Sartre, daß es möglich sei, denselben Kafka ›in einer Welt, in der man an Hunger stirbt‹, zu lesen, daß es dagegen unmöglich sei, in ihr Robbe-Grillet zu lesen.
Angeblich wenden sich die Bücher des letzteren an eine privilegierte Klasse, den Bourgeois. Eine sehr merkwürdige Behauptung, wenn man die bescheidenen Auflagen von Robbe-Grillets Büchern mit den beacht-

lichen Tantiemen vergleicht, die Sartre bezogen hat, als er *Die schmutzigen Hände* in einem Boulevardtheater aufführen ließ, in das die ganze fromme Bourgeoisie Monate hindurch jeden Abend ging, um andächtig als Nachtisch Kommunisten zu verspeisen.
Und ernstlich: an wen, meint Sartre denn, wenden sich seine eigenen Bücher? Glaubt er etwa, daß es Käufer aus den unterernährten Massen seien, die *Les Mots* an die Spitze der Bestsellerlisten bringen wie irgend einen beliebigen Lartéguy, und meint er, daß dieses Buch gegenüber einem verhungerten Kind ins Gewicht falle – aber seit wann wiegt man denn Leichname und Literatur auf derselben Waage? Warum es also schreiben und warum es veröffentlichen?
Außerdem liegt etwas höchst Verächtliches gegenüber dem, was man das Volk nennt, in der ständigen Unterscheidung zwischen den geistigen Fähigkeiten der ›privilegierten Klassen‹ und denen der anderen, die man damit in ein regelrechtes kulturelles Ghetto verweist; ein gewisser Progressismus gelangt auf diese Weise zu der dem Radio und der kapitalistischen ›gelben Presse‹ gemeinsamen Haltung, die unter dem Vorwand, die ›Massen für etwas interessieren zu wollen‹, sich auf das niedrigste Niveau einstellt.
Im vergangenen Jahr, als ich von *Travail et Culture* und dem Betriebskomitee von Hispano-Suiza eingeladen war, zu den Arbeitern der Fabrik über *Die Straße von Flandern* zu sprechen, konnte ich feststellen, daß die Fragen, die sie mir über mein Buch stellten (zu einer Zeit, als es noch nicht als Taschenbuch erschienen war, hatten es mehrere gelesen, und einer von ihnen, ein Monteur, hat eine sehr scharfsinnige Kritik daran geübt), genau dieselben waren wie jene, die mir spezialisierte Journalisten und Studenten oder ihre Professoren an den französischen oder ausländischen Universitäten, von denen ich eingeladen werde, zu stellen pflegen.
Natürlich darf man über Robbe-Grillet denken, was man will, man kann für seine Kunst unempfindlich sein. Ich selbst bin weit davon entfernt, alle seine Ideen zu teilen. Doch ist es bestürzend, lesen zu müssen, daß Romane wie *Die Jalousie oder die Eifersucht* oder *Die Niederlage von Reichenfels* keinerlei Unbehagen ausdrückten, indes doch selten in der Geschichte der Literatur die Zurückweisung von fix und fertigen Interpretationen, die strenge Forderung, alle bequemen und beruhigenden Sinngebungen auszuschalten, so weit getrieben worden sind.
Diese ernste Besessenheit (die vielleicht Wahnsinn ist, vielleicht aber auch

nicht), endlich ein greifbares, meßbares, von den alten, die Menschheit chloroformierenden Mythen gereinigtes Universum im wörtlichen Sinn ›ent-decken‹ zu wollen, zeugt auf ganz andere Weise als manche schamlose, deklamatorische und tränenselige Zurschaustellung gequälter ›Seelenzustände‹ von der Angst des modernen Menschen in einer inkohärenten Welt.

Sicher darf man sich nicht allzu sehr aufregen, wenn wieder einmal jemand auf den Index gesetzt wird. Wie alles wechseln auch die Imperative der ›Moral‹. Und sogar sehr rasch. Gestern noch befahlen sie, Werke zum Lobe Stalins und des Stalinismus zu schreiben. Heute wäre das unmoralisch, lehrt man uns, da dieses Regime selbst unmoralisch war. Ein junger sowjetischer Dichter, den ich im vergangenen Jahr traf, legte großen Wert darauf, mich durch seinen Dolmetscher wissen zu lassen, daß er ein ›antistalinistischer Dichter‹ sei. Nur die Höflichkeit hat mich davon abgehalten, ihm zu sagen, ob stalinistisch oder nicht, mich interessiere einzig, ob er ein Dichter sei.

Die Revolutionen sind bekanntlich tugendhaft und puritanisch, mit allem, was das mit sich bringt. Alle sehen sie die Kunst scheel an. Dabei bildet sie doch einen integrierenden Bestandteil des Lebens der Gesellschaften, wie die Feste, die Nahrung, die Wohnstatt, die Kleidung. Wenn sie die letzteren auch nicht ersetzen kann – wie könnte sie das? – können diese ebensowenig sie ersetzen.

Ein Mensch, der Hunger hat, kümmert sich nicht um ein Buch, ein Bild, versichert Sartre. Das könnte wahr erscheinen. Merkwürdigerweise hat mich die Erfahrung das Gegenteil gelehrt. Ich habe den äußersten Hunger kennengelernt. Und doch ist mir jedes beliebige Buch kostbar gewesen. Es konnte mich nicht über meinen Hunger hinwegtäuschen, es beschwichtigte ihn nicht, brachte mich nicht einmal dazu, ihn zu vergessen: es handelte sich um etwas *anderes*. Es war auch kein Opium, denn ich ließ nicht ab, Fluchtpläne zu schmieden, und nutzte die erste Gelegenheit, zu entkommen. Zu meiner großen Überraschung stürzten sich meine ungebildeten Leidensgefährten ebenso gierig auf alles Lesbare, und selbst auf solche Werke (wir hatten keine Wahl, es war purer Zufall), von denen man hätte meinen können, sie lägen weit über dem Stand ihrer geistigen Schulung. Ich weiß nicht, was sie davon hatten, jedenfalls lasen sie sie.

Eine Welt, die – und wenn auch nur vorübergehend – der Kunst beraubt wäre (das heißt der Dimension beraubt, die sich nicht auf die Materialität

zurückführen läßt, jener Öffnungen auf die immer freien und unveräußerlichen Räume des Imaginären, des Wunderbaren oder des Traumes), eine solche Welt wäre kein geringerer Alptraum als ein ungeheures, gut organisiertes Konzentrationslager, in dem die Nahrung reichlich wäre, die Arbeit nicht beschwerlich, die Decken warm, die Dächer der Baracken dicht, in dem aber nicht mehr Menschen hockten, sondern Tiere.

Die jungen Sowjetrussen wissen es sehr wohl. Und wenn ein farbiger Schriftsteller es sich versagen muß, die Bücher zu schreiben, die er in sich trägt, um stattdessen den Volksschülern von Guinea das Alphabet beizubringen – was werden diese später lesen, da der, der als einziger in ihrer Sprache schreiben konnte, nichts geschrieben hat? Übersetzungen von Sartre?

Merkwürdigerweise hat die marxistische Gesellschaft die gleichen dummen, ängstlichen und brutalen Verteidigungsreflexe wie die bürgerliche Gesellschaft. Hier verdammt man Baudelaire, Flaubert, Lawrence – dort Kafka, Robbe-Grillet und andere . . .

Die unterdrückten Klassen, ihre Denker und ihre Führer, selbst wenn sie die Macht ergriffen haben, bewahren lange die mißtrauischen Reaktionen der seit Urzeiten getäuschten, gemarterten und gehetzten Tiere: im Zweifelsfall und um der Sicherheit willen stellt sich bei einem plötzlichen Geräusch, beim Auftauchen eines Schattens, bei einer Bewegung im Gebüsch, bei jeder ungewohnten Erscheinung sogleich der vom primitiven Instinkt der Selbsterhaltung diktierte Reflex ein, erst einmal zuzuschlagen, und zwar so kräftig wie möglich, und dann erst nachzusehen, worum es sich handelt. In der Finsternis der Unwissenheit und der Angst tötet man. Daraufhin zündet man ein Streichholz an und betrachtet den Kadaver eines Phantasmas – manchmal eines Freundes. Dann kommt Ubu und rehabilitiert. Heute einen Rajk, Kafka, Slansky. Morgen einen Beckett, Trotzki, Robbe-Grillet . . .

Vielleicht wäre es an der Zeit, daß jene, die die Mission zu haben glauben, die Welt zu erhellen, das Streichholz *vorher* anzündeten. Jedenfalls wäre das besser, als es beharrlich immer wieder auszublasen.

Interview mit Jean-Paul Sartre, *Clarté*, März/April 1964

Interviewer: Yves Buin

CLARTÉ Der Realismus ist für uns das zentrale Problem. Doch ist dieser Realismus bei uns spürbaren Schwankungen unterworfen. Von einem beruhigenden Evangelium sind wir zu einem offenen Realismus übergegangen, der nicht mehr den Anspruch erhebt, diesen Begriff a priori zu definieren. Was ist für Sie, wenn wir uns zunächst einmal an die Literatur halten, ein realistisches Werk?

SARTRE Das Wort Realismus scheint mir zu einer Menge von Widersprüchen und Mehrdeutigkeiten zu führen. Ich glaube jedoch, daß man es beibehalten kann, gerade weil es Gegenstand von Kontroversen ist. Man sagt oft, ein realistisches Werk sei ein Werk, das etwas Wahres oder etwas vom Sein enthüllt. Das bedeutet für einen Materialisten, und ein solcher bin ich, daß ein Werk sich notwendig auf einen bestimmten Sektor der Materialität bezieht. Gleichzeitig jedoch enthält die Materialität des Werks eine tiefe Struktur an *Imaginarität:* es bezieht sich auf ein Objekt, das nicht in ihm selbst gegeben ist, sondern das es in dessen Abwesenheit repräsentiert oder suggeriert. Sie sehen, daß die Definitionen des Seins, der Imagination und der Wahrheit, ebenso wie die der Enthüllung ins Spiel kommen; zu sagen, ein Werk sei realistisch, heißt gewissermaßen, es mit einer Hypothek belasten, wegen all der Bedeutungen, die man dem Wort Realismus gegeben hat. Doch gerade diese Widersprüchlichkeit ist fruchtbar. Andererseits glaube ich, daß alle Künste realistisch sind, und zwar insofern die Kunst eine eigene Realität ist, die sich entwickelt, die eine Geschichte besitzt und nicht umhin kann, eine Sphäre, eine Schicht des Wirklichen zu enthüllen, und wäre es nur ein ästhetisch Wirkliches.

So stellt zum Beispiel die abstrakte Malerei einen bestimmten Augenblick in der Entwicklung der Malerei dar; man kann sie auch als abhängig von Infrastrukturen interpretieren. Sie wird verschwinden wie andere Formen der Malerei, und nicht wie eine Mode. Diese Malerei ist durchaus eine Realität! Wenn man darin jedoch unmittelbar eine bestimmte Art, den

Klassenkampf zu erfassen – oder ihn abzulehnen – finden will – *Nein!* Die abstrakte Malerei liefert uns die Realität einer ästhetischen Sensibilität, die sich in der Bewegung der Geschichte und durch sie entwickelt hat. Diese Sensibilität ist bedingt durch neue Techniken und bekundet sich objektiv, durch das Hervorbringen von Realitäten, die sie ausdrücken und widerspiegeln. Gleichzeitig erwerben diese Realitäten soviel an Unabhängigkeit, daß sie wiederum die Sensibilität bedingen; sie repräsentieren nichts, ihre Wahrheit liegt in ihrer Kraft des Enthüllens (sie enthüllen die Objekt gewordene Sensibilität) und in ihrer Wirksamkeit (sie verwandeln sie durch Enthüllung).

CLARTÉ Sie haben geschrieben: »Da der Schriftsteller keine Mittel zur Flucht hat, fordern wir, daß er seine Epoche eng umschlinge.« Um den diskutierten Punkt zu präzisieren: Glauben Sie, daß Realismus das grundlegende Kriterium für die Gültigkeit eines Kunstwerks ist?

SARTRE Ich würde am liebsten sagen, daß jedes gültige Kunstwerk – welches es auch sei – sich realisiert, daß aber nicht jedes realistische Werk zwangsläufig auch künstlerisch ist. Das bedeutet, daß das Werk seine eigenen Existenzkriterien hat, solche der Praxis (Wirksamkeit, Irreduzibilität): wenn es sich im Namen dieser Kriterien durchsetzt, hat es Bestand; seine Gültigkeit bezeugt, daß es seine Wurzeln in einem Bereich der geschichtlichen Materialität hat.

Man darf es nicht umgekehrt sagen: diese Fabrik oder dieser Fischmarkt ist gut gemalt, also ist das Bild gut. Ich nehme als Beispiel Kafka, sein Werk verleiht sich selbst Gültigkeit. Es widersteht. Kafka hat den Bannflüchen widerstanden. Sein Werk hat sich durchgesetzt. Die revolutionäre Tschechoslowakei nimmt es als solches für sich in Anspruch. Kafka ist ein ›realistischer‹ Schriftsteller. Zu sagen warum, ist Sache des Kritikers. Wacht man denn auf und fühlt sich in einen Käfer verwandelt? Nein. Und doch zwingt sich das Werk sogar den Revolutionären auf. Zu sagen warum, ich wiederhole es, ist Aufgabe der Kritik. Oder vielmehr: die modernen Werke verlangen eine moderne Kritik, die in der Lage ist, sie in ihrer Totalität zu erfassen, das heißt: in ihrer historischen Bedingtheit, also ihrer Irreduzibilität, in ihrer intentionalen Bedeutung und in der Hierarchie ihrer Sinngehalte, zugleich als *Produkte* eines Menschen und einer Epoche, und als ein objektives Überschreiten der Bedingungen ihrer Produktion, die auf jene zurückwirkt, um sie zu modifizieren. Was ich allen Realismustheorien vorwerfe, ist, daß sie die Realität a priori definie-

ren, das ist alles. Die marxistische Methodologie aber – der ich entschieden anhänge – bringt die Probleme in eine strenge und unabdingbare Ordnung und macht im Bereich der Kunst keinerlei normative Vorschriften für den Ausdruck der Wirklichkeit. Es gibt absolut keinen Grund, Realitäten wie den Klassenkampf oder die Lage des Proletariats in die bejahrte Sprache des Realismus von 1880 zu übersetzen. Wir haben in den *Temps modernes* die Erzählung eines Italieners veröffentlicht, die in der Art Kafkas geschrieben ist. Sie heißt *Les Boulons* (Die Bolzen). Auf einer Schiffswerft sind Bolzen gestohlen worden. Diskussionen, Untersuchungen – sie führen zu nichts. Das Ganze in einer kafkaesken Welt. Das Ziel, die gegenwärtige Lage des Arbeiters in ihrer Komplexität aufzuzeigen, wäre verfehlt, das heißt verfälscht worden, wenn man die Sache dargestellt hätte wie in *Germinal.*

CLARTÉ Die Kraft der Fiktion und der Romanerfindung beweist sich zum Beispiel bei Boris Vian, in seiner Schilderung der ökonomischen Verfremdung, die er selbst aber keineswegs erlebt hat.

SARTRE Ich bin vollkommen Ihrer Meinung bis auf den Vorbehalt, daß Boris Vian – ich habe ihn gut gekannt – bestimmt nicht die deutlich bewußte Absicht hatte, das zu schreiben. Gerade darin liegt der ganze Wert.

Der Schriftsteller ist ein Verfolgter. Wie ist Vian dahin gekommen? Durch welche Phantasmen hindurch? Was gab es in ihm, das dem entsprach? Was steckte dahinter? Man sieht sofort die Komplexität der Dinge. Sie verweisen uns faktisch auf den Bereich der Analyse, auf die Kindheit, auf das Individuum Vian. Wir wissen davon nichts, doch sind daraus *L'écume des jours* (deutsch unter dem Titel *Chloé*) oder *Les Fourmis* hervorgegangen.

CLARTÉ Immer noch zum Realismus: Es scheint, als zehrten die Revolutionäre und ein großer Teil der linken Intelligenz vom Balzac-Mythos. Die Analyse von Marx und Engels kommt zu dem Schluß, daß Balzac ›Monarchist und Visionär‹ war. Diese bemerkenswerte Analyse haben die Revolutionäre einander weitergegeben und mechanisch angewandt, und wir zehren immer noch davon. Es ist eine einseitige marxistische Kritik entstanden, die im Kunstwerk unaufhörlich nach gesellschaftlichen und historischen Bezügen sucht. Wir glauben, daß die ganze Literatur dadurch mit einer schweren Hypothek belastet wurde. Baudelaire zum Beispiel oder Lautréamont, um nur große Namen zu nennen, sind uns lange fremd

geblieben. Zum Glück haben andere sie für uns entdeckt. Daß Kafka in den sozialistischen Ländern übersetzt wird, ist ein wichtiges Ereignis. Es gab Balzac, Victor Hugo, und nun gibt es auch Kafka. Glauben Sie nicht, es könnte dahin kommen, daß man jetzt, da er nicht mehr angezweifelt wird, *zu viel* von ihm spricht und nicht genug von den anderen?

SARTRE Kafka, in der Sowjetunion übersetzt – das ist sehr bedeutsam. Warum gerade er? Weil Kafkas Werk, abgesehen von seinem beachtlichen ästhetischen Wert, sehr klare Bezüge hat. Wenn die Sowjetrussen die *Strafkolonie* veröffentlichen, führen sie bei sich etwas Neues ein. Das Neue daran ist eine Ausdrucksmöglichkeit, die sie nicht kennen – nicht mehr kennen, denn 1925 gab es Leute wie Olescha oder Zamiatin. Doch all das ist verschwunden. Es ist leichter, für Kafka zu kämpfen als für Lautréamont; der revolutionäre Moralismus würde, wenngleich mitten im antireligiösen Feldzug, die an Gott oder das Heilige gerichteten Schmähungen Lautréamonts nicht verstehen. Der revolutionäre Puritanismus würde auch Maldorors Delirium nicht begreifen. Doch der zweite Aspekt des Problems betrifft wiederum die Grundlagen der marxistischen Kritik. Das Problem ist dies: Wenn es stimmt, daß ein literarisches Werk, was auch immer sein Gehalt und seine Intention sein mag, stets einen gesellschaftlichen Ort hat und durch komplexe Vermittlungen die Gesellschaft ausdrückt, darf man dann, ausgehend von dieser absoluten Wahrheit, folgern, der Schriftsteller müsse sich in seinem Werk absichtlich auf alle Elemente der Gesellschaft beziehen? Eine solche Folgerung wäre ein schwerer Irrtum und zwar aus mehreren Gründen:

1. Ein Werk, das das Sein (›die Totalität in Bewegung‹, der Ausdruck stammt von Lenin) oder eines der Momente dieser Realität ausdrückt, kann dies nur auf obskure Weise tun. Ein Schriftsteller ist wie irgendein Mensch, wenn man ihn in der Gesamtheit der Bedingungen nimmt, die ihn geschaffen haben und ihn unablässig weiter formen, die Inkarnation dieser Totalität. Mit anderen Worten: die geschichtliche Totalisierung totalisiert ihn. Doch wenn er auch, als Interiorisierung des Äußeren, die totale Inkarnation ist und sein Werk die totalisierende Bewegung ausdrücken muß, insofern es Exteriorisierung des Inneren ist, so spielt sich das keineswegs auf der Ebene des *Wissens* ab. Ein Schriftsteller besitzt keine totalen Kenntnisse, außerdem würden diese gar nicht genügen. Die Teilkenntnis von der Welt und der Gesellschaft muß sich durch eine Komplexität gelebter Beziehungen hindurch ausdrücken.

Nehmen wir zum Beispiel die Angst vor der Atombombe, eine kollektive Angst, die, in welchen Formen auch immer, uns alle durchdringt. Es ist unvermeidlich, daß sie in der zeitgenössischen Kunst durchscheint. Wird das notwendig in expliziter Form geschehen? Nicht unbedingt; diese kann zu einem jämmerlichen Film wie *Das letzte Ufer* führen, einem regelrechten Melodrama. *Nein:* die Angst vor der Atombombe muß aus der Kunst aufsteigen wie ein Schrecken, der von dem Werk selbst ausgeht und vielleicht sogar einen anderen Namen trägt. Das spielt keine Rolle.

2. Weil jedes menschliche Wesen und insbesondere ein schöpferisch Tätiger in dem besonderen Fall, der uns hier beschäftigt, die ganze Menschheit ist. Diesen Gedanken hoffe ich im zweiten Band der *Critique de la raison dialectique* noch auszuführen. Wenn ein Schriftsteller alles ausdrücken will, was er selbst ist, so bedeutet das den Versuch, alles auszudrücken, was ist. Deshalb glaube ich, daß das aufschlußreichste und *ästhetisch* wirksamste Werk eine Dichte haben muß, die sich in einer gewissen Dunkelheit bekundet.

Es handelt sich hier nicht um eine um ihrer selbst willen gesuchte Dunkelheit, sondern – in einem Werk, in dem an der Oberfläche alles klar sein kann – um ein gewisses Zusammenprallen von Bedeutungen, von empfundenen, erlebten, aber nicht theoretisch definierten Widersprüchen usw. Ein Mensch ist sich selbst genau in dem Maße dunkel, wie die gesamte Gesellschaft sich selbst dunkel ist. Er kämpft an seinem Ort gegen die Widersprüche dieser Gesellschaft, wenn er sich ausdrückt, um sich zu erhellen; doch die Erhellung kann nicht vollkommen werden, ohne ihre Wahrheit zu verlieren (wenigstens für den Künstler). So engagiert sich der Schriftsteller, wenn er in sich eintaucht mit der Absicht, nicht sein Individuum auszudrücken, sondern seine Person innerhalb der komplexen Gesellschaft, die ihn bedingt und ihn trägt. Das heißt sich engagieren, nicht aber, opportunistische Werke hervorzubringen, von Mali zu sprechen, wenn davon gesprochen werden muß, oder morgen vielleicht von Kamtschatka. Das bedeutet nicht, daß der Dichter im Stadium des Unmittelbaren, des naiven Erotismus eines Liebespaares am Strand unter blauem Himmel stehenbleiben soll. Wenn die Liebe Kampf gegen den Tod und Sieg über den Tod ist, muß das Liebesgedicht, wenn es authentisch ist, auch mit unseren tiefen Ängsten verbunden sein, mit der gegenwärtigen Möglichkeit eines kollektiven Todes; es muß den Inhalt der heutigen Tragik enthüllen und realisieren.

CLARTÉ Bei diesem Aspekt erinnere ich mich an einige Skulpturen der Pariser Biennale, anläßlich derer in *Arts* vom ›Schrei einer vitalen Kunst‹ gesprochen wurde, oder an manche Kritiken, die in dem nun schon alten Film *Das Siebente Siegel* einen Film über die Atomangst sahen.
SARTRE Ich selbst habe *Das Siebente Siegel* nicht besonders geschätzt. Zu viele Symbole. Aber es ist richtig, daß die Pest als eine mysteriöse und dämonische Krankheit erscheint, die gnadenlos und kollektiv zuschlägt. Und dieses kollektive Schicksal dem unvermeidlichen Tod entgegen sowie diese Menschen, die über keinerlei Mittel verfügen, dieses Schicksal zu bannen, können an das unmittelbare Bevorstehen einer irreversiblen Katastrophe denken lassen. Doch ich wiederhole: zu viele Symbole. Man darf nicht wegen der Ablehnung eines Realismus im Sinne Zolas zum Symbolismus überlaufen. Kafka spricht niemals durch Symbole, er schreibt Unentzifferbares, das er durchlebt hat und das quält und Unbehagen verursacht. Camus spricht durch Symbole, in der *Pest*. Deshalb darf man von ihm mehr als von Kafka verlangen, daß er Rechenschaft ablegt. Was ist die Pest? Der Faschismus? Kann der rücksichtslose Kampf gegen die Mikrobe in den Bereich des Menschlichen transponiert werden?
CLARTÉ Weiter noch zu den Einwirkungen der historischen Situation auf die künstlerische Schöpfung: Die Angst, von der wir sprechen, deren Infrastruktur vielleicht die Atomangst ist oder auch der Konflikt mit der Gesellschaft, wird meiner Meinung nach in zwei neueren Filmen transparent, im *Schweigen* von Ingmar Bergman und im *Nachtzug* von Kawalerowicz, zwei Männern, die absolut nicht die gleichen Gründe haben, an Angst zu leiden.
SARTRE Diese beiden Werke liegen genau auf dem Gebiet, das uns augenblicklich beschäftigt. Die Rolle der Kritik ist es hier, zu überprüfen, nicht ob alles gut, ob der positive Held vorhanden ist oder nicht, sondern ob das Werk tief ist, und die tiefe Quelle aufzufinden, aus der es entstanden ist. Freilich kann ein Werk tief, aber auf einem bestimmten Niveau durch Ideologien getrübt sein, die nicht die unsrigen sind.
Zum Beispiel Ingmar Bergman. Für mich ist er ein Idealist. Aber für mich hat auch die Inspiration eines Idealisten eine materialistische Quelle: die ›ideologische Trübung‹ erscheint erst auf einem anderen Niveau.
CLARTÉ Wenn die Kunst letzten Endes immer realistisch ist, kann man dann eine sozialistische realistische Kunst konzipieren?
SARTRE Ganz sicher. Doch in welchem Sinne? Ich glaube, daß jedes tiefe

Kunstwerk die Wahrheit ausdrückt, doch von welchem Gesichtspunkt aus? Ich glaube, *die Kunst ist immer die Darstellung der Welt, wie sie wäre, wenn die menschliche Freiheit sie ergriffen hätte.*

Nehmen wir Tizian, der Menschen in eine Landschaft malt. Die Hauptsache dabei ist die ästhetische Einheit: die Einheit der Entsprechungen der Farben, der Formen und der Volumina; diese Einheit gibt es nicht als solche, nur durch die Affirmation eines Menschen. Das ist's, was Tizian machen kann. Das ist's, was der Mensch machen kann. Also eine Affirmation der menschlichen Freiheit, aber eine Affirmation, die zu früh kommt. Es ist die Affirmation der Möglichkeit, die Welt zu beherrschen. Die Kunst hat eine Dimension, ich sage nicht der Voraussage, aber der Vorwegnahme, die wahr ist: ebendies muß der Mensch eines Tages aus seinem Werk, aus seinem Leben und aus der Welt machen können. Das ist die eigentlich ästhetische Einheit. Deshalb legt ein Künstler, der in seinem Werk eine Einheit herstellt, so tragisch diese auch sein mag, Zeugnis ab von einer zukünftigen Harmonie, die sich im Werk selbst manifestiert. Auch die Beziehung zum ›Verbraucher‹ verändert sich. Dieser muß in dem Werk das Streben nach Einheit als Ausdruck einer menschlichen Freiheit wiederfinden, die versucht, die Welt neu in Besitz zu nehmen, und diese Wechselbeziehung ist zugleich eine zukünftige Beziehung. Auch aus diesem Grund glaube ich, daß manche gewalttätigen Formen des Denkens, wie der Rassismus, niemals Kunst hervorbringen können. Wenn also die Kunst für den Menschen ein wirkliches und nicht ein symbolisches Inbesitznehmen der Welt darstellt (oder eine für den Augenblick konstante Präfiguration dieses Inbesitznehmens), so glaube ich, daß die Kunst immer Realismus-Sozialismus ist.

CLARTÉ Aber wie steht es dann mit der Autonomie der Kunst?

SARTRE Wer Realismus-Sozialismus sagt, meint damit nicht: Arbeitsregeln festlegen und die Kunst auf ein Epiphänomen der politischen Realität reduzieren. Man muß hier an das erinnern, was man bei Marx und Engels immer findet: eine relative und regionale Autonomie der Strukturen und die Irreduzibilität einer Struktur auf die niedrigere, die sie hervorgebracht hat und sie streng bedingt. Deshalb sind Regeln vorstellbar, die nur der Kunst eigen sind. Man muß auch an das erinnern, was man niemals bei Lukács findet: die wechselseitige Bedingtheit der Gedanken.

Der Einfluß von Husserls Denken auf das seines Schülers Heidegger kann

untersucht werden, ohne daß dazu die politische Situation in Deutschland in jener Zeit analysiert wird. Das gilt erst recht für die Formen der Kunst, deren gegenseitige Beeinflussung einen inneren Prozeß darstellt. Was wiederum nicht bedeutet, daß wir uns nicht in jedem Augenblick bemühen sollten, bei der Analyse eines Werkes auch den Zusammenhang, aus dem es entstanden ist, zu berücksichtigen. Man darf keinesfalls die Rolle der Vermittlung übersehen und im Namen der Dialektik eine Autonomie der Kunst fordern.

CLARTÉ Das nennen wir: aus Schdanows Konfusion von Ideologie und Kultur, Ideologie und Politik die letzte Konsequenz ziehen.

Aragon hat einmal von den ›Piraten von links‹ gesprochen, die die Kultur annektieren; was halten Sie von jener Forderung nach Didaktik in der Kunst, die am Anfang dessen steht, was auch ›Terrorismus in der Kultur‹ genannt wird?

SARTRE Natürlich ist das ein Terrorismus. Das ergibt sich aus dem, was ich gerade gesagt habe. Und wohin führt das? Dahin, die Rolle des spezialisierten Kritikers abzuschaffen. Man leugnet eine Realität, zum Beispiel die abstrakte Malerei. Man verkennt ihr Niveau und erklärt sie durch die Ablehnung des Realen.

Die bürgerliche Kritik dagegen leugnet zwar nicht die Irreduzibilität der Kunst, aber sie macht daraus einen Fetischismus: man spricht vom ›Mysterium Racine‹, das man niemals verstehen werde, dem man sich nur annähern könne, ›Annäherung an Racine‹. Und dann gibt es das Buch von Lucien Goldmann über Racine, ein höchst interessantes Buch, das zeigt, wie die Tragödie die Sackgasse einer gewissen Bourgeoisie des 17. Jahrhunderts ist. Wird dabei aber die Tatsache berücksichtigt, daß diese Tragödie eine Tragödie von Racine ist? Man kann sich dem Irreduziblen nur durch Vermittlungen nähern. Die marxistische Kritik wird ungenügend bleiben, solange sie nicht Vermittlungen wie die Psychoanalyse in sich aufgenommen hat. Und damit die ganze Bedeutung der Kindheit: Racine in Port-Royal . . . Mich verblüfft immer wieder, daß sich der Marxismus und der sozialistische Realismus, wie er früher definiert wurde, nur mit dem erwachsenen Arbeiter befaßt. Wo bleibt die Kindheit des Arbeiters, der selbst Sohn eines Arbeiters ist, wie hat er seine Lage empfunden? Und der Bauernsohn, der Arbeiter geworden ist, wie hat er die Stadt empfunden: sind Entblößtsein und Frustration bei gleichem Lohn dieselben? Das wird im didaktischen Roman nie behandelt.

CLARTÉ Diese Auseinandersetzung über die gelebte Entfremdung, die subjektive Entfremdung findet bei uns statt. Vielleicht wäre auf diesem Gebiet sehr viel vom jungen Marx zu lernen. Ihn auf den Linkshegelianismus zu reduzieren, heißt praktisch, einer ganzen Reihe von Problemen aus dem Weg zu gehen.

SARTRE Ich glaube, das heißt vor allem, das Problem des Subjektiven und Objektiven falsch zu stellen und zu den alten Sackgassen zurückzukehren. Ich habe vorgeschlagen, von Interiorisierung und Exteriorisierung als zwei Momenten ein und desselben Prozesses zu sprechen; wogegen man es beim Subjektiven und Objektiven mit zwei Qualitäten zu tun hat: die eine, das Objektive, hat eine erwiesene Existenz, die andere, das Subjektive, wird immer dünner, bis sie schließlich überhaupt nichts mehr ist. Praktisch wird der Mensch damit in zwei Teile zerlegt.

CLARTÉ Die fortschrittliche Kultur – um darauf zurückzukommen – soll also antididaktisch sein?

SARTRE Es bedürfte einer Antididaktik, die auf strenge Prinzipien gegründet ist. Man muß die Grundprinzipien des Marxismus, die sich auf die Strukturen und die Irreduzibilität beziehen, wieder aufgreifen, damit eine wirklich marxistische Kunstkritik entstehen kann. Ich möchte fast sagen, jede Kunstkritik hat das Kunstwerk, das sie verdient. Wer die abstrakte Malerei umbringt, der hat in der Tat das verdient, was übrig bleibt, nämlich das schlechte Gegenständliche.

Ein Beispiel: die bürgerliche Kritik akzeptiert Jean Genêt. Man publiziert seine Werke man spielt seine Stücke. Und die revolutionäre Kritik? Sie hat sich noch nicht darum gekümmert, es sei denn, um zu sagen, daß sie sich um diesen Päderasten nicht kümmern werde. Während doch Genêt Fürsorgezögling, Dieb, Päderast und Schriftsteller ist. Aber wie lebt er? Für wen schreibt er, wenn nicht, um eine Lebensweise und eine Gesellschaft zu denunzieren, die er radikal verwirft? Ist es provokatorisch, die Frage zu stellen, warum sein Stück *Die Neger* in der Sowjetunion nicht gespielt wird? Doch wir haben die Probleme des Didaktismus und Antididaktismus noch nicht erschöpft. Ich möchte sagen, daß der revolutionäre Moralismus und Puritanismus der Sowjetrussen sehr verständlich sind, sie sind historisch begründet. Und Kuba, ein Land mit sehr freien Sitten, wird beim Aufbau des Sozialismus puritanisch. Das wird das Bürgertum nie verstehen. Wenn ein Arbeiter die Macht ergreift, dann nicht, um die Stelle des Bürgers einzunehmen, sondern um eine Lebensweise, die er mißbilligt,

zu verwerfen. Das gleiche gilt für die Kultur: einem geschmeidigen bürgerlichen Eklektizismus zieht die Revolution eine neue Kultur vor, die am Anfang fast zwangsläufig eine didaktische Form annimmt.

CLARTÉ Aber gerade das könnten die künstlerisch Schaffenden fürchten: die Revolution, also ein politisches Phänomen, könnte die Kultur, also ein autonomes Phänomen, wie wir vorhin gesehen haben, antasten, ja sogar Zwang auf sie ausüben. Zum Beispiel haben uns Maler, die Kommunisten sind, gesagt, der monarchistische und ultra-reaktionäre Mathieu erscheine ihnen als revolutionärer Maler. Was würde die Revolution mit dem Werk Mathieus anfangen?

SARTRE Der Marxismus kann in seiner Kunstkritik Mathieu für sich in Anspruch nehmen, wenn dessen malerische Experimente der Malerei tatsächlich etwas einbringen. Um aber dem Phänomen Mathieu ganz gerecht zu werden, kann die Kritik die Tatsache, daß er Royalist ist, nicht ignorieren. Warum? Ich neige zu der Ansicht, daß ein politisch avancierter Maler, selbst ein Tachist, etwas ganz anderes machen würde als Mathieu. Oder denken Sie an Lapoujade und seine Menschenmassen, seine Gefolterten, seien sie auch ungegenständlich.

Um zu präzisieren, nehme ich ein anderes Beispiel. Ich habe kürzlich eine Erzählung von Le Clézio über Zahnschmerzen gelesen. Schmerzen, die ungeheure Formen annehmen und dann verschwinden. Man muß geradezu erwarten, der Mann werde sich umbringen, weil das Leben nicht mehr dasselbe ist: es hat diesen Schmerz gegeben. Ich kenne Le Clézio sehr wenig, vielleicht ist er apolitisch, nehmen wir es einmal an. Es ist schwierig, etwas Neues über die Beziehung des Menschen zum Schmerz zu schreiben. Und doch hat mich diese Erzählung sehr interessiert, weil ich an die Folter gedacht habe. Es steckt in dieser Erzählung mehr als die Beziehung des Menschen zu seinem Schmerz. Zunächst einmal, grundsätzlich, eine Ablehnung des Schmerzes als unannehmbarer Einsamkeit. Kurz, ein radikales Infragestellen des christlichen Dolorismus. Sodann, durch die Bloßstellung des Schmerzes als etwas Unmenschliches, eine Überschreitung des *natürlichen* Leids, die uns zwingt, an das dem Menschen durch den Menschen *angetane* Leid zu denken. Dieses Überschreiten würde sinnfälliger und zwingender hervortreten, wenn Le Clézio fortschrittlich wäre. Es bleibt, daß man durch das von ihm geschaffene *Objekt* hindurch ein Infragestellen der *Natur* und der Gewalt spürt, das eine Gegenposition voraussetzt: einen Aufruf zum Kampf, der zwar nicht zum Durchbruch kommt und

dessen sich Le Clézio vielleicht nicht einmal bewußt ist, der sich aber aufdrängt. Jedenfalls kommt in der Erzählung die Ablehnung der Resignation zum Durchbruch.

CLARTÉ Die Beziehung zwischen den subjektiven Intentionen eines Autors und der objektiven Bedeutung des Werkes ist bei den Marxisten noch lange nicht geklärt. Es gibt eine Folgerung, die unmittelbar daraus hervorgeht, die der Verantwortlichkeit. Wir glauben, daß man diese neue Tugend unter gewissen Umständen hypertrophiert hat und daß sie zu einem der Filter zwischen der Kritik und der Realität des Werkes geworden ist. Sie haben geschrieben: »Ich mache Flaubert und Goncourt verantwortlich für die Unterdrückung, die auf die Kommune folgte, weil sie keine Zeile geschrieben haben, um sie zu verhindern.« Wie stehen Sie heute zu diesem Satz und ganz allgemein zu der Verantwortlichkeit des Schriftstellers?

SARTRE Ich habe nicht gesagt, *Madame Bovary* sei für die Verbrechen der Versailler Bourgeoisie verantwortlich. Ich nehme Flaubert als totale Person, das heißt totalisiert, als Person, die ihre Klasse (das Kleinbürgertum) ausdrückt. Flauberts Berühmtheit als Schriftsteller gibt ihm eine gewisse (natürlich sehr relative) *Macht*. Was fängt er damit an? Hier kann man Rechenschaft von ihm fordern. Dasselbe gilt für George Sand, die in ihren von Guillemin veröffentlichten Tagebüchern gegen die Arbeiter tobt. Und Leconte-de-Lisle erscheint mir als Helfershelfer der Unterdrücker, wenn er sich darüber entrüstet, daß man Courbet nicht aufgehängt hat.

Diese Reaktionen auf die Tragödie von 1871 illustrieren rückwirkend den ›Sozialismus‹ von George Sand und den ›Republikanismus‹ von Leconte-de-Lisle usw.

Für mich ist Flaubert der Mann, der an der Republik von 1848 nicht teilgenommen hat, der das Kaiserreich akzeptiert hat und der die Unterdrükkung von 1871 hat geschehen lassen. Ich könnte nicht mehr an den Schriftsteller Flaubert denken, ohne mir bewußt zu sein, daß er auch das war. Diese Bühne in ihm, auf der der Bourgeois, der sich dem Kaiserreich angeschlossen hat, und der Mann, der vom Bourgeois verachtet wird und der voll finsterem Pessimismus ist, miteinander ringen! Dieser Mann, der sich nach Croisset zurückzieht, um zu schreiben, und gleichzeitig sagt, daß er das Volk verachte, weil es nicht gegen den Staatsstreich vom 2. Dezember revoltiert hat! Ich kann nicht umhin, in dem Recht, sich zum Schreiben in die Einsamkeit nach Croisset zurückzuziehen, einen Aspekt des Privateigentums zu sehen. Damit befaßt sich ein Teil meines Buches, das ich ge-

rade über Flaubert schreibe. Doch hier beginnt auch das wahre Problem: wer ist Flaubert? Das Familiendrama, dessen Zeuge er ist, sein Haß auf den Bourgeois, seine sexuellen Probleme: warum wählt er sich eine Frau als Stellvertreterin? Und im Hinblick auf das Buch über den Heiligen Antonius die Reise in den Orient, von dem er nichts zu sehen bekommt; und warum der Heilige Antonius? Ich werde zu zeigen versuchen, wie irreduzibel Flaubert bleibt und wie komplex das Problem der Verantwortlichkeit wird. Schon seit 1857, dem Erscheinungsjahr der *Madame Bovary*, hat man ihn zum Realisten gemacht, zum Wortführer einer Generation, in einem Augenblick, als (ganz unabhängig von Flauberts) Wahrheit, Realität, Pessimismus, bürgerliches Unbehagen konvergierten. Während Flaubert doch ein vollkommen individuelles und sogar antirealistisches Werk geschrieben hat, denn *Madame Bovary* ist der *Heilige Antonius*. Nur Baudelaire hat sich nicht darüber getäuscht. »Madame Bovary und der Heilige Antonius sind ein und dasselbe.« Man hat nicht genügend berücksichtigt, was Flaubert sagte: »Madame Bovary bin ich selbst«. Er war es tatsächlich selbst. Er hat dann in der *Education Sentimentale* oder in manchen Briefen ein bißchen mitgespielt, aber ich werde zu zeigen versuchen, daß er sich selbst treu geblieben ist: er haßte den Realismus. Dieses grundlegende Mißverständnis über sein Werk ist der Kritik zuzuschreiben, ebenso seine angebliche Verantwortlichkeit als Wortführer einer Generation. Die Verantwortlichkeiten erscheinen demnach für Flaubert höchst komplex: einerseits ein Mann, der den Bourgeois verabscheut, doch jedesmal, wenn die Bourgeoisie in Gefahr gerät, sich ihr anschließt; andererseits ein Schriftsteller voller Unbehagen (man entferne das Unbehagen, und man wird keine Kunst mehr haben, das wird die marxistische Kritik begreifen müssen), der ein individuelles, physisches und zugleich metaphysisches Abenteuer verfolgt. Wenn man den einen oder anderen dieser Aspekte beiseiteläßt, begreift man Flaubert nicht mehr und landet bei der Formel von Paulhan: »Es gibt keinen verantwortlichen Schriftsteller«.

CLARTÉ Wir hatten vorhin die Verantwortlichkeit des Künstlers definiert als tiefes Eindringen, ohne Tabus und ohne Konzessionen, in die eigene Person. Die Betonung der objektiven Bedeutung eines Werkes kann zu abwegigen Schlüssen führen (Sie haben gerade den der Kritik bei Flaubert genannt). Unerbittliche Zensoren sagen uns zum Beispiel: »Antonioni ist eine in sich abgeschlossene Welt, für uns ohne Interesse« oder »Louis Malle ist ein Kleinbürger«. Von da ist es nur ein Schritt, sie für eine gewisse

Leere, einen Mangel an Perspektiven verantwortlich zu machen. Meinen Sie nicht, daß hier eine seltsame Verkehrung der Verantwortlichkeiten vorliegt? Die Perspektiven werden doch durch die in Bewegung befindlichen revolutionären Kräfte gegeben.

SARTRE Das liegt auf der Hand. Die erste Position ist vollkommen absurd. Und die Werte, die für die Künstler selbst Bedeutung haben, sind sehr verschieden. Einige der Schriftsteller, die das Manifest der 121 unterzeichneten, haben eine Sensibilität der Rechten, aber auch das Umgekehrte kommt vor.

Andererseits gibt es Künstler, die sich uns nicht anschließen würden (ideologische Trübung), deren Werk jedoch einen realen Beitrag für die Sache der Revolutionäre leistet, weil es ein Infragestellen, ein *kritischer* Spiegel ist. Dies ist eine andere Vorstellung von regionaler Irreduzibilität, und sie kommt der Wahrheit näher. Andernfalls würde man zwangsläufig in einen irrationalen Skeptizismus verfallen. Man hat dem Existentialismus vorgeworfen, eine Philosophie deklassierter Kleinbürger zu sein, deren Werte in dem Konflikt 1939–1945 untergegangen seien. Darauf beruhe ihre Angst, so sagte man. Man definierte damit zutreffend unsere historische Situation. Die Liquidierung der alten Werte, das Schwanken des ideologischen und sozialen Terrains: genau das war es. Heißt das aber, daß die daraus resultierende Angst auf diese äußeren Bedingungen reduzierbar war? Man mußte sie zunächst interiorisieren. Dann mußte man sie leben und somit eine bestimmte Erfahrung des entfremdeten Menschen sowie eine Wahrheit dieser Erfahrung wiederentdecken.

CLARTÉ Neben dieser Verantwortlichkeit geht jetzt noch die Versuchung anderer zur Unverantwortlichkeit einher. Spiegelt diese zur Schau getragene ›Unverantwortlichkeit‹ nicht manchmal den Wunsch wider, die Autonomie der Kunst zu bewahren?

SARTRE Die Frage des Degagement stellt sich nur in genau bestimmten geschichtlichen Epochen, zum Beispiel im heutigen Frankreich, wo die revolutionären Perspektiven in weiter Ferne liegen – wenigstens meiner Meinung nach – und die politische Situation nicht sehr klar ist. In der Sowjetunion war in der großen Periode Lenins und selbst unter Stalin, gerade wegen der bestehenden Bedingungen, ein Degagement nicht möglich. Sogar Pasternak war nicht vollkommen degagiert. Daß in jenen Jahren jemand so wie Alain Robbe-Grillet hätte sein können, scheint mir unmöglich. Später freilich haben sich die Dinge institutionalisiert.

CLARTÉ Es ist möglich, daß die Rolle revolutionärer Künstler darin besteht, die Institutionalisierung ihrer Kunst abzulehnen, in einem gewissen Sinne ›unverantwortlich‹ zu sein – im Namen der Kunst und der Revolution. Ist das nicht auch ein Schlüssel zum Selbstmord Majakowskis?
SARTRE Bei Majakowski sind die Dinge komplexer. Denken Sie an die *Wanze*. Eine bestimmte Geisteshaltung, die ein fehlgeleiteter Sozialismus einnehmen könnte, wird verurteilt, doch der Mensch, der sie verurteilt, ist selbst eine Wanze. In eine Zeit versetzt, da der fehlgeleitete Sozialismus triumphiert, verurteilt er jene Haltung im Namen bürgerlicher und vorsozialistischer Werte, im Namen seiner Vorliebe für das Trinken zum Beispiel. Für Majakowski bedeutet das: ich kann an der Revolution nicht verzweifeln, ohne mich selbst zu verurteilen. Er begreift sehr genau, daß man, wenn man Revolutionär ist, die Bewegung der Revolution nicht in Frage stellen kann, ohne sich selbst radikal in Frage zu stellen. Und zwar deshalb, weil der Revolutionär die Interiorisierung der Revolution ist. Mit dem Augenblick, da er die Hoffnung verliert, wird er schuldig: schuldig, die Revolution schlecht durchzuführen; außerdem schuldig, sie aus Nachsicht gegenüber der Vergangenheit schlecht zu beurteilen. Kurz, es ist ein Teufelskreis und damit Unentschiedenheit. Das war zu jener Zeit eine verbreitete Haltung. Es bewegt mich tief, wenn Sowjetrussen, die ganz und gar den Thesen des XX. Parteitags anhängen, auf die Feststellung Wert legen: »Zu Stalins Zeiten war ich Stalinist. Man mußte es sein oder verzweifeln.« In solchen Erklärungen liegt eine große Noblesse! Sie lehnen es ab, zwanzig Jahre revolutionären Lebens einfach durch die Feststellung auszuradieren: »Ich habe es nicht begriffen, ich bin unschuldig.« Sie bleiben lieber Revolutionäre, indem sie Anspruch erheben auf ihre damalige Verantwortlichkeit: lieber ein Revolutionär sein, der sich geirrt hat, als sich lossagen von der Vergangenheit, der großen Strategie des ›Sozialismus im Aufbau‹.
CLARTÉ Wir haben bisher nur den Realismus in der Literatur ins Auge gefaßt. Betrachten wir auch den in der Malerei und in der Musik. Sie sprachen kürzlich in Bezug auf Wols von einer ontologischen Offenbarung. Können Sie das präzisieren?
SARTRE Die zeitgenössische Musik will ich nur kurz streifen. Sie hat die vielfältigen Möglichkeiten des Klangraums freigesetzt. Sie löst im Bereich ihrer eigenen Geschichte ihre eigenen Probleme, man kommt zum Beispiel von der tonalen zur atonalen Musik. Für einen Marxisten ist das ein schö-

nes Beispiel für die Entwicklung einer autonomen Struktur. Im übrigen ist sie dialektisch verknüpft mit der darunterliegenden Struktur, die sie bedingt: es gäbe keine elektronische Musik ohne die Fortschritte der Elektronentechnik. In der Musik zeigt sich vielleicht deutlicher als sonstwo die Irreduzibilität des Kunstwerks. Doch die Musik stellt komplexere Probleme, insbesondere das des Werdens einer Form. Während des musikalischen Schaffensprozesses treten Möglichkeiten hervor, die sich im Zuge dieses Prozesses selbst enthüllen.

CLARTÉ Gerade zu dieser Frage, Kunst als Vermittlung der Realität: Halten Sie es für notwendig, die von André Breton gestellten Fragen wieder aufzugreifen?

SARTRE Zunächst etwas Grundsätzliches: die Kunst ist etwas Imaginäres. Welches sind ihre Realitäten? Man muß die Beziehungen erkennen, die zwischen den von der Kunst enthüllten Realitäten und dem Realen bestehen. Gibt es eine Beziehung zwischen dem Irrealen und dem Realen? Ich gestehe, das ist ein sehr schwieriges Problem. Eines ist sicher: es gibt nicht eine kleine Realität (die Kunst), die die große (die Natur) kopierte. Darüber hinaus gibt es, und dadurch wird alles noch schwieriger, das gesellschaftlich Imaginäre. Die Gesellschaft hat eine Imagination. Sie schafft Mythen. Und diese Mythen zielen auf ein Reales. Nehmen wir Don Juan, er ist gewiß ein Zeuge für die Lage der Frau vom 17. bis zum 20. Jahrhundert. Das Imaginäre ist ein zentrales Problem, mit dem der Marxismus sich befassen muß. Der Surrealismus zum Beispiel hat das Imaginäre erforscht, ausgehend vom unendlichen Begehren. Ich glaube heute, daß es möglich ist, das Imaginäre vom Bedürfnis aus zu erforschen.

CLARTÉ Vom Mangel?

SARTRE Richtig. Der Mensch wird definiert durch das, was ihm fehlt. Warum nicht vom Negativen aus arbeiten, da der Mensch sich darin befindet . . .?

Ich komme wieder auf die Malerei zurück, auf das Sein und auf Wols. Das Problem seiner Malerei wie aller Malerei ist das Unmögliche. Warum das Unmögliche? Sie befinden sich hier vor mir, Sie haben drei Dimensionen, und ich muß Sie auf die Leinwand versetzen, wo Sie nur noch zwei haben; dort bewegen Sie sich nicht mehr. Es ist also unmöglich, daß ich Ihnen gerecht werde, und darin liegt das ganze Problem: durch das Unmögliche hindurch eine bestimmte Beziehung zum Sein herzustellen. Es gibt keine Malerei, die diese Unmöglichkeit nicht überwunden hätte. Sieht man die

Dinge aber durch diese Unmöglichkeit ihrer Wiedergabe hindurch, so sieht man sie anders. Es entsteht eine neue Beziehung zwischen der Realität und einem selbst.

Wols geht von jener Idee Klees aus, die für die zeitgenössische Malerei grundlegend ist, wenn man von einigen entschiedenen Abstrakten absieht, daß nämlich der Maler Teil des Bildes sei. Das ist auch die Idee Kandinskys. Anders gesagt: wir sehen, weil wir sichtbar sind, und wir sind sichtbar, weil wir sehen. Klee und Kandinsky spürten sehr wohl, daß es nicht mehr darum geht, das zu malen, was eine äußere Person sieht und was sich ereignet, sondern darum, etwas zu malen, das uns selbst determiniert; und zwar vollständig und in der Realitivität der Dinge. Das ist eine große malerische Entdeckung. Der klassische Maler und der sozialistische Realist malen die Welt, als ob sie sich nicht darin befänden. Die Anstrengung des zeitgenössischen Malers besteht darin, andere teilnehmen zu lassen, indem er selbst teilnimmt; sich in die Leinwand zu werfen, damit wir mit ihm zusammen hineingeworfen werden. Wols' gesamte Kunst ist daraus entstanden. Er hat nach einem Verfahren gesucht, die Gattung Mensch in seinen Bildern bloßzustellen. Er hat es durch das Entsetzliche getan, weil dies der Welt, in der er lebte, zumal zwischen 1937 und 1945, und seinem eigenen Leben entsprach. Diese entsetzliche Welt sind wir und sind zugleich nicht wir. Er malt uns wie andere, um uns von außen und von innen zu zeigen. Ich glaube, daß das ein entscheidendes Faktum ist, das der heutigen Malerei ihren Sinn geben kann. Die Beziehung des Betrachters zum Bild hat sich gewandelt.

Wenn man die abstrakte Malerei bald hinter sich lassen wird, wie ich glaube, so nicht, um zur klassischen Gegenständlichkeit zurückzukehren, sondern für einen Versuch ähnlicher Art. Ich glaube, ich habe gezeigt, daß hier eine ständige Enthüllung des Seins vorliegt. Die Malerei drückt aus, was der Maler weiß. Wie der Physiker ein Teil des Experiments ist (man denke an de Broglie), ist der Maler ein Teil des Bildes und zieht daraus alle Konsequenzen. Der klassische Maler war der Maler der Makrophysik. Liegt darin ein Idealismus? Die Kritik muß auch in dieser Hinsicht die Problematik der zeitgenössischen Malerei analysieren. Kann der Maler sich in seine Leinwand begeben und uns mit sich ziehen? Diese Problematik muß mit der Entwicklung des Denkens unserer Zeit verknüpft werden.

CLARTÉ Mathieu hat das mit den Worten gesagt: »Man wird einen unge-

heuren Fortschritt gemacht haben, wenn man begriffen hat, daß das Bild eine der Manifestationen des Seins ist.« Das Problem besteht darin, die idealistische Interpretation dieses Gedankens abzubauen. Zu diesen Überlegungen gehört auch die Frage: Gab es in der Literatur Ihrer Auffassung nach eine technische Revolution von ebensolcher Bedeutung wie in der Malerei oder der Musik?

SARTRE Es kann in ihr keine Revolution gleicher Art geben. Sie besteht aus Zeichen, aus Wörtern. Folglich gelangen wir, trotz allen möglichen Revolutionen in der Literatur, immer zu einem Bedeutenden, oder wir verlassen den Bereich der Literatur. In der Malerei, in der Musik tritt das Sein leichter zutage. In der Literatur arbeiten wir mit Zeichen. Wir beziehen uns also auf Objekte, die nicht sind. Das Buch ist nicht wichtig, wichtig ist, was bezeichnet wird. Das voraussetzend, kann man keine ›Revolution‹ unternehmen, die das Zeichen abschafft: man würde die Welt abschaffen. Wenn man das Zeichen interiorisiert, schreibt man Poesie.

Betrachten wir den Nouveau Roman, den ich übrigens sehr schätze: Was bringt er Neues im Vergleich zu anderen? Zum Beispiel Claude Simon. Er schreibt über die Zeit und über das Gedächtnis. Zeigt er uns mehr als Proust? Sie können mir entgegenhalten, das Arrangement sei anders. Aber wir sprechen von Zeichen, und das Arrangement kann nur etwas ändern, wenn der Inhalt sich geändert hat. Ich sehe bei Simon keinen Unterschied des Inhalts gegenüber Proust. Ich stelle also fest, daß ich es mit geschickten und interessanten Versuchen zu tun habe, die den Inhalt seit Proust nicht verändert haben.

CLARTÉ Wir kommen damit zu der Frage ›Form und Inhalt‹.

SARTRE Im allgemeinen sehe ich da keinen Unterschied. Es gibt Dinge, die man zu sagen hat, und sie lassen sich sagen, das ist alles. Wenn es keine Möglichkeit gibt, sie zu sagen, dann werden sie eben nicht gesagt.

Wenn wir aber versuchen, schon bekannte, schon gesagte Dinge in neuen Formen zu sagen, sehe ich die Form erscheinen. Das ist für mich der Nouveau Roman. Ich spreche nicht von Formalismus, im Gegenteil. Ich analysiere eine ästhetische Realität unserer Zeit. Da arbeitet jemand in einer gewissen Richtung, und ich versuche, ihn zu begreifen. Doch ich erkenne nichts Neues. Wenn ich dagegen Brechts *Mutter Courage* sehe, dann geschieht da etwas. Ich habe einen Menschen vor mir, der *anders* zu mir spricht, von einer anderen Art Beziehungen und Bedingtheiten der Menschen. Und das tut er auf vollkommene Weise. Ich sehe weder Form noch

Inhalt, ich spüre eine wirkliche Schöpfung. Es handelt sich um eine Totalität, die sich mir und anderen aufzwingt. Das Problem der Form ist in der Malerei und der Musik komplizierter, sobald aber jemand mit Zeichen arbeitet, die auf die Realität verweisen, kann man Rechenschaft von ihm fordern.

CLARTÉ Der Marxismus erkennt Begriffe wie Bedeutendes, Bedeutetes usw. nicht als die seinigen an.

SARTRE Dazu muß ich Ihnen sagen, daß kürzlich in Moskau ein großer Kongreß über Semantik stattgefunden hat . . . und ein junger sowjetischer Maler hat mir in diesem Sommer anläßlich einer Ausstellung ein ungegenständliches Bild mit Begriffen aus der Informationstheorie erklärt. Sein Bild bestand aus einem weißen Grund mit Formen darauf, die selbst weiß waren, nur leichte Nuancen der Tönung aufwiesen. Er sagte, er habe diese Technik gewählt, weil sein Bild so einen größeren informatorischen Wert besitze. Anders gesagt, es gebe in derselben Zeit mehr von sich preis als ein Bild mit kontrastierenden Farben. Seiner Meinung nach hat das Auftreten von Farben wegen der in der Sensibilität hervorgerufenen Konflikte eine dramatische und affekthafte Wirkung mit der Tendenz, die eigentliche Information zu verdunkeln, das heißt die Strukturen des als Totalität genommenen Bildes zu verbergen.

CLARTÉ Wenn sich der Begriff des Realismus als so wenig gesichert erweist, wenn die zeitgenössische Kunst immer autonomer und damit immer irreduzibler wird, was wird dann aus dem Begriff der Avantgarde?

SARTRE Warum sollte es eine Avantgarde geben? Warum aus der Terminologie einer anderen Struktur (der Politik) Ausdrücke entlehnen, die mit der Kunst nichts zu tun haben? Es gibt die Kunst unserer Zeit, das ist alles. Und diese Kunst bekräftigt ihre Irreduzibilität, die sie nie verloren hatte, die man ihr aber glaubte nehmen zu können. Alle, die glauben, die Kunst auf etwas reduzieren zu können – die totalitäre Kritik, ganz gleich welcher Tendenz, die psychoanalytische oder die soziologische – sind Idealisten. Man meint, man könne das Kunstwerk mit Worten dazu bringen, seinen Geist aufzugeben. Das Kunstwerk aber überlebt diese Worte, vermöge seiner Irreduzibilität.

Peter Weiss
Frankfurter Auszüge

ANGEKL
Ich war manchmal auf der Rampe zugegen
hatte jedoch nichts mit den Selektionen zu tun
Ich habe nur aufgepaßt wie ein Luchs
daß von den Abgesonderten niemand mehr herüberwechselte
zur arbeitsfähigen Gruppe
Kinder wurden grundsätzlich gleich verschickt
auch Mütter die sich von den Kindern nicht trennen wollten
Die Transporte kamen an wie warme Brötchen
Im Gedränge hatte ich für Ordnung zu sorgen
doch Gewalt brauchte nicht angewendet zu werden
die Ankommenden nahmen alles so gelassen hin
sie wehrten sich nicht weil sie einsahn
daß jeder Widerstand sinnlos gewesen wäre
Der Betrieb kostete Nerven aber ich war nicht der Typ
der unter sowas zusammenbricht
Getötet habe ich niemanden nur manchmal geschlagen
wenn jemand sich von der Arbeit drücken wollte
Wahllos zu schießen wäre mir nicht eingefallen
hätte ich schießen wollen dann hätte ich auch den getroffen
den ich mir aufs Korn nahm
Scharf war ich das muß ich schon sagen
und getan hab ich was meine Pflicht war
Doch soll ich jetzt dafür büßen
was alle andern auch tun mußten
und warum nimmt man gerade mich fest
wenn die wirklich Schuldigen freigehn
Ich will nur in Frieden leben
das habe ich doch gezeigt

In den vergangenen Jahrzehnten
Als Krankenpfleger war ich beliebt
bei meinen Patienten
Wie nannten sie mich denn
Papa Kaduk nannten sie mich
Sagt das nicht alles
Ich bin schon ganz fertig
Ich kann das nicht länger ertragen
Hohes Gericht
hier wird mit zweierlei Maß gemessen
(bricht in Weinkrampf aus)

ZEU
Ich führte die Totenliste
Mit größter Genauigkeit mußten Personalien Todestag und Todesursache eingetragen werden
Strafe gab es beim geringsten Schreibfehler
und so stand in Schönschrift Herzschlag und Herzschwäche
wenn es heißen sollte erhängt vergast auf der Flucht erschossen
Nicht erfaßt
wurden alle die
die gleich von der Rampe in die Öfen gingen
Reihe um Reihe füllte ich
Blatt um Blatt
mit den täglich wie es hieß anfallenden Toten
RI
Angeklagter Mulka
Ist Ihnen nichts aufgefallen
was die Todeszahlen betrifft
ANGEKL
Ich kann mich nicht erinnern
fortlaufende Stärkemeldungen gesehen zu haben
Ich würde sagen
am Tag da gab es so acht zehn zwölf bis fünfzehn Abgänge
Aber Zahlen dieser Größe wie sie hier bekannt gegeben werden
die habe ich damals nie gehört

RI
Es liegt hier vor ein amtliches Sterbebuch des Lagers
es sind darin aufgeführt die Namen von eintausendfünfhundert Häftlingen
die innerhalb eines Zeitraums von fünf Tagen
gestorben sind
Am Ende des Folianten heißt es
Dieser Band Zweiundzwanzig
der die Nummern Einunddreißigtausendfünfhundert
bis dreiunddreißigtausend enthält
wird unter Hinweis auf Band Dreiundzwanzig abgeschlossen

RI
Frau Zeugin
können Sie etwas aussagen
über Lili Tofler
ZEU
Es war ein hübsches Mädchen
im Alter von zwanzig oder einundzwanzig Jahren
Da war irgendetwas mit einem Brief
aber ich weiß nicht ob es ein Brief war der an sie gerichtet war
oder ein Brief den sie geschrieben hatte
Das Mädchen mußte sich nackt zur Wand stellen
viele Male im Lauf der Vernehmungen
und es wurde getan als wollte man sie erschießen
man gab die Kommandos zum Schein
Sie flehte zum Schluß auf den Knien
man möge sie erschießen
So wurde sie denn schließlich erschossen
wegen dieses Papiers

ZEU
Als ich im Arrestbunker saß
wurde ich Zeuge von Lili Toflers Ende

Auch sie war hier eingesperrt
und ich sah durch einen Türspalt
wie Boger sie durch den Waschraum führte
ich hörte zwei Schüsse fallen
und sah nach dem Fortgang Bogers
das Mädchen tot auf dem Boden liegen
Auch durch die Ritzen in den mit Brettern vernagelten Fenstern
sah ich Boger im Hof von Block elf
vor der Schwarzen Wand
Genickschüsse abgeben
Vorher hatten die Häftlinge ihre Kleider ablegen müssen

RI

Angeklagter Boger
was haben Sie zu diesen Ausführungen zu sagen

ANGEKL

Es ist anzunehmen daß die Häftlinge
wegen Diebstahls erschossen wurden
Von wem das Urteil vollstreckt wurde
ist mir nicht bekannt
Ich war jedenfalls nicht daran beteiligt
Den Tatsachen entsprechend ist die Erschießung der Lili Tofler
da diese als Schreiberin in der politischen Abteilung
Geheimnisträgerin war
und keinerlei Kontakt mit anderen Häftlingen aufnehmen durfte
Ich war sehr über ihren Tod erschüttert
und weise jegliche Beschuldigung ab
für die Hinrichtung dieser vorzüglichen Hilfskraft
verantwortlich gewesen zu sein

ZEU

Den ehemaligen Sanitäter Klehr
beschuldige ich des tausendfachen eigenmächtigen Mordes
durch Phenolinjektionen ins Herz

ANGEKL

Das ist Verleumdung

Höchstens zweihundertfünfzig bis dreihundert Abspritzungen
habe ich auf Anordnung durchführen müssen
und auch dies nur mit größtem Widerwillen
ZEU
Allein in den vierzehn Tagen
die ich auf der Krankenstation verbrachte
waren es hunderte
an jedem Tag waren es mindestens dreißig
manchmal bis zu zweihundert
Zu hunderten standen die Häftlinge Schlange vor dem Zimmer
und der Arzt Dr. Endress übergab Klehr ein Drittel der Patienten
Dies aber war Klehr nicht genug
und wenn der Arzt den Krankenbau verlassen hatte
schob er die Häftlinge
die sich draußen aufhielten
um sich etwas zu wärmen
in das Zimmer hinein
RI
Das haben Sie selbst gesehen
ZEU
Ja das habe ich selbst gesehen
Sie lehnten draußen im Gang an der Wand
soweit sie noch stehen konnten
Auch den Sanitäter Hantl sah ich
wie er einem Häftling die Injektionsnadel
ins Herz stach
ANGEKL
Diese Behauptung ist unwahr
RI
Sie führten aber die Aufsicht in dieser Abteilung
ANGEKL
Ich hatte nur die Häftlinge zu überwachen
die auf diese Weise ihre Eigenen behandelten
Selbst ließ ich mich von den verseuchten Kranken
nicht anhauchen
VERT
Wir sehen immer wieder in diesem Prozeß

wie die Zeugen den Angeklagten das vorwerfen
was sie und die ihren selbst begingen

ZEU
Ja ich erinnere mich deutlicher
(geht durch die Anklagebänke, identifiziert Boger, Dylewski, Broad, Kaduk, Bednarek, Klehr, Scherpe)
Jetzt entsinne ich mich daß Boger schoß
Ich entsinne mich jetzt ganz deutlich
Ich erkenne auch Bednarek wieder
Ich sah wie Bednarek einem zu Boden geschlagenen Häftling
auf die Brust sprang
und so lange auf ihm trampelte
bis ihm alle Rippen gebrochen waren
Der Häftling erlag kurz darauf der Mißhandlung
Auch zwang er Häftlinge im Winter
sich nackt auszuziehn
Er übergoß sie mit Wasser und jagte sie solange bis sie zusammenbrachen
Er ließ sie im Freien erfrieren
ANGEKL
Sie haben mich vorher nicht wiedererkannt
Sie sind dreimal an mir vorbeigegangen
ZEU
Aber jetzt erkenne ich Sie wieder
Ich war vorher geblendet
VERT
Diesen Identifizierungen ist wenig Glauben zu schenken

ZEU
Unter Mitwirkung Klehrs
wurden sechzehntausend Häftlinge
mit Phenol-Injektionen getötet

ANGEKL
Sie meinen wirklich ich soll sechzehntausend Mann
abgespritzt haben
wo doch mein ganzer Lagerabschnitt nur sechzehntausend zählte
Dann wäre ja nur noch der Musikzug übrig geblieben
ZEU
Mindestens zehntausend hat er selbst getötet
RI
Hat er täglich getötet
ZEU
In der Zeit in der ich dort war im Leichenkommando
hat er täglich getötet
VERT
Herr Zeuge Sie sprechen von Dingen
die Sie in der Voruntersuchung nicht erwähnten
wie hängt dies zusammen
ZEU
Heute da ich die Gesichter dieser Mörder wiedersehe
kommt alles zurück
ich sehe sie wieder in ihren Uniformen
und ich kann sie mir vorstellen
bei ihren Tätigkeiten
Es war so
die täglich ausgesucht wurden zwischen den Kranken
hatten sich in den Block Zwanzig zu begeben
Da war ein Raum hinter einem Vorhang
dort wurden sie abgespritzt
Es war der letzte Raum vom Eingang aus
Dahinter lag der Waschraum
Dorthin wurden die Gemordeten gebracht und aufgeschichtet
Ich erinnere mich an einen Mann
der war groß und stark gebaut
der richtete sich im Waschraum noch auf
mit der tödlichen Injektion im Herzen
Da stand ein Kessel und neben dem Kessel eine Bank
und er stützte sich mit großer Mühe
auf Kessel und Bank

Und Klehr kam dazu und gab ihm die zweite Spritze
Neben dem Eingang zum Raum stand ein kleiner Tisch
darauf waren Phenolbehälter und Spritzen
Daneben stand ein Stuhl
auf diesen Stuhl setzte sich das Opfer
Um den eigenen Schrei der manchmal eintraf zu ersticken
mußte der Häftling die linke Hand
bei erhobenem abgewinkeltem Arm
auf den Mund legen
so lag das Herz frei
und Klehr konnte ungehindert spritzen
zwei Funktionshäftlinge hielten das Opfer fest
Oft blieben beide Türen geöffnet so daß ich ganz genau sehen konnte
was er tat
Er trug hohe Gummistiefel rosa Gummihandschuhe
und einen weißen Kittel mit aufgekrempelten Ärmeln
Manchmal hatte er eine Gummischürze um
RI
Welche Zahl können Sie angeben
die sich auf die eigenmächtigen Tötungen des Angeklagten bezieht
ZEU
Er hat mit voller Bestimmtheit
mehr als zehntausend ausgesucht und getötet
RI
Hat er selbst getötet
oder durch einen andern
Häftlinge töten lassen
ZEU
Er hat eigenhändig getötet
Auch Scherpe hat eigenhändig getötet
doch war er nicht gewaltsam wie Klehr
Er war ruhig und freundlich
und hatte eine nette Art die Menschen zu behandeln
Ich habe Scherpe nie schlagen und um sich treten gesehn
Die zu ihm kamen hatten oft Vertrauen zu ihm
und als die Kinder zu ihm geführt wurden
die Kinder aus der Gegend von Zamosc

mehr als hundert
wußten sie nicht was ihnen bevorstand
Ich erinnere mich dieses Falles genau
weil Scherpe plötzlich abbrach und hinausging
und ein anderer die weitere Tötung übernahm
Scherpe ging weg irgendwohin
und Hantl beendete das Töten der Kinder

ZEU
Das war ein Raum
dessen Fenster weiß gestrichen waren
Ein kleiner Tisch stand da
Die Spritzen lagen in einem Beutel
Ein Glas mit einer gelblich rosa Flüssigkeit
Weiterhin zwei Hocker
an der Wand ein Haken
daran hing die Gummischürze
Die Häftlinge die nacheinander kamen
sahen nicht was sich abspielte
Ein großer graugrüner Vorhang verbarg den Behandlungsraum
Nach der tödlichen Spritze wurden sie
von zwei Funktionshäftlingen
in den Waschraum geschleppt
Es ging sehr schnell
manchmal wurden zwei bis drei Kranke
binnen einer Minute erledigt
Klehr liebte die abgerundeten Zahlen
Wenn ihm eine Schlußzahl nicht gefiel
ging er hinüber in den Krankensaal
und suchte sich die fehlenden Opfer zusammen
Er sah sich die Fieberkurven an
die auf seine Anweisung genau und sauber geführt werden mußten
und nahm danach seine Auswahl vor
RI
Welches waren die runden Zahlen die Herr Klehr liebte

ZEU
Von dreiundzwanzig etwa auf Dreißig
von sechsunddreißig auf Vierzig und so weiter
RI
Woher wußten Sie das
ZEU
Klehr kam zu meinen Kranken in den Saal
suchte sich heraus was er brauchte
und befahl ihnen ihm zu folgen
RI
Wie lautete dieser Befehl
ZEU
Du kommst mit
du kommst mit
du kommst mit
und du

ZEU
Ich arbeitete in der Apotheke
Dort war Phenol in größeren Mengen vorhanden
Ich weiß heute jedoch nicht mehr ob die Worte *pro injectione*
daraufstanden
RI
Welche Mengen von Phenol waren für die Apotheke angefordert worden
ZEU
Zuerst kleine Mengen
später zwei bis fünf Kilogramm im Monat
RI
Wozu wird es im allgemeinen als Arznei verwendet
ZEU
Mit Glycerin benutzt man es als Ohrentropfen
ANGEKL
Das war auch die Bestimmung des Phenols unter meiner Aufsicht
RI
Zwei bis fünf Kilogramm im Monat

und das Kilogramm zu tausend Gramm
und auf ein Gramm gehen mehrere Tropfen
da hätte man eine ganze Armee an den Ohren heilen können

ANKL
Von den neun Millionen Sechshunderttausend Verfolgten
die in den Gebieten lebten die ihre Verfolger beherrschten
sind fünf Millionen Siebenhunderttausend verschwunden
und es ist anzunehmen daß die meisten von ihnen
vorsätzlich vernichtet wurden
Wer nicht erschossen erschlagen zu Tode gefoltert und vergast wurde
kam um an Überarbeitung Hunger Seuchen und Elend
VERT
Höchstens zwei Millionen stehen hier zur Diskussion
und auch diese Zahl läßt sich nicht bestätigen
Um uns an die Beweise zu halten
so nennen wir eine Million
obgleich andere Schätzungen sich nur
mit einigen Hunderttausenden befassen
Die Mehrzahl der heute beklagten Gruppen
gelangte nach Osten
und man kann nicht solche als Ermordete zählen
die als Banden aufgegriffen und liquidiert wurden
oder als Überläufer in den feindlichen Armeen fielen
Selbst wenn wir die Opfer aufs tiefste beklagen
so ist unsre Aufgabe hier
Übertreibungen und von bestimmter Stelle gelenkten Beschmutzungen
entgegenzuwirken
Wir wollen auch nicht die Millionen vergessen
die in unsern Städten ihr Leben ließen
unter dem Angriff der feindlichen Bomben

ZEU

Herr Doktor Rohde rettete mein Leben
so wie es ihm gefiel
zehntausend andre dem Tod zu überantworten
er ließ mich arbeiten in seiner Abteilung
weil wir studiert hatten in der gleichen Stadt
und ich ihm Stunden aus seinem Dasein bestätigen konnte
im Gasthaus zum Ritter bei einem Glas Wein
Mengele sandte einer Schwangeren Blumen
und die Frau des Kommandanten schickte mit einem Gruß
eine selbstgestrickte rosafarbene Säuglingsjacke
in die Kinderbaracke
und hier war es irgendeinem eingefallen
kleine Zwerge an die Wände malen zu lassen
und eine Sandkiste aufzustellen
Auch waren die Wege zu den Verbrennungshäusern gepflegt
und mit Kies und Schotter belegt
Buschwerk war ringsum gepflanzt und beschnitten
Gras stand über den Decken der unterirdischen Kammern
Blumen waren darin gesät
und die Gebäude selbst geschmückt
im Tirolerstil
Mengele sah ich dastehn in seiner feschen Art
die Daumen im Bauchriemen steckend
freundlich den Kindern zunickend
die ihn Onkel nannten
um dann von ihm zerschnitten zu werden
Und da war einer der hieß Flacke
in dessen Abteilung starb keiner an Hunger
und dort gingen sie in sauberen Kleidern
Herr Sanitätsdienstgrad sagte ich zu ihm
Für wen tun Sie das was Sie hier tun
einmal werden doch alle verschwinden müssen
denn es darf nicht einen einzigen Zeugen geben
Genügend werden unter uns sein sagte er
die das zu verhindern wissen

RI
Frau Zeugin halten Sie es für möglich
daß der Adjutant des Lagerkommandanten
von diesen Zuständen nichts gewußt hat
ZEU
Ich halte es für unmöglich
RI
Angeklagter Mulka
bestreiten Sie daß Sie von den hier beschriebenen Zuständen
etwas gewußt haben
ANGEKL
Ich habe nichts davon gesehn und nichts diesbezügliches befohlen
Im übrigen hütete ich mich
höherenorts Fragen vorzubringen
nach der Rechtmäßigkeit der Dinge
die mir zu Ohren gekommen waren
Schließlich hatte ich die Verantwortung für meine Familie
und für mich selber zu tragen

ZEU
Zu schildern wie es hier war
und wie ich die fünf Jahre ertragen konnte
übersteigt meine Fähigkeit
Beinah von Tag zu Tag änderte sich die Lage
je nach Laune der Vorgesetzten
und je nach den Phasen des Krieges
Anfangs als es noch Siege gab
konnten wir angerempelt werden derb und überheblich
gezüchtigt werden fast unter Späßen
Als dann die Rückzüge kamen und Niederlagen
wurden die Grausamkeiten ausgeführt in einer Raserei von Angst
Immer konnte ein Antreten alles bedeuten
ein Weg zur täglichen Arbeit ein Weg zum Schindanger
oder nur ein ergebnisloses Warten
Manche schlugen und töteten aus Fleiß

andre mußten Blut lecken und konnten nicht ruhig schlafen
wenn sie am Tag nicht geprügelt hatten
Einige besudelten sich nie
gaben den Auftrag zur Tötung nur weiter
andre sah ich erregt schwer atmend in Schweiß gebadet
aus der Mordzelle kommen
Kranke wurden gesund gepflegt und erhielten Schonkost
um nach ihrer Genesung vergast zu werden
andre standen schon vor den Kammern und wurden zurückgeholt
weil plötzlich die Liste der täglichen Abgänge erfüllt war
Ich hatte die Aufgabe Berichte abzufassen über die Zahl der Toten
füllte Tabellen aus mit befohlener Gründlichkeit
während es immer wieder den Tod gab in großen Massen
nicht protokolliert sondern stumpf erledigt
nach der Aussonderung auf der Rampe
Beamte kamen und gingen
ernsthaft planend und ihre Kontingente fordernd
für die Öfen und für die Fabriken die draußen erbaut worden waren
es kamen die hohen Herren selbst
aus den politischen Zentralen
aus der Rüstungsindustrie und den chemischen Werken
und die einen wählten sich ihre Opfer aus
für den Strang für die Schwarze Wand
die andern sahen sich ihre Sklaven an
die marschiert kamen zur
Erhöhung ihres Gewinns
Andere wieder machten sich ihren Spaß
indem sie einen herausgriffen und als Hasen jagten
bis er erledigt war
oder sie rissen einem die Mütze ab
und erschossen ihn
wenn er den Befehl verweigerte sie zu holen
und erschossen ihn
wenn er sie holte
auf der Flucht wie es hieß
Doch möchte ich in meinem Bericht noch erwähnen
daß es einige gab die daran litten was hier geschah

Der Lagerarzt Flage stand neben mir am Zaun
und es waren Tränen in seinen Augen
denn vor uns war ein großer Zug von Kindern
die wurden zu den Öfen geführt
und mit ihnen gingen ihre Mütter
Es war von den Müttern verlangt worden
sie sollten sich von ihren Kindern trennen
und sich zur Arbeit begeben
Aber die Mütter weigerten sich
und gingen mit ihren Kindern
Seit jenem Tag verhalf mir dieser Arzt dazu
im Krankenlager hier und da ein Leben zu retten
ein einziges Leben
So zeigte mir der Lagerarzt Flage
daß es möglich war für den der es wollte
noch ein einzelnes Leben zu sehen
in den Schüben von Tausenden
noch den Mord an einem Einzelnen zu sehn
zwischen den Morden an Hunderttausenden
Der Lagerarzt Flage zeigte mir
daß es möglich gewesen wäre
auf die Maschinerie einzuwirken und sie vielleicht zum Stillstand
zu bringen
wenn es mehr gegeben hätte von seiner Art

ANGEKL

Ich trat im Sommer 32 in die SS ein
geschäftshalber
Mein Vater hat eine Gaststätte besessen
da hatten viele Pgs verkehrt
Außerdem war noch eine SS Uniform vorhanden
von meinem Bruder
So hatte ich keine Unkosten
Ich war ja arbeitslos

RI
Es geht hier immerhin um Menschenleben
Es wird Ihnen vorgeworfen
daß Sie sich an Erschießungen beteiligt haben
an der Schwarzen Wand
Fühlen Sie sich unschuldig angeklagt
ANGEKL
Ich kann es nicht anders sagen
Ich habe eben meinen Dienst gemacht
Wo ich hingestellt werde
mache ich eben meine Arbeit

ZEU
Ich hörte wie ein Posten sich über den Draht
mit einem neunjährigen Jungen unterhielt
Mein Junge hörte ich den Wachtposten sagen
du weißt ja schon ziemlich viel für dein Alter
Da erwiderte der Junge Ich weiß daß ich viel weiß
und ich weiß auch daß ich nichts mehr dazulernen werde
ZEU
Und was konnten wir tun
Was konnten wir andres tun als zusehn
Wir wußten
solange wir zusehn gehören wir noch zu den Verschonten
was konnten wir andres tun als uns still verhalten
wenn jeder Laut unser Ende bedeutete
So standen wir nur da beim Appell vor den Baracken
und sahen wie Frauen nackt
hinauf auf die Lastwagen geprügelt wurden
und sie schrien zu uns Männern herüber
und erwarteten Hilfe von uns
doch wir standen nur da und zitterten
und konnten ihnen nicht helfen

ANGEKL
Ich habe von solchen Lagern nichts gewußt
bis ich als Bewacher hierher versetzt wurde
Ist dies eine Ersatzeinheit habe ich gefragt
Bin ich denn hier richtig
Da haben die geantwortet
hier bist du immer richtig

ZEU
Ich wurde einberufen als Arzt zur Bekämpfung der Epidemien
da auch die Bewacher und ihre Frauen
von Fleckfieber und Typhus heimgesucht wurden
RI
Sie wurden nicht zugezogen um den Häftlingen zu helfen
sondern nur weil die Verwaltung selbst in Gefahr kam
ZEU
So war es
Und meine Mitarbeiter sagten zu mir
Mit dem was du hier siehst hast du nichts zu tun
daß Menschen umgebracht werden geht uns nichts an
Doch nach einigen Tagen schon wurde mir befohlen
Dienst zu machen bei der Aussonderung auf der Rampe
Auf meine Weigerung hin wurde ich nicht gezwungen
auch andere sah ich die nicht gezwungen wurden
und allmählich nur einer Überredung nachgaben
Ich habe daraufhin sofort Protest eingelegt
bei den zuständigen Stellen
und Bericht erstattet über die unerträglichen Verhältnisse
und man hörte mir schweigend zu und wechselte dann das Thema
Ich blieb und bekämpfte die Seuchen und dämmte sie ein
und brachte sie gegen Ende fast zum Versiegen
ZEU
Er gehörte zu denen
die das Ihre taten
und nicht das was die Sache der andern war

er tat das Seine
selbst wenn es nicht genug war
so wie nichts was wir auch taten
genug war

ZEU

Beim Eintritt durch das Tor
dessen Inschrift uns begrüßte
hörten wir Walzermusik
und alles sah friedlich und ruhig aus
hinter dem spielenden Orchester
und weitab rauchten zwei viereckige Schlote
Wir mußten unsre Kleider abgeben und unser Gepäck
und standen dann nackt dicht gedrängt im Waschraum
Stunde auf Stunde
Wir warteten daß man uns etwas zu essen brachte
doch es kam nichts
und wir hatten nur vom Wasser zu lecken
das aus den durchlöcherten Röhren tropfte
Nachts wurden wir hinausgetrieben ins Freie
Es war eine kühle Mainacht der Regen rieselte leicht
wir standen und warteten
wir standen die ganze Nacht
Am Morgen wurde uns das Haar geschoren
oder ausgerissen mit stumpfen Schneiden
dann wurden wir eingekleidet und hausten im Quarantänelager
zusammen mit einem Heer von Flöhen
Damals konnten wir noch fluchen und scherzen über die Flöhe
und auch als dann die Ratten kamen
und die Leichen annagten
und die die im Sterben lagen
rissen wir noch Witze
und schimpfte einer morgens
man habe ihm die Brotrinde aus der Tasche gestohlen
so lachten wir

denn es waren die Ratten gewesen
Da ich Arzt war gab es auch in dieser
äußerst bedrängten Lage
eine Beschäftigung für mich
und für die wachsende Zahl der Verseuchten
hatte ich ein paar Binden aus Kreppapier
ein Faß mit Salbe und ein Faß mit Kreide
sowie eine Handvoll Aspirintabletten
Auf jede Wunde kam etwas Salbe
auf Flechten kam Kreide
damit man sie nicht mehr sah
die Tabletten hingen an Zwirnsfäden
einmal zu lecken bei Fieber unter achtunddreißig Grad
zweimal zu lecken bei höherem Fieber

ANGEKL
Es ist mein Bestreben hier reinen Tisch zu machen
das nagt an mir schon seit Jahren
Seit vier Jahren bin ich herzkrank
Bisher ging ich stets ehrlich durchs Leben
Aber jetzt sollen mir durch solche Schweinereien
noch die letzten Tage meines Lebens
versaut werden
ANKL
Was meint er mit Schweinereien
VERT
Der Angeklagte ist erregt
Er meint nicht das von der Staatsanwaltschaft
eingeleitete Strafverfahren

ZEU
Gewissenhaft und ordnungsgemäß
wurden auch Untersuchungen angefordert

über die Korruption in den Lagern
Von vielen hieß es sie hätten sich am Eigentum der Häftlinge bereichert
Ihre Wohnungen wurden komfortabler und ihre Bankkonten wuchsen
Pakete waren beschlagnahmt worden
die kiloweise Gold enthielten
Es handelte sich wie ich ermittelte
um zusammengeschmolzenes Zahngold
Ich berechnete das Gewicht einer einzelnen Plombe
und kam zu dem Ergebnis daß hunderttausend Münder
notwendig waren um diese Klumpen herzugeben
Der Kommandant erklärte mir bei meinem Besuch
alle Einzelheiten der Anlagen
und klagte mir daß seine Leute der schweren Arbeit
charakterlich nicht gewachsen seien
Im Hof der Verbrennungsgebäude strichen Häftlinge
wie Hunde um uns herum
um uns jeden Wunsch von den Augen abzulesen
Unten in den riesigen Räumen war alles spiegelblank geputzt
nichts deutete darauf hin daß noch in der Nacht zuvor
tausende von Menschen hier verbrannt worden waren
Nichts war von ihnen übriggeblieben
nicht einmal ein Stäubchen auf der Ofenarmatur
In der Wachtstube lagen die Männer die die Morde verübten
halb betrunken auf den Bänken
und in den Waschräumen standen ausgesuchte hübsche Häftlingsmädchen
und buken an einem Küchenofen Kartoffelpuffer für ihre Henker
die sich von ihnen bedienen ließen
Als ich die Spinde der Wachtmannschaften untersuchte ergab sich
daß diese ein Vermögen an geraubtem Schmuck enthielten
Als Richter erhob ich damals Anklage auf Raub
und auf eigenmächtigen Mord
Irgendwo lebten noch Vorstellungen vom Rechtsstaat fort
Einige wurden verhaftet und abgeurteilt
Doch wie konnte dann weiter nach oben verhaftet werden
da das Gold und die gestohlenen Schmuckstücke
und die Listen über die Kontingente der Liquidierten
weiter nach oben gelangten

Vor welchem Gerichtshof hätte ich Klage erheben können
über das Geschehen
das gebilligt wurde
Vor welchem Forum hätte ich sprechen können
da mir doch niemand geglaubt hätte
und da ich höchstens eingesperrt worden wäre
als geistesgestört
Auch an Flucht dachte ich über die Grenzen
doch zweifelte ich auch
daß man mir dort glauben würde
und ich fragte mich was geschehen würde
wenn man mir glaubte
und wenn ich als Zeuge verhört werden sollte
nach dem Krieg gegen mein eigenes Volk
und ich konnte mir nur denken
daß man dieses Volk vernichten würde
für seine Taten
So blieb ich

ZEU

Der Unterscharführer Adolf Rey von uns Kowal genannt
das heißt Schmied
denn er war ein Riesenkerl mit Stiernacken
widmete sich seinem Beruf mit Leidenschaft und Begeisterung
Er warf einen Häftling zu Boden und gab uns den Befehl
dessen Bauch aufzuschlitzen und mit Sand zu füllen
Er grub sein Opfer lebend in den Schnee
bis nur noch der Kopf herausragte
und stampfte den aufgehäuften Schnee um ihn fest
so mußten sie liegen bis zum Erfrieren
Einmal warf er einen jüdischen Häftling zu Boden
und aus einer vorbeigehenden Kolonne griff er sich einen heraus
einen mit dem Buchstaben R im Winkel
Töte den Juden bekommst eine Zigarre rief er
und der russische Bursche sah auf das Opfer

und dann ins Gesicht des Henkers
und spie ihm in die Augen
Als Adolf Rey den Revolver zog
schlug ihm der Russe die Waffe aus der Hand
Da war er schon überwältigt und wurde in den
Bunker geworfen
im Totenblock 11
Er war der erste den ich sah der Widerstand leistete
sein Name blieb unbekannt
Ich erfuhr nur daß er ein Seemann war vom Schwarzen Meer
hatte gedient auf dem Kriegsschiff Die Pariser Kommune
Dann lag er im Keller
mit zerschmettertem Brustkasten

ANKL
Ein Zeuge behauptet
Sie hätten einen Häftling zu Boden geschlagen
und ihm solange den Schaufelstiel auf die Kehle gedrückt
bis er erdrosselt war
ANGEKL
Das ist mir gar nicht bekannt
Auf diese Weise ist bei uns
niemals ein Häftling getötet worden
Wir hatten die Weisung mit den Arbeitskräften
schonend umzugehen

ZEU
Ein Leben war nichts
Es war eine Kleinigkeit einen Menschen zu töten
es war nicht der Rede wert
Viele füllten ihr Amt aus ohne den geringsten Haß
gegen die Rasse die sie zu vernichten hatten
Der Arzt Dr. Vetter war ein Mann mit vortrefflichen Umgangsformen

der Arzt Dr. Schatz und der Arzt Dr. Frank
wandten sich nie mit einem unfreundlichen Wort an die
die sie zu den Öfen schickten
so vollkommen waren sie in ihrer Macht

ZEU
Wenn ich die Gesichter hier überblicke
dazu noch im starken Gegenlicht
fällt es mir schwer zu sagen
ob ich sie wiedererkenne
Es sind zwanzig Jahre vergangen
und wir haben uns alle geändert
(bleibt vor einem stehen, sieht ihn an, hebt langsam den rechten Arm, tritt nah an ihn heran)
Dieser hier
kommt mir bekannt vor
(Der angesprochene Angekl nickt seinerseits wiedererkennend, er winkt dem Zeugen freundlich zu)
RI
Können Sie seinen Namen nennen
ZEU
Nein
Aber sein Gesicht erkenne ich wieder
und auch die andern Gesichter
Es dauert eine Weile
Es liegen zwanzig Jahre dazwischen
vielleicht habe ich ihre Namen vergessen
doch ihre Gesichter erkenne ich wieder
Es ist nicht so einfach
ihnen wieder gegenüberzustehn
Ich lag diese Nacht schlaflos
VERT
In seiner Zerfahrenheit ist der Zeuge
nicht als glaubwürdig zu betrachten
Die Möglichkeit des Wiedererkennens stellt er in Zweifel

und doch nennt er Namen
nach öffentlich verbreiteten Bildern
oder vorheriger Absprache
mit den übrigen Zeugen

ZEU
Ich wußte nicht um was es ging als ich abgeholt wurde
ich wurde zur politischen Abteilung gebracht
ich mußte dort mit dem Gesicht zur Wand stehn zwischen anderen
Häftlingen
Einige lagen blutend auf dem Boden
Dann wurde ich in ein Zimmer geführt
im Zimmer sah ich Boger und Dylewski
Sie sagten
Wir sind die politische Abteilung
Wir fragen nicht wir hören nur zu
Was du zu sagen hast mußt du selbst wissen
Ich wußte nicht was ich sagen sollte
und bat die Herren mich zu fragen
da wurde ich bewußtlos geschlagen
Als ich zu mir kam lag ich auf dem Korridor
Boger stand neben mir
Du Hund steh auf sagte er
Aber ich konnte nicht aufstehn
(Zeuge unterbricht sich erregt, trinkt Wasser)
Ich versuchte aufzustehn
konnte aber nicht
Boger trat nach mir
schließlich richtete ich mich an der Wand auf
Blut floß an mir herunter
auf die Kleider die Wand den Boden
überall war Blut
Der Kopf war zerschlagen der Kiefer die Nase
sicher hatten sie mich geschlagen als ich bewußtlos war
Die ganze Nacht mußte ich mit dem Gesicht zur Wand

im Korridor stehn
am nächsten Tag wurde ich wieder vernommen
dies dauerte mehrere Tage
und ich wußte nicht um was es ging
Ich kam in eine Stehzelle im Bunker
und mußte dort sechs Wochen bleiben
mit nach hinten gefesselten Händen
Jeden dritten Tag bekam ich etwas zu essen
In den Zellen neben mir starben die Häftlinge vor Hunger
Wenn ein Häftling am dritten Tag nichts zu essen bekam
so war er zum Hungertod verurteilt worden
Die Tür wurde nie geöffnet
Wir konnten schreien und alles und jeden verfluchen
niemand kam
Der Hunger endet nach fünf Tagen
Nach sieben Tagen beginnt der Durst
Die Durstzeit dauert etwa bis zum fünfzehnten Tag
Die Häftlinge schrien baten flehten
leckten die Wände ab und tranken den eignen Urin
Nach dreizehn Tagen fiel der Häftling zusammen
er hörte auf zu sprechen stöhnte nur noch
und versuchte vergeblich um Hilfe zu rufen
nach fünfzehn Tagen starb er
Eines Tages holte mich Boger
Ich stand wieder auf dem Korridor mit dem Gesicht zur Wand
und durfte mich nicht umdrehn
Wer sich umdrehte wurde mit dem Kopf an die Wand geschlagen
Als ich hereingerufen wurde sah ich auf dem Tisch
Teller mit Heringen stehn
den Bogersalat
Grabner fragte mich ob ich hungrig sei
Ich sagte nein denn ich war nicht hungrig
Ich weiß wann du zuletzt zu Mittag gegessen hast sagte Grabner
Du wirst heute mein gutes Herz kennenlernen
ich werde dir heute zu essen geben
dann rief er Boger und sagte ihm er solle mir Essen geben
Boger befahl mir zu essen

Ich konnte nicht essen denn meine Hände waren gefesselt
Die Schellen schnitten so tief ins Fleisch
daß ich heute noch Narben habe
(hebt die Hände)
Grabner öffnete mir die Handschellen
und Boger gab mir die Heringe
Sie waren furchtbar gesalzen
Nach der Hälfte des Tellers erbrach ich mich
Ich mußte das Erbrochene auflecken und wieder herabwürgen
Boger schlug mich bis ich alles aufgegessen hatte
Dann wurde ich im Hof an den rückwärts gefesselten Händen aufgehängt
Die Gelenke platzten fast die Schmerzen waren unerträglich
Mit kaltem Wasser wurde ich aus den Ohnmachten geweckt
Lachend drehte man mich hin und her um die Schmerzen zu steigern
Nach fünfzig Minuten wurde ich abgenommen und verhört
Wer jetzt nicht sprach bekam fünfundzwanzig Stockschläge
und ging dann wieder für fünfzig Minuten auf den Pfahl
Wer länger dort hängen blieb
dem starben die Arme ab
solche Häftlinge gab es im Bunker
Die kamen nicht mehr heraus
Wer immer noch nichts gesagt hatte
der kam auf die Schaukel
Zuerst wurde ein Häftling namens Janicki auf die Schaukel gebracht
und an Armen und Füßen festgebunden
er wurde in die richtige Lage gebracht
und dann von zwei Mann abwechselnd geschlagen
Janicki wurde von den Schlägen zerhackt
Als er auf dem Korridor lag öffnete er noch die Lippen
und streckte nach Wasser suchend die Zunge heraus
Boger schob ihm mit dem Stiefel
den Kopf auf die andre Seite
RI
Angeklagter Boger
haben Sie angesichts dieser Schilderung nichts zu sagen
(Boger blickt starr und schweigt)
Herr Boger

glauben Sie daß diese Darstellung des Zeugen
lügenhaft war
ANGEKL
Sie war voller Lücken und nicht in allen Teilen
der Wahrheit entsprechend
VERT
Der Zeuge Josef Kral ist nicht glaubwürdig
Er belastet andre um die Last von den eigenen Schultern zu werfen
ANKL
Die Tatsache daß Kral selbst als Kapo im Lager
geschlagen und andern Schaden zugefügt haben könnte
ändert nichts an den Aussagen des Zeugen
Es wird hier der Versuch unternommen mit dem Herbeirufen
von Angehörigen einer rechtsradikalen Organisation
die Aussagen des Zeugen in Frage zu stellen
Würden wir derartige Zeugen von denen der eine der
Herausgeber einer rechtsradikalen Zeitung ist
vor diesem Gericht anhören dann könnten wir gleich
alle Angeklagten freisprechen

ZEU
Wenn Kinder spielten so hörte ich oft wie sie sich zuriefen
paß auf du sonst kommst du ins Gas
und sie ahnten sofort wenn einer kam
um sie abzuholen
da verkrochen sie sich in die äußersten Winkel
und unter die Pritschen
und wurden an den Beinen hervorgezogen

ZEU
Mit furchtbarem Durst und entsetzlichen Schmerzen
wurde ich in den Stehbunker geschlossen
ich weiß nicht wieviel Tage ich dort verbrachte

in unaufhörlicher Angst
zur Erschießung geholt zu werden
Dann holte mich Boger
und mit andern Opfern stand ich nackt im Waschraum
und als Todesurteil wurde uns mit Blaustift
eine Nummer auf die Brust geschrieben
Fünftausendsiebenhunderteinundzwanzig war meine Nummer
Und dann ereignete es sich daß der Rapportführer kam und fragte
wieviele Häftlinge er als erschossen abbuchen sollte
und als er gegangen war und die Häftlinge nochmals nachgezählt wurden
zeigte es sich
daß einer zuviel war
und zwischen all den andern erhielt einer einen Tritt
und dieser eine war ich
Ich bekam meine Kleider zurück
und mußte die Leichen der erschossenen Kameraden
die je zu zweien nackt an die Wand geführt wurden
forträumen
Ich hörte wie Boger den Opfern jedesmal zuschrie
Kopf hoch
und ich sah wie er sie aus nächster Entfernung
in den Hinterkopf schoß
Auch auf der Rampe sah ich Boger
wie er die ankommenden Familien auseinanderriß
und die einen ins Gas schickte
und die andern ins Lager

ZEU
Der Arrestaufseher Schlage
hat Häftlinge in den Stehzellen verhungern lassen
RI
Angeklagter Schlage
wir fordern Sie auf
dazu Stellung zu nehmen

ANGEKL
Hohes Gericht
ich bitte folgendes zu Gehör zu bringen
Wenn ich so sagen darf
war ich an dem genannten Ort nur Schließer
Ich bekam meine Befehle von den Vorgesetzten
und daran hatte ich mich zu halten
ZEU
Die Verhungerten wurden aus den niedrigen Einschlupflöchern
mit Stangen aus den Zellen herausgezogen
ANGEKL
Davon weiß ich nichts
RI
Haben denn die Häftlinge allein regiert
ANGEKL
Wir Arrestaufseher mußten nur auf- und zuschließen
mehr hatten wir nicht zu tun
ANKL
Und wer hat das Totenbuch geführt
und die gefälschten Todesursachen eingetragen
und wer hat den Häftlingen das Essen gebracht
ANGEKL
Ich weiß es nicht
Ich hatte die eigenen Leute
die im oberen Stock im Arrest saßen
zu bewachen
Es waren manchmal bis zu achtzehn Mann da
Ich mußte aufpassen daß sie sich nicht das Leben nahmen
oder sonstige Dummheiten machten
ANGEKL
Ihr seht
unsre Gerechtigkeit erstreckte sich auch auf unsre Eignen
denn dies war das Gesetz
hart zu bleiben und jede Schwäche zu bekämpfen
und an nichts als an unser Volk zu denken
und an die Zukunft unseres Volkes

ZEU
Bednarek schlug
und wenn er geschlagen hatte
ging er in sein Zimmer und betete
RI
Und dann
ZEU
Dann kam er zurück und schlug weiter

ZEU
Wir mußten über spitze Kieselsteine laufen
schneller laufen schneller schneller
schrie Kaduk
dann mußten wir Sport treiben
wir mußten im Kreis hüpfen wie Frösche
schneller hüpfen schrie Kaduk schneller schneller
und wer nicht schneller hüpfte wurde geschlagen und getreten
ich sah einen älteren Mann
etwa sechzig Jahre alt
der fiel um und starb vor Erschöpfung
Kaduk wurde von den Häftlingen Professor genannt
weil er selbständig Selektionen vornahm
er ließ die Häftlinge im Hof antreten
und deutete mit einem Stock auf diejenigen
die vergast werden sollten

ANGEKL
Herr Vorsitzender
ich möchte ausdrücklich betonen
daß ich nie einen Menschen getötet habe
Wenn einmal getötet wurde so stand ich höchstens dabei
ANGEKL
Daß Kinder im Lager angekommen sind
ist mir völlig fremd

ZEU
Es waren dreißig vielleicht vierzig Kinder
sie spielten im Hof des Blocks Zwanzig
Die Häftlinge ringsum wußten was ihnen geschah
sie gaben ihnen vom besten was sie hatten
sogar ein Ball kam zum Vorschein
Nachmittags wurden sie hineingeführt und mußten sich auskleiden
und der Reihe nach antreten
In dieser Stunde lag Totenstille über Block Zwanzig
Man hörte nichts als manchmal einen Fall
einen dumpfen Schlag
wenn die Köpfe und Körper der ermordeten Kinder
im Waschraum zu Boden schlugen
Plötzlich kam Scherpe aus dem Zimmer heraus und sagte
Ich kann schon nicht mehr
und ging fort
Nach einer Weile kam an seiner Stelle Hantl
und tötete die Kinder
Im Lager wurde damals erzählt
daß Scherpe zusammenbrach

ZEU
Boger wurde auch genannt
Der Schwarze Tod
Da fährt der Schwarze Tod
sagten wir als er auf seinem Rad vorüberfuhr
Manchmal ging er zu Fuß
da watschelte er
nach Entenart
Kaduk wurde auch genannt
der heilige Doktor Kaduk
weil er eigenmächtig über Leben und Tod
von Häftlingen entschied
Im Duschraum zum Beispiel hielt er seinen Spazierstock
in einer Höhe von etwa fünfzig Zentimeter zwischen die Türpfosten

Die Häftlinge mußten sich ausziehn
und über den Stock springen
Wer dabei umfiel mußte auf die linke Seite
und wurde anschließend vergast
Wem der Sprung über den Stock gelang
wurde so geschlagen daß er zusammenbrach
Jetzt springt noch einmal rief Kaduk
und zum zweiten Mal gelang es nicht mehr
In der chirurgischen Abteilung waren Häftlinge
die waren so zerschlagen daß sie nicht liegen konnten
Wir hängten sie mit den Armen an Stricken auf
so daß sie auf den Knien schlafen konnten

ZEU
Ich sah Stark mit umgehängtem Karabiner
Gruppen von Häftlingen abführen
RI
Haben Sie ihn bei Erschießungen gesehn
ZEU
Da ich Stark jedesmal sehr erregt in die
Abteilung zurückkommen sah nehme ich an
daß er sich an der Erschießung beteiligt hatte
Jedesmal danach wusch er sich die Hände
und ließ sich die Schuhe putzen
auch mußten die Schreiber mit Handtüchern
alle Fliegen aus der Stube verjagen
Stark tobte in diesem Zustand
wenn er eine Fliege sah
Stark wusch sich auch die Hände
als er einmal eine Frau
die ein Kind im Arm trug und einen Jungen an der Hand hielt
abgeführt hatte
Sie wurden erschossen
weil der Junge einem der Wachtleute ein Kaninchen weggenommen
und damit gespielt hatte

VERT
Wir können nicht umhin
im Auftreten der Zeugen
die Ansätze einer Verschwörung zu erblicken
Es wird uns nur allzu deutlich
welche politischen Absichten hier die Aussagen bestimmen
über die untereinander zu verhandeln
die Zeugen reichlich Gelegenheit haben
ANKL
Ich muß mich mit aller Entschiedenheit
gegen diese Diffamierung der Zeugen wehren
Es wird hier ein Ton laut
der an den Ton jener Zeit erinnert
die wir hier untersuchen
VERT
Wer ist denn dieser Nebenkläger
mit seiner unpassenden Kleidung
Es entspricht mitteleuropäischen Gesellschaftsformen
mit geschlossener Robe im Gerichtssaal zu erscheinen

ZEU
Ich sah einen Lastwagen kommen mit einer Fracht von Kindern
Ein kleiner Junge sprang herunter
er hielt einen Apfel in der Hand
Ich sah Boger vor der Tür seiner Abteilung stehn
ich sah es von meinem Fenster aus
Das Kind stand da mit dem Apfel
Da ist Boger zu dem Kind gegangen
hat es bei den Füßen gepackt
und mit dem Kopf an die Baracke geschmettert
Dann hat er ruhig den Apfel aufgenommen und mir gesagt
ich solle das abwischen an der Wand
Als ich dann wieder zu Boger gerufen wurde
als Dolmetscherin zu einem Verhör
da sah ich ihn den Apfel des Kindes essen

RI
Das haben Sie mit eigenen Augen gesehn
ZEU
Das habe ich mit eigenen Augen gesehn
RI
Und das können Sie mit gutem Gewissen beschwören
ZEU
Das kann ich mit gutem Gewissen beschwören
Vieles durfte ich sehn und sie sagten zu mir
du kannst ruhig hierbleiben Dunja
Du kommst sowieso nie von hier heraus
du weißt zuviel
RI
Frau Zeugin
Was können Sie über die Schaukel sagen
ZEU
Die Schaukel war Bogers Werk
Er hat sich mit ihr gebrüstet und oft gesagt
Das ist meine Schreibmaschine
RI
Wie oft haben Sie gesehn daß ein Häftling starb
nach dem Herunternehmen von der Schaukel
ZEU
Wenigstens zwanzigmal
RI
In wenigstens zwanzig Fällen können Sie dafür bürgen
daß in Ihrer Gegenwart der Tod eingetreten ist
ZEU
In meiner Gegenwart
ja
RI
Angeklagter Boger
was haben Sie auf diese Angaben zu sagen
ANGEKL
Es entspricht der Wahrheit daß die Zeugin bei uns
in der politischen Abteilung als Dolmetscherin war
Jedoch nur in fünf Fällen

Sie war nie bei einer verschärften Vernehmung zugegen
Zur Sache mit dem Kind habe ich überhaupt nichts zu sagen
Das ist eine ungeheuerliche Erfindung
Totgeschlagen wurde bei der Vernehmung
von mir nicht ein einziger
Und nie war eine Dame bei der verschärften Vernehmung dabei

ZEU

Dame

ANGEKL *(ohne Verlegenheit, gekränkt)*

Das kann ich wohl heute sagen

ANGEKL

Wenn ich jetzt hier stehe dann nur deshalb
weil ich unschuldig sitze
Ich sehe in der Strafverfolgung nur einen Racheakt
Die Strafklage ist durch frühere Verurteilung
längst verbraucht

ANKL

Ihnen wird zur Last gelegt
Abtransport von Häftlingen zur Vergasung
eigenmächtige Aussonderung
zahlreiche Erschießungen und Mißhandlungen

ANGEKL

Ich bin in Auschwitz
völlig mit den Nerven herunter gewesen
Wenn Sie solche Aktionen sehen
dann sind Sie auch schockiert
Ich habe noch nie in meinem Leben
soviel getrunken wie in Auschwitz
sonst hätte ich es nicht ausgehalten

ZEU
Einmal bin ich durch eine Baracke gegangen
die war voll von Leichen
Da sah ich daß sich etwas rührte zwischen den Toten
Es war ein junges Mädchen
Ich habe es herausgezogen auf die Lagerstraße und gefragt
wer bist du wie lange bist du hier
Ich weiß es nicht sagte sie
Warum liegst du hier zwischen den Toten fragte ich
Da sagte sie
Mit den Lebenden kann ich nicht mehr leben
Ich gab ihr ein Stück Brot
Am Abend war sie tot

ANGEKL
Ich habe niemals im Lager einen Schuß abgegeben
Das ist die Wahrheit
Ich bleibe bei meiner Aussage
heute und in tausend Jahren
Ich hätte auch gar keine Furcht dies einzugestehen
denn es wäre nur die Erfüllung
eines dienstlichen Befehls gewesen
Was ich gesagt habe ist beim heiligen Eide wahr
ANGEKL
Ich fühle mich durch die Angaben nicht betroffen
und ich habe nichts dazu zu sagen
ANGEKL
Das ist mir nicht erinnerlich
ANGEKL
Ich sage grundsätzlich nur was ich weiß
ANKL
Wir können uns Fragen an dieser Stelle schenken
von dort sind doch nur Lügen zu erfahren
VERT
Dies sind Beleidigungen meiner Mandanten

die ich nicht durchgehen lassen kann
Ich wünsche sie protokolliert zu haben
VERT
Haben sich die beiden Zeugen nicht vorher besprochen
wohnen sie nicht möglicherweise im selben Hotel
ANKL
Diese Art von Befragung ist eine nationale Würdelosigkeit
Ich protestiere dagegen
daß die Zeugen solchen Diffamierungen ausgesetzt werden
RI
Als Arrestaufseher müssen Sie doch gewußt haben
daß die Leute in den Stehzellen verhungern
ANGEKL
Ich habe mich nicht darum gekümmert
ANGEKL
Ich habe darüber keine Klagen gehört
ANGEKL
Es ist nie etwas Besonderes vorgekommen
ANGEKL
Darauf kann ich keine Antwort geben
ANGEKL
Ich erinnere mich an keine besonderen Vorkommnisse
ANGEKL
Das ist mir ein Rätsel
ANGEKL
Ich bin nie auf der Rampe gewesen
ANGEKL
Wir sind nie auf der Rampe gewesen
Wir haben nur für Ordnung gesorgt
VERT
Jeder auch nur der leiseste Zweifel
muß zugunsten der Angeklagten ausschlagen

(Sommer 1964)

Martin Walser
Unser Auschwitz

Goethe, Lebensregel:
Willst Du Dir ein hübsch Leben zimmern,
Mußt Dich ums Vergangne nicht kümmern.

I

Der Prozeß gegen die Chargen von Auschwitz hat eine Bedeutung erhalten, die mit dem Rechtsgeschäft nichts mehr zu tun hat. Geschichtsforschung läuft mit, Enthüllung, moralische und politische Aufklärung einer Bevölkerung, die offenbar auf keinem anderen Wege zur Anerkennung des Geschehenen zu bringen war.
Über ein Jahr lang haben wir in der Zeitung gelesen, wie es zuging in Auschwitz. Wir waren vielleicht sogar im Gerichtssaal in Frankfurt. Wir kennen die Gesichter der Angeschuldigten, wir erinnern uns an einzelne Zeugen, und am meisten erinnern wir uns an fürchterliche Einzelheiten. Das Unglaubliche hat sich am tiefsten eingeprägt. Das Unvorstellbare hat den nachhaltigsten Eindruck gemacht. Jeder kennt momentan die schrecklichen Instrumente, kann einzelne Wörter zitieren aus dem Jargon der Täter, aus der Sprache der Opfer, weiß gewisse Gebäude und Plätze in Auschwitz und die dort geübten Mordpraktiken; man macht sich eine Vorstellung von der Beseitigung der Leichen, von den so und so und so mißhandelten und gemarterten Körpern. Über ein Jahr lang lasen wir Überschriften dieser Art: »Frauen lebend ins Feuer getrieben«, »Suppe und Straßenkot in den Mund gestopft«, »Todkranke von Ratten angenagt«, »Hähnchen und Vanilleeis für die Henker«, »Der Gnadenschuß in der Frühstückspause«, »In den Gaskammern schrien die Opfer fast 15 Minuten lang«, »In Auschwitz floß der Alkohol«, »Genickschüsse an der Schwarzen Wand«, »Die Folterschaukel von Auschwitz«, »Der Teufel sitzt auf der Anklagebank«, »Wie die Raubtiere« . . .

Kaduk und Boger werden am liebsten in den Zeitungen abgebildet. Sie sind Stars geworden. Reduziert auf die Dimension des Zitats. An ihnen hat man sofort den Inbegriff. Je scheußlicher die Einzelheit, desto genauer wurde sie uns mitgeteilt. Je unfaßbarer das Detail, desto deutlicher wurde es uns beschrieben.

So ist unser Gedächtnis jetzt angefüllt mit Furchtbarem. Und je furchtbarer die Auschwitz-Zitate sind, desto deutlicher wird ganz von selbst unsere Distanz zu Auschwitz. Mit diesen Geschehnissen, das wissen wir gewiß, mit diesen Scheußlichkeiten haben wir nichts zu tun. Diese Gemeinheiten sind nicht teilbar. In diesem Prozeß ist nicht von uns die Rede. Nicht umsonst werden die Angeschuldigten in den Berichten »Teufel« und »Henker« und »Raubtiere« genannt. Wer von uns ist schon ein Teufel, ein Henker, ein Raubtier. Tatsächlich, auf diese Distanz gebracht, läßt sich Auschwitz betrachten. Ja, Auschwitz bringt es sogar zu einer traurigen Art von Attraktion. Die Berichte über die Verbrechen in Auschwitz geraten ganz von selbst in die Nachbarschaft der Berichte über andere Verbrechen: »Siebzehn Bißwunden und Kopfverletzungen«, »Singend in den Tod«, »Der Hungertod dauert 15 Tage«.

Die Faszination, die das Grauenhafte auf uns ausübt, ist bekannt. Und Auschwitz scheint, wenn überhaupt, auf diesem Weg bei uns zur geschichtlichen Berühmtheit zu gelangen. Als Greuelzitat. Wir sind offenbar so. Kein Mensch, glaube ich, könnte des öfteren in Frankfurt im Gerichtssaal zuschauen, ohne von diesen schrecklichen Zitaten ebenso abgestoßen wie angezogen zu werden: Es ist die Frage, ob man sich der Natur dieser Faszination bewußt wird. Immer wieder taucht in den Zeitungsberichten das Wort »Inferno« auf. Dante wird beschworen. Schon einer der Herausgeber der Dokumente aus den Prozessen gegen die SS-Chargen von Buchenwald und Sachsenhausen schrieb: »Vielleicht hat die Phantasie eines Dante, der die Qualen der Hölle schilderte, die Realität der KZ-Verbrechen erahnt.« Oft genug taucht Dante jetzt wieder am Rande des Auschwitz-Prozesses auf. Man spricht von »dantesken Szenen«.

Die Berichterstatter wollen vielleicht der bloßen Brutalität der Schlagzeile entkommen und geraten in einen Zusammenhang, der dem Sachverhalt Auschwitz noch fremder ist als der tägliche Raub- oder Sexualmord. Auschwitz mit Dantes Inferno zu vergleichen ist fast eine Frechheit, falls nicht Unwissenheit mildernd ins Feld geführt werden kann. Im Inferno werden schließlich die »Sünden« von »Schuldigen« gesühnt. Dem Inferno

folgen immerhin noch Purgatorio und Paradiso. Die Menschen in Auschwitz wären grauenhaft überfragt gewesen, wenn sie einem durchwandelnden Dante hätten die Sünden aufsagen sollen, um derentwillen sie da gequält wurden. Und ihrer Qual folgte lediglich die Vernichtung.
Woher kommt aber die Neigung, die SS-Chargen für »Teufel« und »Bestien« zu halten und die Qualen der Menschen mit Dante zu umschreiben, also aus Auschwitz eine »Hölle« zu machen? Sicher auch daher, daß für den Berichterstatter Auschwitz einfach keine Realität ist. Wer dem Prozeß zusieht, kann ohne weiteres feststellen, daß Auschwitz nur noch für die »Häftlinge«, die überlebten, etwas Wirkliches ist. Die SS-Chargen beschreiben ihre damalige Tätigkeit, wie es die Taktik ihrer Verteidigung fordert. Das ist ihr gutes Recht. Trotzdem gesteht man ihnen nicht gern zu, daß es ihnen so leicht fällt, in ihrem Dienstplan-Jargon zu verbleiben. Und man weiß noch nicht einmal sicher, ob sie diesen Jargon nur benutzen, weil in ihm die Verantwortlichkeit des Einzelnen so gut wie unauffindbar ist, oder ob sie wirklich keine eigene Sprache haben für ihre Erinnerung an Auschwitz.
Was Auschwitz war, wissen nur die »Häftlinge«. Niemand sonst. Wenn ein ehemaliger »Häftling« im Gerichtssaal nicht weitersprechen kann, wenn er Mühe hat, die ehemaligen Quäler überhaupt anzuschauen, um einen zu erkennen, wenn er wie unter Zwang Redewendungen seiner Folterer wiederholt, Sätze, zwanzig Jahre alt, auch Sätze von Gefolterten, wenn ein paar Minuten lang das Gedächtnis seinen schlimmen Stoff einfach und unverarbeitet hergibt, dann wird ein wenig von Auschwitz real. Der Zeuge Johann Wrobel sagte im Prozeß gegen die Chargen von Sachsenhausen: »Als ich im Fernsehen Sorge und Schubert wiedersah, mußte ich weinen.« Es ist nicht Schuld der SS-Chargen, sondern die Art unseres menschlichen Gedächtnisses, daß die SS-Chargen nicht weinen müssen, wenn sie die ehemaligen »Häftlinge« jetzt wiedersehen. Unser Gedächtnis arbeitet zwar schwer durchschaubar weiter an unseren Erfahrungen, die es aufnimmt, aber wenn wir uns an eine Situation erinnern, so liefert uns das Gedächtnis zuerst einmal ein Abbild unserer damaligen Rolle in der Situation. Dann können wir, nach neueren Einsichten, unsere Rolle manipulieren, wir können sie bedauern, verleugnen, widerrufen. Aber eine wirkliche Macht über uns können diese Kommentare, die wir dem Gedächtnisstoff jetzt beigeben, nicht erringen. Deshalb sollte man sich nicht zu sehr darüber wundern, daß die Angeschuldigten oft lächeln,

oder fast ironisch wirkende Antworten geben. Das ist nicht Zynismus. Sie können auch heute die Auschwitz-Realität der »Häftlinge« nicht begreifen, weil ihnen ihr Gedächtnis ein ganz anderes Auschwitz aufbewahrt hat; ihr Auschwitz nämlich, das der SS-Chargen.

Auschwitz ist aber seiner »Häftlinge« wegen wichtig geworden, das an den »Häftlingen« Begangene ist der Prozeßstoff und unsere nationale Schwierigkeit. Und eben von dieser Realität des Lagers wissen wir noch weniger als von der der SS-Leute. Die Situation dieser absoluten Rechtlosigkeit ist uns einfach nicht vorstellbar. Weil wir uns also nicht hineindenken können in die Lage der »Häftlinge«, weil das Maß ihres Leidens über jeden bisherigen Begriff geht und weil wir uns deshalb auch von den unmittelbaren Tätern kein menschliches Bild machen können, deshalb heißt Auschwitz eine Hölle und die Täter sind Teufel. So könnte man sich erklären, warum immer, wenn von Auschwitz die Rede ist, solche aus unserer Welt hinausweisenden Wörter gebraucht werden.

Nun war aber Auschwitz nicht die Hölle, sondern ein deutsches Konzentrationslager. Und die »Häftlinge« waren keine Verdammten oder Halbverdammten eines christlichen Kosmos, sondern unschuldige Juden, Kommunisten und so weiter. Und die Folterer waren keine phantastischen Teufel, sondern Menschen wie du und ich. Deutsche, oder solche, die es werden wollten.

Unsere mangelnde Erfahrung und das Übermaß des Begangenen sind sicher ein Grund dafür, daß wir uns Auschwitz mit solchen Wörtern vom Halse halten. Man kapituliert einfach vor soviel »Unmenschlichkeit«. Dann sammelt man Zitate nach Maßgabe der darin spürbaren Brutalität. Die Bedingungen, die diese Brutalitäten ermöglichten, sind viel zu farblos, viel zu sehr im Historischen, im Politischen, im Sozialen zu Hause, also entschwinden sie uns vor dem saftigen Inbegriff eines SS-Mannes, den wir zur Bestie stilisieren. Ebensowenig kommt es uns ja bei Dante auf die Bedingungen an. Wir lösen die puren Scheußlichkeiten aus ihrem Zusammenhang, machen Dante zu einem Meister des Brutalen, dadurch wird er brauchbar zur Beschreibung der Scheußlichkeiten von Auschwitz, die uns auch erscheinen als Scheußlichkeiten an sich, als pure Brutalität. Aber wenn wir schon Dante und die christliche Hölle bloß um der Effekte wegen plündern und fälschen, so sollten wir doch ein bißchen genauer sein, wenn es um Auschwitz geht. Da spielen die Bedingungen eine zu große Rolle, da sind es überhaupt die Bedingungen, die Auschwitz unter uns

ermöglichten. Wie Auschwitz für die »Häftlinge« war, werden wir nie verstehen. Aber was geschah, daß es für diese »Häftlinge« ein Auschwitz gab, das sollte nicht in einer Flucht zu phantastischen Umschreibungen – halb Bildzeitung, halb Dante – verlorengehen.

Auschwitz ist überhaupt nichts Phantastisches, sondern eine Anstalt, die der deutsche Staat mit großer Folgerichtigkeit entwickelte zur Ausbeutung und Vernichtung von Menschen. Wenn man mit wehleidiger Lust (die sich auch als nationaler Protest äußern kann) in der Zeitung die brutalen Fakten zur Kenntnis nimmt, vergißt man leicht, daß all diese mittelalterlich bunten Quälereien eher gegen das System veranstaltet wurden. Unsere Nationalsozialisten waren ja erst am Anfang. Persönliche Grausamkeit hätte über kurz oder lang kaum mehr eine Rolle spielen dürfen. »Fleißaufgaben« nannte der ehemalige »Häftling« Dr. Wolken die grausamen Praktiken der SS-Chargen. Man vergißt angesichts der einprägsamen Folterer, daß das schlechtere Idealisten waren als die besseren Idealisten, die das System entworfen hatten. Es sollte wirklich, wie Ossietzky sah, die »Zeit des desinfizierten Marterpfahls« werden.

Man muß sich die Todesfabrik vorstellen ohne die Requisiten und Eigenschaften, die jetzt den Angeschuldigten vorgeworfen werden: also ohne Kaduks Bergsteigerstock; ohne Bogers Schaukel, ohne Broads Wunsch, die hübscheren Frauen zuerst erschießen zu lassen; ohne Hofmanns »Sportmachen«; ohne Baretzkis tödlichen »Spezialschlag« mit der Handkante; ohne Starks politischen Eifer gegenüber Sowjetkommissaren; ohne Capesius' Anfälligkeit gegenüber gewissen Wertsachen; ohne Klehrs Sucht, den Mediziner zu spielen; ohne Bednariks Lust, mit Stühlen totzuschlagen; ohne Schaufelstiele, Ochsenziemer und Wasserschläuche ... Auschwitz ohne diese »Farben« ist das wirklichere Auschwitz. Selektion an der Rampe, Transport in die Kammern, Zyklon B, Verbrennungsöfen. Und: wer nicht ermordet wird, arbeitet bei Krupp, bei der I.G., bis er daran stirbt oder auch ermordet wird. Das ist das Betriebssystem. So wurde es von den Idealisten des Nationalsozialismus entwickelt. Als Glied eines umfassenderen Systems. Die persönlichen Befriedigungen der Funktionäre wurden bekämpft und wären sicher gänzlich unterdrückt worden in unseliger Friedenszeit.

In den Nürnberger Prozessen war viel mehr zu erfahren über das sogenannte Dritte Reich als im Auschwitz-Prozeß. Trotzdem war die Wirkung dieser Prozesse auf uns alle sehr gering. Das kann nicht nur daran

liegen, daß wir uns unsere Führer nicht von ausländischen Gerichten verurteilen lassen wollten. Es lag vielleicht auch daran, daß wir noch keinen Sinn haben für das Asoziale, das fein bürgerlich auftritt und sich, bevor es handelt, zuerst legitimiert. Die Prozeßmaterie von Nürnberg war offenbar nicht zu popularisieren. Da wurde immerhin der Versuch gemacht, den geschichtlichen Hergang auf Handlungen und Entscheidungen von Einzelnen und Organisationen zurückzuführen und Verantwortlichkeit festzustellen. Im Auschwitz-Prozeß sitzen nur noch Chargen auf der Bank. Handlanger, Henker, Verführte. Produkte eines heftigen deutschen Erziehungsaufwandes. Täter im altmodischsten Wortsinn. Und wenn schon Teufel, dann eher arme Teufel. Je kleiner die Charge, desto mehr war sie angewiesen auf handfeste Tat. Und je handfester die Tat, desto leichter herauszulösen aus den Bedingungen des Systems, aus unserer deutschen Geschichte von 1918 bis 1945. Und so lange löst man die Tat als ein persönliches Verbrechen heraus aus unserem nationalen Zusammenhang, bis nichts mehr übrigbleibt als die pure Brutalität.

Ein faszinierendes Zitat, das nimmt man willig-widerwillig erschauernd zur Kenntnis und denkt noch: ich bin nicht wie die. Wer von uns ist schon ein Teufel, eine Bestie, ein Raubtier? Keiner von uns. Aber wer von uns erliegt nicht der Faszination, dieser hin- und herstreitenden Empfindung, angesichts der puren und deshalb gleißenden Brutalität der Figuren, die wir zu Teufeln und Raubtieren stilisierten! Natürlich verabscheuen wir den Täter. Das gehört ja mit zu unserer intimen Auseinandersetzung. Wir empfinden den Unterschied. Und wir nehmen Anteil am Opfer. Der Schmerz der Opfer, die aus Dantes Wortschatz entlehnte Qual, dieser Teil des Zitats ist dringend notwendig für unser Erlebnis. Erst durch den hilflosen Versuch, uns auf die Seite des Opfers zu stellen oder uns, so gut es gehen will, wenigstens vorzustellen, wie schrecklich da gelitten wurde, erst durch diese Anteilnahme wird uns der Täter so verabscheuungswürdig und brutal, wie wir ihn für unsere realitätsarme, aber momentan heftige Empfindung brauchen.

Mit ein wenig Ruhe könnten wir natürlich einsehen, daß es uns nicht gelingt, Anteil zu nehmen am Schmerz der Opfer. Was heißt das denn, wir nehmen Anteil? Wieviel gilt uns unser Bedauern? Hilft es uns, irgend etwas zu tun? Es ist sogar möglich, daß unser Interesse an den Opfern geringer ist als das Interesse an den Grausamkeiten, denen sie damals ausgesetzt waren. Wie lange werden wir die Auschwitz-Zitate mit uns her-

umtragen? Ich glaube, wir werden Auschwitz bald wieder vergessen haben, wenn wir es kennenlernen nur als eine Sammlung subjektiver Brutalitäten. Warum vergessen wir die täglichen Raub- und Sexualmorde, sobald die Täter in den Zuchthäusern verschwunden sind? Vielleicht doch, weil in den Berichten über diese Fälle das Faktische die Hauptrolle spielte. Ob mit dem Hammer, und wie und wie oft, und ob in der Küche oder auf dem Bootssteg, das spielt die Hauptrolle. Es heißt, das wirke bei Empfänglichen, bei Jugendlichen etwa, im Unbewußten nach. Wir nehmen es mit hin- und herstreitender Empfindung zur Kenntnis, eher kulinarisch als kritisch, dann vergessen wir es wieder und nehmen am nächsten Tag den nächsten Mord ebenso zur Kenntnis. Es kommt kaum vor, daß sich von Mord zu Mord eine Einsicht steigert in die Bedingtheiten solcher Taten. Die gegenständliche Fülle der Nachrichten und die darin enthaltene Brutalität unterbindet die Reflexion. Das Bewußtsein bleibt leer. Und weil weder Höß noch Heydrich, noch Himmler, noch irgendein Rassenideologe oder I.G.-Generaldirektor auf der Anklagebank sitzt, wäre es immerhin denkbar, daß der Auschwitz-Prozeß für uns zu einem monströsen Wust von sensationellen Mordprozessen würde, und wir hätten damit nur noch als Konsumenten greller Schlagzeilen zu tun. Und die sind vergessen, sobald sie durch neue Schlagzeilen abgelöst werden.

Wer weiß denn noch, wie es zuging in Buchenwald und Sachsenhausen? Die Prozesse gegen Sommer, den »Henker von Buchenwald«, gegen den »Eisernen Gustav« und den »Pistolen-Schubert« waren Dokumentationen ganz ungeheurer subjektiver Grausamkeiten. Da verbietet sich jeder Vergleich. Und wir wurden unterrichtet über die schrecklichen Einfälle jener Angeklagten. Haben diese Brutalitäten unser Bewußtsein erreicht? Haben sie uns darüber belehrt, was Faschismus ist? Haben sie vermocht, jene verfilzte Liaison zwischen Faschismus und Deutschtümelei aufzusprengen, die nicht nur in niedersächsischen Köpfen überlebte? Sind wir etwa politischer geworden gegenüber dem Osten, das heißt vernünftiger und bescheidener in unseren Ansprüchen? Begreifen wir ein bißchen besser, wie tief der Schrecken denen noch in den Knochen sitzen muß nach unserem letzten Auftritt? Sind wir vorsichtiger geworden gegenüber unserer idealistischen Begabung, die uns immer dazu verleitet, Weltanschauungen aufzubauen wie Verliese, für uns und für die, die wir zu idealen Feinden stilisieren, und das so lange, bis wir (und die Feinde) uns so verhalten

müssen, wie es sich für Verfeindete gehört? Was sich in Auschwitz austobte, stammt schließlich auch aus alter Schule, ist von schlechten Eltern. Juden und Slawen, darauf waren wir gedrillt seit langem. Zur Zeit schulen wir um auf Kommunisten.

II

Wenn die KZ-Prozesse, wie es heißt, ein Beweis sein sollen, daß wir uns nicht scheuen, unsere Vergangenheit zu »bewältigen«, müßten sie ja irgend einen politischen Effekt haben. Daß die Prozesse überhaupt stattfinden, ist strafrechtlich notwendig und kein Beweis für eine politische Entkrampfung. Aber die Sorge, Sommer und Schubert und ihre Kollegen aus Auschwitz können uns von den Staatsanwälten nur in ihren subjektiven Taten vorgestellt werden, und die sind der Art, daß unsere Distanz in keiner Sekunde in Gefahr ist. Wir haben von 33 bis 45 sozusagen in einem anderen Staat gelebt als die Angeklagten.

In der Anklageschrift für den Auschwitz-Prozeß haben die Staatsanwälte eine gründliche Fundierung aller erhobenen Anschuldigungen gegeben. Sie haben die Täter und ihre Taten eingebettet in die Wirklichkeit des sogenannten Dritten Reiches. Aber im Prozeß selber und in der Berichterstattung über den Prozeß konnte von der uns alle betreffenden Wirklichkeit jenes »Reiches« nur noch dann die Rede sein, als die Sachverständigen, die Historiker ihre Gutachten ablieferten. Das ist verständlich, weil ja der Prozeß nur von den Taten handeln kann, für die Täter zu finden sind. Daß aber diese Täter bis zu irgend einem Zeitpunkt zwischen 1918 und 1945 mit uns allen verwechselbar ähnlich waren, daß sie dann durch spezielle Umstände den Weg nahmen, der sie in diesen Prozeß führte, das kann in einem solchen Prozeß nicht hinreichend zur Sprache kommen. Da ist die Rede nur von Taten, die wir nicht getan hätten; entweder weil wir überhaupt zu denen gehören, die Taten nur ermöglichen, ohne sie zu tun; oder weil wir, als an der Ermöglichung dieser Taten gearbeitet wurde, noch zu jung waren, oder schlau genug, uns in nutzbringender Entfernung zu halten.

Ganz ohne Zweifel ist auch, daß wir Deutschen von diesen Brutalitäten keine Ahnung hatten. Auch das ist ein Effekt dieses Prozesses. Wir kommen auch als Mitwisser nicht mehr in Frage. Angesichts dieser zwar

systematisch vorbereiteten, aber dann doch in gleißender Subjektivität vollzogenen Brutalitäten verlieren wir den Rest von nationaler Solidarität mit den Tätern. Wir vergessen, sozusagen vom Ergebnis betäubt, daß wir zumindest geduldige Zeugen waren, als sich von 1933 bis 1943 ein Schritt nach dem anderen sichtbar vor uns vollzog: Von der »Verordnung zum Schutz von Volk und Staat« (28. 2. 33) zum »Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums« (7. 4. 33), zum »Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre« (15. 9. 35) bis hin zu den Verordnungen, die die Kristallnacht ermöglichten, und den im gleichen November erlassenen Verordnungen, die ihr Ziel dann anno 43 erreichten in der »13. Verordnung zum Reichsbürgergesetz«, die die jüdischen Bürger endgültig der Willkür der SS auslieferte. Sollten wir noch ein Gefühl dafür gehabt haben, daß wir dieser Entwicklung zu geduldig zugeschaut hätten, dann sagen wir uns jetzt ganz heftig: wir haben nichts gewußt.

Und tatsächlich: die monströse Wirklichkeit von Auschwitz darf wohl auch über die Vorstellungskraft jenes Bürgers gehen, der geduldig zusieht, wie Juden und Kommunisten aus seiner Umgebung verschwinden. Andererseits wäre aber der Auschwitz-Prozeß doch ein fatales Ereignis, wenn die Ungeheuerlichkeit der Prozeß-Materie dazu führte, daß wir in Zukunft das sogenannte Dritte Reich nur noch aus der Distanz sähen, aus der wir die Scheußlichkeiten von Auschwitz zur Kenntnis nehmen. Man muß leider vermuten, daß wir jenem Staat näher waren als wir seiner Manifestation in Auschwitz gegenüber wahrhaben wollen.

Oder geht mich Auschwitz überhaupt nichts an? Wenn in Auschwitz etwas Deutsches zum Ausbruch kam, was ist dann in mir das Deutsche, das dort zum Ausbruch kam? Ich verspüre meinen Anteil an Auschwitz nicht, das ist ganz sicher. Also dort, wo das Schamgefühl sich regen, wo Gewissen sich melden müßte, bin ich nicht betroffen. Nun fällt es mir allerdings immer schwer, das Deutsche in meinem Wesen aufzufinden. (Ich kann nur hoffen, daß andere Landsleute, wenn sie's genau genug nehmen, damit auch ihre Schwierigkeiten haben.) Und trotzdem soll ich mich jetzt, Auschwitz gegenüber, hineinverwickelt sehen in das großdeutsche Verbrechen.

Die idealistischen Denk-Künstler, inländischer und ausländischer Herkunft, haben uns seit 1945 hilfreich bewiesen, daß es keine Kollektivschuld gebe. Dieser Beweis macht einem Idealisten keine Mühe. Er liebt es, seine Vorstellung von personaler Verantwortlichkeit so hoch als möglich zu schrauben. Er will etwas verlangen können vom Menschen. Vom Einzelnen.

Vom Individuum. Dieses Unteilbare sei willensfrei, findet oder verfügt der Idealist. Wie sehr zusammengesetzt aus biologischer und politischer Geschichte so ein Individuum ist, spielt da keine Rolle. Keine Rolle darf spielen die Erfahrung unserer Idealisten von 1918 bis heute, die zeigt, welche grotesk verschiedenen Haltungen das unteilbare Individuum kurz nacheinander (und sogar gleichzeitig) einnehmen kann. Auf jeden Fall: seit 1945 und angesichts des Auschwitz-Prozesses kommt uns das idealistische Schlupfloch sehr zustatten. Da jeder für sich verantwortlich ist, hat jeder seine Taten selber zu verantworten und nur seine Taten. Wurde einer »schuldig«, so ist das seine Sache.

Und das bestätigt sich jeder von uns leicht durch sein Gefühl vollkommener Unschuld, wenn er etwa von Auschwitz hört. Aber vielleicht kommt das doch daher, weil sich die eigene Zugehörigkeit zum völkischen oder nationalen Kollektiv wirklich nicht spüren läßt. Wer, anstatt sein sauberes Gewissen zu erforschen und sein Schamgefühl zu befragen, nachdächte über den willkürlichen und mehr noch unwillkürlichen Anteil, den man hat an den Wirkungen des Kollektivs, der könnte nicht mehr so leicht sagen: die Taten sind bloß die Sache der Täter. Wählten wir die Bezeichnungen für unsere menschliche Art ein bißchen genauer, uns angemessener, also realistischer, dann wären die Ursachen so wichtig wie die Sachen. Dann wäre einer, der aus einem kleinen Kerl einen großen Mörder macht, so verantwortlich wie der, der den Mord besorgt. Und wer am Mord bloß viel Geld verdient hat und jetzt wieder Konzerne bastelt oder Fabriken dirigiert, der bekäme zumindest öffentlich zugewiesen seinen Anteil am vielfachen Mord. Aber das idealistische Strafrecht schaut am liebsten auf die Hände. Und die sind einfach nicht blutig beim politischen oder wirtschaftlichen Verursacher. Das ist gut bürgerliche Justiz. Je weiter unten einer hantierte, desto schlechter ist er dran. Kollektivschuld gibt es nicht. Und von Kollektiv-Ursache sprechen wir lieber nicht.

Wie nah kommt doch da der bürgerliche Individualist dem Anarchismus! Warum dann überhaupt noch Volk oder Staat, wenn ich mich im prekären Fall auf mein persönliches Unschuldsgefühl berufen kann? Daß mein Schamgefühl oder mein Gewissen sich nicht auf Staatliches oder Völkisches erstreckt, weiß ich ohnehin. Und was an mir deutsch ist, fällt wahrscheinlich bloß einem Ausländer auf. Aber ich kann darüber nachdenken, auf welche Weise und wie sehr ich heute dem westdeutschen Staat angehöre, auf welche Weise und in welchem Ausmaß das sogenannte Dritte

Reich sich auch als mein staatlicher Ausdruck manifestieren durfte. Meine Staatsangehörigkeit ist konkret. Man kann auf die Bewandtnis, die es mit der Staatsangehörigkeit hat, allerdings nicht kommen durch Empfindung, sondern allenfalls durch eine Art Denken.

Der Idealist läßt es sich wohl sein bei der Vorstellung, der Volksgenosse von Goethe, Kant und Hegel zu sein (vielleicht auch noch von Marx). Aber mit Goebbels, Göring, Heydrich und Himmler hat er nichts gemein (vielleicht noch mit Ludendorff). Wenn aber Volk und Staat überhaupt noch sinnvolle Bezeichnungen sind für ein Politisches, für ein Kollektiv also, das in der Geschichte auftritt, in dessen Namen Recht gesprochen oder gebrochen wird, dann ist alles, was geschieht, durch dieses Kollektiv bedingt, dann ist in diesem Kollektiv die Ursache für alles zu suchen. Dann ist keine Tat mehr bloß subjektiv. Dann ist Auschwitz eine großdeutsche Sache. Dann gehört jeder zu irgend einem Teil zu der Ursache von Auschwitz. Dann wäre es eines jeden Sache, diesen Anteil aufzufinden. Es muß einer doch nicht in der SS gewesen sein.

Beobachtet man sich und auch andere bei der Begegnung mit dem Auschwitz-Prozeß, dann erfährt man, daß er, als ein Musterprozeß gegen sozial bedingte Asoziale, in uns lehrbuchhaft sauber unsere eigenen idealistischen und asozialen Erbschaften mobilisiert: unseren Anteil an Auschwitz.

Ohne weiteres entlarvt sich der national-wehleidige Protest gegen den Prozeß als die denkbar dümmste Art, sich heute als deutscher Idealist (oder Faschist) um den Ruf des Vaterlandes zu sorgen. Auf die traurigste Weise idealistisch ist aber auch unsere Distanz zu den SS-Chargen. Wir sind nicht wie die! Aber gleichzeitig finden wir die Strafe, die diese SS-Chargen erwartet, lächerlich unangemessen, wenn wir an die entsetzlichen »Fleißaufgaben« denken, die sie in Auschwitz erfüllten. Offenbar glauben wir noch immer, eine Tat könne gesühnt werden. Und nun gar diese über jeden bisherigen Begriff gehende Tat Auschwitz! Aber wahrscheinlich wollen wir einfach unsere Ruhe haben. Vergeltung und Schluß. Wenn die Täter wenigstens ein bißchen so behandelt würden, wie sie selber handelten, wäre uns schon wohler. So ziehen uns die SS-Chargen in ihre idealistische Praxis. So gerät man in den Sog des Asozialen. So kapituliert man vor der Anstrengung, den asozialen Instinkt ohne Befriedigung zu lassen. Man will seine Ruhe. Und die trägt den schönen Namen Gerechtigkeit. Daß es für solche Taten keinen Ausgleich, keine Sühne gibt, ist uns unangenehm.

Wir wollen heraus sein aus dieser Geschichte. Und die Justiz soll uns dazu verhelfen. Und was machen wir mit dem Leiden der »Häftlinge«? Weil es uns nicht gelingen kann, da irgendeinen Sinn hineinzukonstruieren, der uns befriedigen könnte, flüchtet sich unser Instinkt wieder zur Vergeltung. Als wäre dann dieses Unmaß an Leiden schon ein bißchen weniger sinnlos. Wir scheuen die Anstrengung, Auschwitz als ein sinnloses, nie mehr zu sühnendes Morden in unser Bewußtsein aufzunehmen. Wir klammern uns an die subjektiven Brutalitäten. Die ziehen uns an und stoßen uns ab. Wir lassen uns anziehen und abstoßen. Wir isolieren die Brutalitäten, die Ursachen langweilen uns. Die gesicherte Distanz zu den »Teufeln« und »Bestien« erlaubt uns, die gleißenden Zitate als Futter für unser eigenes, geheim gehaltenes Asoziales zu konsumieren. Das können wir uns umso leichter gestatten, als wir ja den Opfern unser ganzes kraftloses Bedauern entgegenbringen. Und die Justiz wird den gesellschaftlichen Auftrag schon erfüllen und die Sache rechtsgemäß erledigen.

Das ist so, weil wir so sind. Unter Menschen ist das Talent zum Sozialen, das der Idealist das Humane nennt, immer noch so schwach, das Asoziale noch so stark, daß die Täter nichts dazu lernen können, und alle die auf die Seite der Täter gehören. Nur die Opfer, soweit sie noch das bloße Leben haben, und die, die auf der Seite der Opfer sind, die können weder Auschwitz vergessen noch so weiterleben, als hätte Auschwitz nie stattgefunden. Für uns aber wird Auschwitz keine Folgen haben. Was jetzt dem primitiven Politiker sein Antikommunismus oder seine Atombombe oder die Todesstrafe, das ist dem Feingeist sein subtiles Verhältnis zur Grausamkeit. Unser Asoziales hat weiterhin seine groben und feinen Funktionäre; wie geheim es sich auch momentan gibt, es kann mobilisiert werden. Natürlich wird sich Auschwitz nie wiederholen. Der nächste Triumph des Asozialen wird sich anders ausstaffieren. Deshalb ist es ja so sinnlos und befriedigend, Auschwitz nur in seinen einmaligen Fakten und sozusagen nur mit den Nerven wahrzunehmen. Aber bitte, wir haben momentan, als Gesellschaft, Erfolg. Und Erfolg macht unempfindlich. Das Bewußtsein hat kein Bedürfnis. Aber die Nerven brauchen starke Dosen. Möglich, es wird uns gegen Ende des Jahrhunderts wieder so langweilig, wie es den feineren Menschen schon am Jahrhundertanfang war. Am Ende kommen wir wieder auf Ideen. Und das ist gern der Anfang des Schrecklichen.

Anmerkungen der Redaktion

Faux Départs, zu deutsch: mißlungene Anfänge oder Fehlstarts, heißt ein Prosawerk, an dem Samuel Beckett arbeitet. Den hier gedruckten Text hat Elmar Tophoven aus dem Manuskript übersetzt.

Pentti Saarikoski, geboren 1937, lebt in Helsinki. Er hat die klassischen Altertumswissenschaften sowie die politische Geschichte studiert und Xenophon sowie die sapphischen Gedichte ins Finnische übersetzt. Außerdem hat er zu mehreren Filmen das Drehbuch geschrieben. Er arbeitet an einer ersten finnischen Übertragung des *Ulysses*. Veröffentlichungen: *Runoja* (Gedichte. Otava. Helsinki 1957); *Toisia runoja* (Gedichte. Otava 1958); *Runot ja hipponaksin runot* (Gedichte. Otava 1959); *Nenän pakinoita* (Prosa. Otava 1960); *Maailmasta* (Gedichte. Otava 1962); *Nenän toisia pakinoita* (Prosa. Otava 1962); *Paavi ja tsaari* (Gedicht. Otava 1962).
Was geschieht in Wirklichkeit ist der endgültige Titel des letztgenannten Buches, das ursprünglich *Papst und Zar* hieß. Der hier gegebene Text ist eine gekürzte Fassung, die der Übersetzer, Manfred Peter Hein, zusammen mit dem Autor hergestellt hat.

Martina Werner ist 1929 in Köln geboren. Sie hat als Redakteurin für eine Lokalzeitung und als Fernsehkritikerin gearbeitet. Die *Monogramme* (aus einem größeren Manuskript) sind ihre erste Veröffentlichung.

Peter O. Chotjewitz. Geboren 1934 in Berlin. Erlernter Beruf: Maler, Anstreicher, Tapezierer. Abendabitur. Studium in Frankfurt, München, Berlin. Arbeitet in Berlin als Referendar. Bisher »keine nennenswerten Veröffentlichungen«.

Karl Markus Michels Essay *Die sprachlose Intelligenz* wird in späteren *Kursbüchern* fortgesetzt werden. Der hier abgedruckte erste Teil beschäftigt sich, wie seine Überschrift sagt, mit den *Voraussetzungen* einer Lage, die in der Folge analysiert werden soll.

Der *Streit um Worte* zwischen Jean-Paul Sartre, Yves Berger und Claude Simon liegt jetzt ein Jahr zurück. Unmittelbar veranlaßt hat ihn Sartre selbst. Kurz nach der Ver-

öffentlichung des ersten Bandes seiner Autobiographie *Les Mots* hat er der Zeitung *Le Monde* ein Interview gegeben und wenige Tage später einige Punkte darin durch einen Brief präzisiert. Simon antwortete ihm in der Wochenzeitung *L'Express*. Das zweite Sartre-Interview, gegeben im Frühjahr 1964 der Monatsschrift *Clarté* (mensuel de l'union des étudiants communistes de france Nr. 55, März/April 1964), nimmt auf diese Polemik nicht unmittelbar Bezug, erörtert aber Fragen, die mit ihr zusammenhängen. Die Auseinandersetzung scheint uns von prinzipiellem Interesse und heute so aktuell zu sein wie im Augenblick, zu dem sie geführt worden ist. Wir danken den genannten Redaktionen, sowie Claude Simon, für die Genehmigung zu einem Abdruck in deutscher Sprache. Die Übersetzungen stammen von Helmut Scheffel.

Die *Frankfurter Auszüge* von Peter Weiss erheben weder den Anspruch, ein Werk der Literatur, noch den, ein Dokument im strengen Sinn dieses Wortes zu sein. Weiss hat die Verhandlungen des Auschwitz-Prozesses im Frühsommer 1964 besucht und darüber an Hand von stenographischen Notizen ein Gedächtnisprotokoll verfaßt, das sich von einer Tonbandaufnahme in doppelter Hinsicht unterscheidet. Zunächst ist sein Text, wie der Titel *Auszüge* sagt, das Ergebnis einer Wahl. Zweitens hat sich das Gehörte im Bewußtsein des Schriftstellers verändert. Diese Veränderung ist nicht das Resultat eines absichtlichen Eingriffs. Wie jeder Zeuge – also auch die Zeugen, die vor Gericht auftreten – hat Peter Weiss versucht, zu verstehen, was er gehört hat, und damit das Gehörte formalisiert. Die *Frankfurter Auszüge* handeln also von drei Vorgängen: dem, was in Auschwitz, dem, was in Frankfurt, und dem, was in einem Mann vorgegangen ist, der in Frankfurt war.
Peter Weiss hat im Frühjahr 1965 ein Theaterstück vollendet, das den vorläufigen Titel *Die Ermittlung* trägt. Die *Frankfurter Auszüge* sind ein Teil seiner Vorarbeiten zu diesem Drama.

Martin Walsers Aufsatz *Unser Auschwitz* ist zum ersten Mal in der Frankfurter *Abendpost* vom 13./14. März 1965 erschienen. Der hier abgedruckte Text ist eine erweiterte Fassung.

Im literarischen Programm
des Walter-Verlages
erscheinen Werke von

Alfred Andersch
Hans Carl Artmann
Konrad Bayer
Reinhard Baumgart
Peter Bichsel
Hans Boesch
Alfred Döblin
Manfred Esser
Peter Faecke
Martin Gregor-Dellin
Helmut Heißenbüttel
Ludwig Hohl
Alexander Kluge
Markus Kutter
Klaus Nonnenmann
Wolfdietrich Schnurre
Jörg Steiner
Wolfgang Weyrauch
Gabriele Wohmann
Gerda Zeltner-Neukomm
Sherwood Anderson
Isaak Babel
Vitaliano Brancati
Jean Cayrol
Nathalia Ginzburg
Mendele Moicher Sfurim
Leonardo Sciascia
Elio Vittorini

Walter-Verlag Olten
und Freiburg im Breisgau

Böll

Heinrich Böll: 1947 bis 1951. Der Zug war pünktlich. Wo warst du, Adam? und 26 Erzählungen. 4. Auflage. 496 Seiten. Leinen. 11,80 DM

Küpper

Heinz Küpper: Simplicius 45. 2. Auflage. Roman. 214 Seiten. Leinen. 14.80 DM

Jehn

Margarete Jehn: Der Bussard über uns. Ausgezeichnet mit dem Hörspielpreis der Kriegsblinden. 48 Seiten. Englische Broschur. 4,90 DM

Middelhauve

Wir informieren Sie über unser Verlagsprogramm
Friedrich Middelhauve Verlag
5 Köln-Mülheim
Postfach 265

edition suhrkamp

Jeder Band kostet 3 Mark

Wolfgang Abendroth
Sozialgeschichte der europäischen Arbeiterbewegung

Erstausgabe. Entstehung und Entwicklung der Arbeiter-Association, ihr Verhältnis zu den politischen Parteien, ihre Rolle in der Gesellschaft und der neueren Geschichte.

Existenzialismus und Marxismus
Eine Kontroverse zwischen Sartre, Garaudy, Hyppolite, Vigier, Orcel

Erstausgabe. Das Protokoll eines Streitgesprächs, das im Dezember 1961 in Paris stattfand. Es sollte geklärt werden, ob die Dialektik nur ein Gesetz der Geschichte oder auch ein Naturgesetz sei. Im Anhang eine Untersuchung von Alfred Schmidt.

Henri Lefèbvre
Probleme des Marxismus, heute

Erstausgabe. Der Autor geht von der Kritik des Stalinismus aus und erläutert die Lehre von Marx, ihre historischen Voraussetzungen und ihre Aktualität.

Otto Kirchheimer
Politik und Verfassung

Erstausgabe. In diesem Band sind vier berühmte Aufsätze des Autors vereinigt, in denen er gesellschaftliche Verhältnisse und deren Ausdruck in Justiz, Verfassung und Politik untersucht. Sie gehen aus von der Frage nach der Dialektik von Macht und Recht.

Herbert Marcuse
Kultur und Gesellschaft 1

Erstausgabe. Der Band enthält vier der berühmtesten Essays Marcuses aus den Jahren 1934 bis 1938. Sie halten der Realität und der Geschichte ihre besseren Möglichkeiten vor, üben Kritik mit vorwärtsgerichtetem Blick, leben von der Hoffnung, daß Vernunft zu verwirklichen sei.

75 W 2003

Kursbuch 2

Inhalt

Frantz Fanon, Von der Gewalt
Carlos Fuentes, Rede an die Bürger der USA
Fidel Castro, Rede vor den Vereinten Nationen
Joan Robinson, Von China aus gesehen
Roland Barthes, Afrikanische Grammatik

Dossier 1: Der Iran und sein Wohltäter

Dossier 2: Apartheid als Geschäft

Dossier 3: Entwicklungshilfe oder Ausbeutung
Eine Debatte aus Schweden

Dossier 4: Volkes Stimme
Deutsche Leserbriefe über die dritte Welt

Hans Magnus Enzensberger, Europäische Peripherie